s.
ichte
n
as
thum

Philosophische
Studien über das Christenthum

von

August Nicolas,

Rechtsanwalt am königlichen Gerichtshofe zu Bordeaux.

Ich will nicht, daß man eine Philosophie habe für die Wissenschaft und wieder eine andere für die Religion.

Portalis (De l'usage et de l'abus de l'esprit philosophique).

Aus dem Französischen nach der 7. Auflage übersetzt und nach der neuesten sehr verbessert

von

Silvester Hester.

I. Band.

Vierte Auflage.

Paderborn,
Verlag von Ferdinand Schöningh.

1860.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Approbation Sr. Bischöfl. Gnaden, des Erzbischofs von Bordeaux.

Wir Ferdinand Franz August Donnet, durch die Gnade Gottes und die Auctorität des apostolischen Stuhles Erzbischof von Bordeaux, Primas von Aquitanien.

Wir haben es Uns angelegen sein lassen, Selbst Kenntniß zu nehmen und Rechenschaft zu geben von dem Werke, betitelt: „Philosophische Studien über das Christenthum,“ welches Herr August Nicolas, Friedensrichter und ehemaliger Rechtsanwalt am königlichen Gerichte zu Bordeaux, in einer Reihe von Lieferungen veröffentlicht hat, und welches er jetzt zu Paris beim Buchhändler M. Vaton, rue du Bac, in 4 Bänden 8. zu verlegen beabsichtigt.

Wir können dieses herrliche Buch nicht genug empfehlen. Es sichert seinem Verfasser, deß sind Wir gewiß, einen ausgezeichneten Platz unter den gediegensten und beredtesten Apologeten des Christenthums. Als Herr Nicolas die Studien, aus denen dieses ansehnliche Werk entstehen sollte, begann, hatte er nicht gedacht, daß er für die Oeffentlichkeit arbeite; er wollte nur einige Zweifel lösen, die ihm von einem seiner Freunde aufgeworfen waren. Kaum hatte er aber angefangen, die Grundlagen und Quellen der Offenbarung zu untersuchen, als auch das Feld, das seinem Geiste durch die wunderbare Oekonomie des Glaubens einmal geöffnet war, in seiner ganzen Größe vor ihm lag. Er betrat es und durchlief es, hingerissen von dem unwiderstehlichen Zuge, den dieser Gegenstand auf ihn ausübte. Ist ja doch gerade dieser Gegenstand der würdigste, mit dem sich der Gedanke des Menschen nur immer befassen kann! und unserem Schriftsteller ist es beschieden, daß sein Geist im höchsten Grade philosophisch sei, und sein Herz nicht minder religiös! So ist er nach vier Jahren unermüdlicher Betrachtung und gewissenhafter Forschung dahin gelangt, einen Beweis der katholischen Wahrheit zu vollenden, der nach Unserer Meinung gelten wird als eins der schönsten Denkmäler, welche in unseren Tagen zum Ruhme der Religion sind errichtet worden.

Nachdem Herr Nicolas im ersten Theile seines Werkes, im ersten Abschnitte, der die Ueberschrift hat: Fundamental-Gründe, Alles, was

eine gesunde Philosophie mit Hülfe der Uroffenbarung uns von den großen Wahrheiten der natürlichen Religion lehrt, auseinandergesetzt hat, beginnt er das Studium über die Offenbarung an das jüdische Volk durch Moses. Er zeigt, daß die Angaben des heiligen Schriftstellers und insbesondere die beiden großen Thatsachen, auf denen die Grundlage des Christenthums ruhet, nämlich der Sündenfall der ersten Menschen und die Verheißung eines Erlösers, ihre Bekräftigung finden in Allem, was die Wissenschaft auf ihrer gegenwärtigen Stufe der Entwickelung uns als sicher und gewiß lehrt, daß sie bestätigt werden durch Alles, was unsere heutige Gelehrsamkeit weiß über die physische Einrichtung und spätere Gestaltung des Erdkörpers und über die ursprünglichen Ueberlieferungen von dem Menschengeschlechte.

Im zweiten Theile läßt uns der Verfasser in das Innerste des Christenthums eindringen. Er entwickelt den inneren Zusammenhang und die wunderbaren Beziehungen zwischen Dogmen, Moral, katholischem Cultus und all' den Bedürfnissen der menschlichen Erkenntniß und des menschlichen Herzens. Diese göttlichen Harmonieen bilden die inneren Gründe unserer Religion.

In einem dritten Theile endlich giebt uns Herr Nicolas die Darlegung der äußeren, historischen Gründe von der göttlichen Sendung Jesu Christi: nämlich die Prophezeihungen, die ihn der Welt ankündigen; die Wunder, die ihn offenbaren; die übernatürlichen Erfolge der Predigt des Evangeliums; die heilsame Umwandlung, welche das Evangelium bewirkt, und durch welche alle Verhältnisse im Leben der Völker sich anders gestalten; die Vervollkommnung der Erkenntniß und der Sittlichkeit, deren fruchtbare Keime es in den Schooß der Gesellschaft niedergelegt und die Jahrhunderte beauftragt hat, dieselben zu entwickeln; endlich das Wunder der Erhaltung und Fortdauer der Kirche mitten unter den Prüfungen und Anfeindungen jeder Art, durch welche ein menschliches Werk längst würde zu Grunde gegangen sein.

Man sieht, daß diese Studien über das Christenthum einen vollständigen Vertheidigungsplan umfassen, der zugleich unserer jetzigen Zeit durchaus angepaßt ist. Die Ausführung entspricht vollkommen der Größe des Planes. Dieses Buch, bei dessen Beginn der Verfasser nur den Zustand einer einzelnen Seele, die ihm theuer war, im Auge hatte, wird die Bedürfnisse sehr vieler Geister vollkommen befriedigen. Die Religion zeigt sich da in ihrem wahren Lichte, wie es sich für unsere Zeit geziemt; sie zeigt sich, so zu sagen, im Wiederschein all' der Lichtstrahlen, die von den Forschungen einer gesunden Philosophie und von den neuesten Entdeckungen der Wissenschaft zurückfallen auf die göttlichen Grundfesten ihrer Auctorität.

Wir dürfen bei dieser Gelegenheit noch ein anderes Verdienst

dieses Buches nicht übergehen, — ein Verdienst, welches noch besser als alles Andere, was Wir soeben bezeichneten, das Gute prophezeihet, welches es zu stiften nicht verfehlen wird und bereits augenscheinlich in Unserer Diöcese gestiftet hat. Das ist nämlich die Gesinnung, aus der dieses Werk geflossen ist; es ist der lebendige Glaube und die tiefe Frömmigkeit, die soviele schöne Seiten eingegeben, in denen noch mehr das Herz des Verfassers sich offenbart, als sein Talent.

Gegeben zu Bordeaux, 2c.

Ferdinand,
Erzbischof von Bordeaux.

Im Auftrage Sr. Erzbischöflichen Gnaden
H. de Langalerie,
Ehrendomherr und Generalsecretair.

An die Herren Rechtsanwalte des Gerichtshofes zu Bordeaux.

Meine Herren und ehemaligen Collegen!

Die Abfassung dieses Werkes fällt in eine Zeit, wo ich die Ehre hatte, mich „Rechtsanwalt am Gerichtshofe zu Bordeaux" zu nennen. Ich habe es entworfen in dem Pflichtgefühle, welches mir ein sehr vertrauter Freund eingeflößt. Die unvorhergesehene Ausdehnung dieses Buches forderte aber bald, daß ich mir mein Ziel weiter steckte; und da war es denn Ihr Kreis, der Kreis meiner werthen Collegen, der sich mir Anfangs darbot als der erste Horizont, für den ich mein Werk bestimmen wollte. Seitdem habe ich nun aufgehört, in Ihren Reihen zu zählen, um anderswo die Stelle einer friedlichen Magistratur anzutreten, die mir hinlängliche Muße vergönnte, die letzte Hand an mein Werk zu legen; aber der Gedanke, der mir stets vorschwebte, als ich es mit vieler Mühe ausarbeitete, — er ist mir nachgefolgt und bei mir geblieben, und wie ein Schiffer, der im Hafen anlangte, komme ich heute, es Ihnen widmend, das Gelübde zu erfüllen, das bei Sturm und Wetter gemacht ward.

Obwohl mein Gegenstand unter der Feder eines Juristen*) ein ungewohntes Aussehen hat, so wird er Ihnen doch nicht weniger In-

---

*) Man sehe jedoch die schöne Abhandlung von Erskine, unter dem Titel: Essai sur la Foi; — Les témoins de la Résurrection de Jésus-Christ, examinés et jugés selon les règles du barreau, par Scherlock; — Les études de d'Aguesseau sur la Religion; — L'Athée redevenu Chrétien, von Delauro-Dubez, Rath am königl. Gerichtshofe zu Montpellier; — und die schönen Schriften voll christlicher Philosophie vom bedauernswerthen Präsidenten Riambourg.

teresse bieten, als auch eine Abhandlung, die direct Ihre amtliche Beschäftigung betrifft. Es ist wirklich keiner unter Ihnen, an den sich dieses Buch nicht wendete, und der nicht seinen Platz und seinen Beweis darin anträfe. Was die Einen angeht, so schlägt es die wichtigste Saite ihrer Seele an, und entspricht einer Brüderlichkeit, die noch fester geschlossen ist, als jene, die die Menschen machen können, — der Brüderlichkeit des Glaubens. Bei den Anderen berührt es jene weite und geheime Wunde des Zweifels, der deutlich in ihnen auf einen peinlichen Zustand des Uebergangs hinweiset und bewirkt, daß sie einigen Werth legen auf eine Arbeit, bei der ich ihre Erleichterung mir besonders zum Zwecke gemacht habe. Hierdurch fühle ich mich Ihnen vereint mit einer Brüderlichkeit, die, wenn's möglich wäre, noch inniger sein würde, als die des Glaubens, nämlich mit der der Liebe. Sollte zufälliger Weise mein Werk unter Ihnen einen Gegner antreffen, wohlan! ich würde ihn selbst zum Richter der Wahrheit nehmen, weil er in der geeignetsten Lage wäre, ihre ganze Kraft an den Tag zu legen; und ich zweifle nicht, daß es ihm zum wenigsten gehen würde, wie dem Statthalter von Judäa, bei dem Paulus eines öffentlichen Verbrechens angeklagt war: erschüttert von der Lehre, die er vor seinen Richterstuhl gefordert, verlangt er von seinem Sträfling einen Ausstand, um sie zu erwägen.*) Ferner, was ehemals bei der allgemeinen Achtung der Glaubenssätze und bei der gehörigen Erfüllung unserer Pflichten vielleicht übel angebracht gewesen wäre, das kommt heute bei der allgemeinen Verwirrung der Begriffe und bei dem Zusammensinken aller Anstalten und Einrichtungen gerade zur rechten Zeit. Der Glaube war verborgen in den Fundamenten des Baues, von wo er an alle Theile Gleichgewicht und Kraft vertheilte; heute ist er bloßgelegt durch den Einsturz all' des Uebrigen, er gewinnt das Ansehen und die Wichtigkeit eines letzten Gutes, welches aus der Vergangenheit uns erübrigte, und so wird er das einzige und ausschließliche Fundament, welches wir noch haben für Gegenwart und Zukunft. Aus diesem Grunde kann man sagen, daß heute die religiöse Frage alle sonstigen Fragen des Lebens verschlinge; daß sie in Wahrheit an der Tagesordnung ist; daß ihre Behandlung und Vertheidigung zugleich eine Behandlung und Vertheidigung aller übrigen Fragen ist. Wenn die Stadt vom Feinde umlagert wird, so ist für jeden waffenfähigen Mann der häusliche Herd auf dem Walle.**)

---

*) „Da er aber von der Gerechtigkeit, der Keuschheit und vom zukünftigen Gerichte sprach, zitterte Felix und antwortete: Für diesmal geh, zu einer gelegenen Zeit will ich dich rufen." (Apostelgeschichte 24, 25.)

**) „Denn ich habe mit dir einen Kampf zu kämpfen für Altar und

Wenn nun dieses Werk in Anbetracht seines Gegenstandes Sie nicht gleichgültig finden kann, so darf ich wohl sagen, daß es ebenfalls durch seine Einkleidung und wegen der Art der Durchführung berechtigt ist, Sie zu interessiren. Ich habe mir in der That viele Mühe gegeben, Alles, was ich an Regeln und Beispielen für die große Kunst der Erörterung und des Ueberführens mir in Ihrem Kreise kann gesammelt haben, in diesem Buche zur Anwendung und Geltung zu bringen; und ich habe mich bestrebt, auf den Beweis und die Vertheidigung der Religion jene Methode anzuwenden, die Ihnen alle Tage bei der Vertheidigung der irdischen Interessen so treffliche Dienste leistet.

Wie vollständig würde ich, meine Herren, mein Ziel erreicht haben, wenn ich vermocht hätte, meiner Seele alle die großen Muster und Vorbilder von Schärfe und Beredtsamkeit vorzuführen, die Ihre Vorgänger Ihnen gelassen haben, — um nicht derer zu gedenken, die noch unter Ihnen glänzen: jene Deutlichkeit der Darstellung, die schon gleich an der Schwelle der Erörterung uns entgegenleuchtet und wie eine Fackel über den weiteren Verfolg bis an sein Ende hin ein helles Licht verbreitet; jene Anordnung und bezaubernde Kraft der Beweise, die keinen Punkt übrig lassen, wo der Feind nicht angegriffen wäre, keinen Ausweg, wo er entfliehen könnte; jene überschwängliche und zugleich in Schranken gehaltene Gelehrsamkeit, die jeder Beweisführung Zuwachs an Stoff giebt, und selbst, nachdem sie hinlänglich geboten hat, noch bemerken läßt, daß sie Vieles für sich behalten; endlich jenen Stil, dessen Wärme erzeugt worden durch die Gründlichkeit und die Lust und Liebe für die Sache, und jene Sprache, so classisch in ihrer Form und so hoch in ihrer Begeisterung, daß sie in Behandlung der Hauptfragen gewissermaßen eine heilige wird und den vergänglichen Interessen dieser Welt, ich weiß nicht, etwas Ewiges mittheilt! Ausgezeichnete Fähigkeiten! Wenn sie auf einen größeren Schauplatz versetzt wurden, was oft geschehen, so fanden sie sich mit den größten Interessen des Vaterlandes und der Gesellschaft natürlicher Weise auf gleicher Höhe. Den Gerichtshof der Gironde aber haben sie so berühmt gemacht, daß, wenn man heute seine Geschichte wiedergeben wollte, man allenthalben eingehen müßte in die Geschichte Frankreichs

---

Herd und für die Tempel und Heiligthümer der Götter und für die Mauern der Stadt, welche ihr Priester heilig nennet. Ihr umgebet auch die Stadt sorgfältiger mit Religion, als selbst mit Ringmauern, welche zu verlassen, so lange noch ein Odemzug in mir ist, ich für eine Gottlosigkeit achte." Cicero, De natura Deorum, in fine, — nach der Uebersetzung von Johann Friedrich Schröder.

Bewährte Uebersetzungen von Citaten sind benutzt worden, wo sie uns zu Gebote standen. Anmerk. d. Uebers.

selbst, seit fünfzig Jahren; denn seit fünfzig Jahren ist dieser Gerichtshof unerschöpflich gewesen und hat nicht aufgehört, der Wissenschaft gründlich gebildete und beredte Rechtsgelehrte zu liefern, der Magistratur gefeierte Orakel, der Krone berühmte Minister, der öffentlichen Rednerbühne wie auch der Gerichtsschranke unsterbliche Kämpfer, und, was das Beste ist, aber auch das Seltenste, meine Herren, allen edlen Ueberzeugungen großmüthige Märtyrer!

Erlauben Sie mir, meine Herren, daß ich diesen großen Ruhm mir zum Obdach nehme und durch ihn mir ein Beglaubigungsschreiben und einen Adelsbrief zustellen lasse in diesem für mich feierlichen Augenblicke, wo ich die Arena der Oeffentlichkeit zu betreten im Begriffe stehe! Unterstützen Sie selbst meinen Zweck durch Ihre Empfehlungen! O könnte ich doch durch Sie mich an die Jugend meines Landes wenden, zu ihr hingehen und ihr dringend anempfehlen diese großen Wahrheiten, die verwunden, um zu heilen!

Genehmigen Sie, meine Herren und ehemaligen Collegen, den Beweis meiner unverletzlichen Anhänglichkeit.

August Nicolas.

Vorrede zur ersten Ausgabe.

Ein Freund, der durch die theuersten Bande mit mir verbunden ist, sah sein einziges Kind sich durch den Tod entrissen. Er schrieb mir, daß dieses Unglück ihn zum Nachdenken gebracht, daß er sich wieder zur Religion hingewandt, und daß er mehr, als je, den Wunsch hege, in ihr Wahrheit zu finden. Er bat mich, seine Zweifel zu lösen und ihm die Gründe des Geisteslebens und der christlichen Religion auseinanderzusetzen. Dieser Auftrag versetzte mich in die peinlichste Lage. Ich fühlte, wie dringend und heilig mir diese Bitte eines trostlosen Vaters war, der von mir verlangte, daß ich ihm die Hoffnung gäbe, sein Kind wiederzufinden; ich fühlte das ganze Gewicht der Verpflichtung und höheren Macht, die in dem Vertrauen eines Freundes lag, der an die Thür der Wahrheit klopfte und mich inständig bat, sie ihm zu öffnen. Andererseits schauderte ich zurück bei dem Anblick des Mißlichen und Gefährlichen, das ein so zarter und inhaltsschwerer Gegenstand für mich haben mußte; ich war erschreckt, selbst im Interesse

meines Freundes und der Wahrheit, beide möchten in Gefahr stehen, wenn ich ihr Dolmetscher wäre. Obgleich ich von der religiösen Wahrheit tief überzeugt war, so hatte ich mir doch niemals die Gründe meines Glaubens, die in meinem Geiste hie und dort zerstreut lagen, zusammengestellt. Der Glaube war es, aus dem in meinem Innern der Gedanke Nahrung nahm, und dessen ganze Kraft ich innigst empfand; aber ich fürchtete, ihn zu schwächen, wenn ich ihn Anderen mittheilen würde. Das war für mich der Baum der göttlichen Erkenntniß, von dem ich die Frucht nicht zu brechen wagte. Es kam mir im Geiste vor wie ein weithin entlegener Traum, und ich machte mir höchstens die Hoffnung, wenn das Alter meine Gedanken gereift und mich der Ewigkeit noch etwas näher würde gebracht haben, — dann erst die Darstellung des Glaubens von meinem ganzen Leben den Meinigen wie ein Vermächtniß zu hinterlassen, und in diese heilige Arbeit, wie in ein schönes und ehrenvolles Grabtuch, den Abend meiner Tage einzuhüllen. Nun wurde ich heute schon gerufen, mich sofort ausführlicher zu erklären und, obgleich noch ganz betäubt von dem Treiben der Welt, dennoch die Sprache Gottes selbst zu reden. Ich folgte, und obschon ich meine eigene Schwäche fühlte, so schöpfte ich doch das Vertrauen, daß Derjenige mir werde zu Hülfe kommen, der mich zum Werkzeuge zu wählen schien. Gleichwohl begann ich das Werk nur mit dem Vorsatze, mich jeder tieferen Erörterung zu enthalten und, gleich einem vorsichtigen Schiffsmanne, nur an der Küste zu fahren. Aber, o eitler Entschluß! es würde mir mehr Mühe gekostet haben, meinen Weg innerhalb dieser Schranke beizubehalten, als in die ganze Tiefe des Gegenstandes einzugehen. Meine Gedanken mehrten sich; denn jede einzelne Betrachtung brachte wieder andere hervor, und je mehr ich sie auseinandersetzte, desto mehr erweiterten sie sich unter meiner Feder. Erinnerungen an früher Gelesenes kamen von allen Seiten. Neue Bücher, die scheinbar der Zufall, in Wahrheit aber die Vorsehung mir in die Hände spielte; unerwartete Unterredungen mit Anderen, ein Satz, ein Wort, ein Vorfall, — kurz Alles schien zu meinem Werke mitzuwirken und um mich herum sich zum Stoff zu bilden für meine Arbeit, die unvermerkt heranwuchs und zu der gegenwärtigen Ausdehnung gedieh, ehe ich mir's einmal recht bewußt wurde; — geradeso, als wäre sie in meinem Geiste schon vollendet gewesen, und eine geheimnißvolle Hand wäre gekommen, nach und nach den Schleier zu heben, der sie meinem Blicke vorenthielt.

Das ist die Geschichte dieser Studien, welche ich auf Veranlassung einiger Gelehrten, deren Urtheil in der Regel eine Auctorität für mich ist, jetzt zu veröffentlichen mich entschließe. Von der Art

ihrer Entstehung, die ich eine von der Vorsehung bestimmte zu nennen wagte, wird man deutliche Spuren im Werke selbst wiederfinden. Ich überlasse es den Lesern. einen großen Theil der Eindrücke, die sie etwa empfinden könnten, auf diesen Grund zurückzuführen; für mich reicht es hin, ihnen diesen Grund angezeigt zu haben und mich unter seinen Schutz zu stellen.

Indem ich hier nur noch in einige Erläuterungen eingehe, welche zum richtigen Verständniß meiner Absichten und meines Planes nöthig sind, muß ich noch hinzufügen, daß ich, ohne den besonderen Zweck, den ich verfolgte, aus den Augen zu verlieren, durch die unvorhergesehene Ausdehnung meiner Arbeit bin bewogen worden, sie dem allgemeinen Verständnisse anzupassen und, mich an Einen wendend, zu Allen zu reden.

Von diesem Gesichtspunkte aus habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, in den Geistern die Erkenntniß der Religion wiederherzustellen, indem ich alle Glieder der Kette wiederaufnehme, von den einfachsten Wahrheiten an, wie z. B. von einem geistigen Princip im Menschen, von Gott, von der Unsterblichkeit der Seele u. s. w., bis zu den bestimmtesten Gründen und ausführlichsten Beweisen des katholischen Glaubens. Ich schreite dabei stets in philosophischen Erörterungen stufenweise voran und stütze jeden Punkt mit Argumenten und mit Zeugnissen, die, so viel als möglich, aus den Wissenschaften und neueren Auctoritäten geschöpft sind, besonders aus denen, die außerhalb der Religion stehen, so daß die Wahrheit, aus der vollkommenen Uebereinstimmung jener mit der Religion hervorgehend, die widerstrebendsten Geister treffe.

In dieser Beziehung bietet meine Arbeit eine Seite dar, von der betrachtet sie an Gewicht einigermaßen gewinnt. Ich darf dieses wohl ohne Hehl aussprechen. In der Welt erzogen, mitten unter denen lebend, die der Religion entfremdet sind, kann ich ihr Mißtrauen wie auch ihre Empfänglichkeit besser kennen lernen, kann auf vertrautere Weise mich ihnen nähern, als Dolmetscher der religiösen Wahrheit, deren Sprache sie vergessen haben, mit ihnen verkehren, und ihnen dieselbe zugänglicher machen, indem ich sie ihnen anbiete in solchen Formen, gleichsam in weltlichen Kleidern, welche, ohne die Sache selbst zu verletzen, ihr nur ein anderes Aussehen geben. Diese Erwägung, in einer gläubigen Zeit ohne Bedeutung, gewinnt Ernst und Wichtigkeit in einem Jahrhundert, wo man von der Religion nichts Anderes kennt, als die Vorurtheile, die sie entstellen und die sie gewissen Geistern wie ein Gespenst erscheinen lassen, dem man nicht folgen könne, ohne mit den Lebenden zu brechen.

Ohne Zweifel sind viele Apologieen der Religion erschienen, deren hohes Verdienst mich zum Schweigen würde vermocht haben, wenn ich

thörichter Weise mir angemaßt hätte, mit ihren Verfassern mich zu vergleichen. Aber die Zeit ist seitdem vorangeschritten; die Stimmung, wie auch das Bedürfniß der Geister, ist anders geworden, und der Fortschritt der Wissenschaft hat den Gesichtspunkt der Wahrheit verrückt. Die Folge davon ist, daß manches unsterbliche Werk, welches im Stande war, die Irreligiosität seiner Zeit zu beschämen, dem gegenwärtigen Bedürfnisse der Geister nicht mehr entspricht, weil es Punkte vertheidigt, die man bereits aufgegeben und verlassen, und weil es nicht antwortet auf die Angriffe, die man gegen neue Punkte gerichtet hat. Die Wahrheit ist in sich selbst unwandelbar; weil aber der Irrthum jeden Augenblick seine Stellung gegen sie wechselt, so ist es nothwendig, daß sie sich ihm unter mehreren Gestalten entgegenstellt und, ohne vom Platz zu weichen, ihrem unsteten und beweglichen Feinde von jeder Seite die Stirn bietet.

Das System unserer Tage, durch eben diesen Feind erdacht, besteht darin, den Glauben nicht geradezu anzugreifen, sondern darüber hinwegzugehen und zu behaupten, daß weder er mit der Vernunft, noch die Religion mit der Philosophie etwas zu schaffen habe; daß dies zwei Mächte seien, vollständig unabhängig von einander, und selbst unverträglich; daß jede ihre eigenen Lehrer, ihre eigenen Schüler, ihre eigenen Wahrheiten haben müsse, und daß sie folglich zu entgegengesetzten Resultaten gelangen könnten, dergestalt, daß man als Philosoph verwerfen dürfe, was man als Christ glauben müsse.

O seltsamer und verderblicher Irrthum! als wenn der Grund des Glaubens, welcher ist die ewige Wahrheit, die in einem dem jedesmaligen Bedürfnisse wunderbar entsprechenden Maße uns offenbart worden, nicht der Grund der Vernunft selber wäre, der in der Menschheit wiederhergestellt ist, — jenes Licht nämlich, welches alle Menschen, die in die Welt kommen, erleuchtet, das uns wieder sichtbarer geworden; als wenn ferner der natürliche Beruf unserer Erkenntniß, die wahre Philosophie, nicht gerade darin bestände, diesen göttlichen Grund in sich aufzunehmen und aus ihm beständig den ersten Stoff ihrer Operationen und den fruchtbaren Keim ihrer höchsten Erkenntnisse zu entnehmen! „Gott möge mich behüten, daß ich ungerecht oder undankbar sei," sagt ein berühmter Gelehrter und großer Philosoph, Bonnet: „wenn ich die Wohlthaten der Religion mir einzeln aufzähle, so muß ich bekennen, daß eben die wahre Philosophie ihre Entstehung, ihren Fortgang und ihre Vollendung der Religion verdankt."*)

Dieses System ist nichts Anderes, als eine falsche Auslegung der bekannten Annahme Descartes'; es ist nichts Anderes, als ein

---

*) Recherches sur le Christianisme, chap. 41.

gottloses Wegwerfen aller Achtung und Ehrfurcht, womit dieser große Mann die Wahrheiten des Glaubens auf einen Augenblick bei Seite setzte, wie in eine heilige Arche, um sie nicht mit in den Kampf zu nehmen, den sein Genie ohne irgend eine Unterstützung gegen die Gottlosigkeit seiner Zeit unternehmen wollte. O unglückliches Vertrauen! es hat Verrath geübt an den lobenswerthen Absichten seines Urhebers; denn neben sich hat es den Abgrund des Spinozismus geöffnet, und zwar mit denselben Werkzeugen, deren Descartes sich bedient hatte, um, wie er sagte, den Sand aufzuwühlen und fortzuschaffen, bis er den Felsen finde. So überstürzt sich die Vernunft des Menschen jählings, wenn sie nur anfängt, sich principiell vom Glauben zu trennen, sei es auch in der Absicht, zu ihm wieder zurückzukommen.

Der gesunde Menschenverstand mißbilligt übrigens diese verfängliche Unterscheidung zwischen philosophischen und religiösen Wahrheiten. Es ist nicht anzunehmen, daß Wahrheiten, die nach einem und demselben Resultate, der moralischen Leitung der Menschheit, hinzielen, verschieden seien. Sie müssen nothwendiger Weise in ihrem Ursprunge zusammentreffen und zusammengenommen nur eine und dieselbe Wahrheit sein, die blos in verschiedenen Lehrweisen uns vorgelegt wird. Ich halte es mit dem h. Augustin, welcher sagt: „Wir glauben und lehren es als einen Grundsatz des Heiles der Menschen, daß Philosophie und Religion eins und dasselbe sind." (De vera relig. cap. 5.)

Recht gut hat dieses einer unserer heutigen Philosophen erkannt, Franz Bouillier. „Die Unterscheidung zwischen philosophischen und religiösen Wahrheiten," sagt er, „ist nicht auf Wirklichkeit gegründet; sie kann sich nur auf die Form, nicht auf das Wesen oder den Ursprung dieser Wahrheiten beziehen; sie ist viel mehr erkünstelt und scheinbar, als wahr und gründlich." *)

Vortrefflich! Aber dann muß man auch — es sei denn, daß man jede geoffenbarte Wahrheit, d. i. jede Religion, verwirft, — anerkennen, daß die Philosophie nothwendiger Weise sich an die Offenbarung anschließen muß; daß sie nichts Anderes ist, als die freie Bewegung der Erkenntniß auf dem Gebiete, wo der Glaube wirksam ist, gleichwie der Glaube ist die Ruhe der Erkenntniß auf dem Boden der Auctorität. Es sind zwei Kinder einer und derselben Mutter, von denen das eine an ihrem Busen ruhet, während das andere unter ihren Augen spielt; oder, um einen Ausdruck zu gebrauchen, der mehr philosophisch ist, es ist der zur Erkenntniß gewordene und zur Einsicht erhobene Glaube. Alles Uebrige, was man ferner noch etwa mit dem schönen Namen Philosophie bezeichnen möchte, ist nur ihr Roman, und wir könnten

---

*) Hist. de la révol. cartés. p. 330.

mit Pascal sagen: wir halten es nicht der Mühe werth, uns nur einen Augenblick mit ihr abzugeben, es sei denn, um ihren Irrthum auszurotten und die Gefahr zu bezeichnen, die sie uns bereitet. Eben dieses ist aber auch die Aufgabe der wahren Philosophie, weil dieselbe die natürliche Helferin der Religion ist und ihr äußeres Apostolat darin besteht, das Vorurtheil durch die Wissenschaft zu beschämen und die Vernunft durch die Vernunft zu bekämpfen, um sie dem Glauben wieder zuzuführen. Die Philosophie ist, mit einem Worte, eine Macht, die die Wahrheit erklärt, und nicht offenbart.

Nachdem wir so unseren Gegenstand gehörig definirt haben, müssen wir für unser Theil den Vorwurf abweisen, den man gegen eine Schule, die man die theokratische zu nennen beliebt, gerichtet hat, nämlich die Philosophie vernichten zu wollen; — einen Vorwurf, den eine gewisse philosophische Schule nur deshalb gemacht hat, um eben demselben Vorwurfe, der doch mit weit größerem Rechte gegen sie selbst gerichtet werden kann, geschickt auszuweichen. Die Dienste zu leugnen, die uns die Philosophie geleistet hat, wäre eine Ungerechtigkeit und eine Undankbarkeit, wie sie wohl Keinem in den Sinn kommen könnte. Ich will hier gern ihren Nutzen, ihre Wichtigkeit und ihre Rechte laut bekennen. Ich selbst nehme sie in diesem Augenblick bei meinen schwachen Kräften für mich in Anspruch, indem ich mit ihr den Versuch mache, die Geister zur Religion zurückzubringen.

Religion und Philosophie werden sich zum Glücke und zum Ruhme der Menschheit stets einigen: die Religion, indem sie der Philosophie die wahren Keime der Weisheit und der Gelehrsamkeit hergiebt; die Philosophie, indem sie die Früchte davon der Religion zurückträgt; beide, indem sie sämmtliche Fähigkeiten des Menschen auf etwas Himmlisches lenken.

Das war ohne Zweifel der Gedanke Descartes', so wie auch seines eifrigsten Schülers Malebranche, dieses glänzenden Genies, in welchem sich die Kühnheit der philosophischen Speculation und die Unterwürfigkeit unter den Glauben wunderbar herrlich vereinigten.

Er spricht sich selbst darüber in folgenden Worten aus, die hier eine Stelle verdienen, und die das, was ich hierüber denke, zusammenfassen:

„Der beste Gebrauch, den wir von unserem Geiste nur machen können," sagt er in seinem sechsten Gespräche über die Metaphysik, „ist der, daß wir uns das Verständniß der Wahrheiten, die der Glaube uns vorstellt, und der Gründe, worauf sie sich stützen, zu erwerben suchen. Wir glauben zwar diese Wahrheiten; aber der Glaube entbindet uns nicht der Pflicht, auch den denkenden Geist, wenn wir es können, mit denselben zu bereichern und auf alle möglichen Arten uns davon zu überzeugen. Denn der Glaube ist uns gegeben, daß wir nach seinen Wahr-

heiten ebensowohl alle Schritte unseres Geistes, als auch alle Bewegungen unseres Herzens regeln. Er ist uns gegeben, um uns zur Erkenntniß eben jener Wahrheiten, die er uns lehrt, hinzuführen. Ich kann es daher niemals zugeben, daß die wahre Philosophie dem Glauben entgegen sei, und daß ein guter Philosoph und ein wahrer Christ verschiedene Meinungen haben könnten. Im Gegentheil habe ich die Ueberzeugung, daß man schon ein tüchtiger Philosoph sein muß, um in das Verständniß der Glaubenswahrheiten einzudringen, und daß man in diesen Wahrheiten desto fester steht, je tüchtiger man ist in den Lehren der Metaphysik. Ich gestehe, ich war entzückt, einen wunderbaren Zusammenhang zu sehen zwischen den Aufschlüssen, die die Vernunft mir gegeben, und jenen großen und nothwendigen Wahrheiten, welche die Schlichten und Ungelehrten, die der Herr ebensowohl selig machen will wie die Philosophen, der Kirche auf ihre Auctorität hin glauben. Es ist darum nicht nöthig, die Philosophie der Religion entgegenzustellen, es sei denn die falsche Philosophie der Heiden, die auf menschliche Auctorität gestützte Philosophie, mit einem Worte, alle jene nicht geoffenbarten Meinungen, die den Stempel der Wahrheit nicht an sich tragen. Außerdem giebt es viele Menschen, die durch eine verschrobene Metaphysik den Gläubigen zum Aergerniß gereichen, die spottweise und höhnisch von uns fordern, ihnen zu beweisen, was sie selber auf die untrügliche Auctorität der Kirche hin glauben sollten. Obgleich die Festigkeit unseres Glaubens uns gegen ihre Angriffe hinlänglich schützt, so muß uns doch die Liebe dazu bewegen, den Unfug und die Verrwirung, die sie überall verbreiten, zu heilen. Genehmige also, lieber Arist, diesen Entwurf, den ich dir vorlege." *)

---

*) Ich kann es mir nicht versagen, hier noch eine Stelle von Malebranche anzuführen, die sich auszeichnet durch jenen gesunden Sinn, der gleichsam der Stoff des Genies ist, und durch jene Richtigkeit und Schärfe des Verstandes, die gerade auf's Ziel hinschlägt, ohne es zu verfehlen: „Ich muß Ihnen, lieber Theodor, mein Vorurtheil aufrichtig gestehen. Vor unserer Zusammenkunft war ich der Meinung, daß man die Vernunft durchaus von der Religion wegbannen müsse, weil sie zu nichts Anderem im Stande sei, als nur jene zu verwirren. Gegenwärtig erkenne ich, daß, wenn wir sie den Feinden des Glaubens preisgeben, wir bald in die Enge getrieben und als Unsinnige werden verschrieen sein. Der, welcher den Vernunftbeweis auf seiner Seite hat, hat sehr mächtige Waffen, um sich der Geister zu bemeistern; denn, im Grunde betrachtet, sind wir Alle vernünftig und zwar wesentlich vernünftig. Zu verlangen, das man sich seiner Vernunft begebe, etwa wie man ein Feierkleid ablegt, das heißt, sich lächerlich machen und thörichter Weise das Unmögliche versuchen. Auch habe ich es in jener Zeit, als ich den Vernunftbeweis in der Theologie durchaus nicht zugeben wollte, gut genug gemerkt, daß ich von den Theologen etwas forderte, was sie mir niemals einräumen würden. Jetzt ist es mir klar,

Dieser Entwurf, der noch zur Zeit des Malebranche voreilig und blos theoretisch scheinen konnte, kommt uns heute bei der gänzlichen Verwirrung der Begriffe und bei der Verderbtheit der Sitten, worein diejenigen, von denen er spricht, endlich gerathen sind, ganz erwünscht und findet bei dem Wiederaufbau der ersten und nothwendigsten Wahrheiten nur zu passend seine Anwendung.

Aus diesem Grunde muß dieser Entwurf für uns Alle, so viel unser auch sind und wie schwach unsere Ueberzeugungen sonst noch sein mögen, Interesse haben, denn wir Alle gehören einer Gesellschaft an, die aus Mangel an Grundsätzen am Absterben liegt und mit lautem Schrei diejenigen Grundsätze wieder zurückfordert, die sie glaubt verloren zu haben. Sie sind aber nicht verloren! nur zurückgezogen haben sie sich aus den menschlichen Anstalten, die sie ehemals ins Dasein riefen und belebten; zurückgeflohen sind sie in den Schooß der Religion, ihres natürlichen Asyls, des einzigen Wesens, was heute noch Leben hat, — zur Religion, die in der Falte ihres Gewandes Frieden oder Krieg, Leben oder Tod den Gesellschaften bringt, je nach der Wahl, die diese gerade treffen.

Glücklicher Weise sind wir bereits von der bisherigen Wahl zurückgekommen; und das ist kein Wunder, denn der natürliche Trieb uns zu erhalten, schrieb es uns vor. Die allgemeine Rückkehr der Geister zum Glauben ist ein Factum, welches genugsam feststeht, um es nunmehr laut und öffentlich zu bekennen. Wie alle großen Angelegenheiten geht sie nur langsam vor sich, aber in ungeheuerer Ausdehnung und mit Macht. Ihre Bewegung ergreift die ganze Gesellschaft und gestaltet sie um, ohne ihr Wissen und Willen. Ihre Wirkung bemerkt man nicht, so natürlich und ruhig ist ihre Gewalt; und nur durch die Länge der durchlaufenen Bahn gewahren wir die Veränderung, die mit uns vorgegangen. Nachdem die Woge thörichter Weise gegen den Fels angeschlagen und dann durch die Wetter weit von ihm sich hatte wegreißen lassen, kehrte sie wieder, um an seinen Fuß sich sanft

---

Theodor, daß ich in ein Extrem verfallen, welches sehr gefährlich war und unserer heiligen Religion wenig Ehre machte; denn die Religion ist gegründet durch die höchste, Alles umfassende Vernunft, die sich zu uns herabließ und sich uns anpaßte, um uns noch vernünftiger zu machen. Es ist besser, sich auf der Mittelstraße zu halten, wie Sie es thun, nämlich die Dogmen auf die Auctorität der Kirche zu stützen und für diese Dogmen Beweise zu suchen in den einfachsten und klarsten Gründen, die die Vernunft uns bietet. Auf diese Weise muß man machen, daß die Metaphysik der Religion dienlich sei und über die Wahrheiten des Glaubens jenes Licht verbreite, welches dazu dient, unseren Geist zu versichern und ihn mit dem Herzen in Uebereinstimmung zu bringen." (Dernier Entretien sur la métaphysique; in fine.)

anzulegen und ihn wie einen Freund zu umarmen. Erschöpft von einem ungleichen Kampfe, hatte man sich in der Gleichgültigkeit gegen den Glauben eingeschläfert, indem man zweifelte, daß die Religion wahr sei; heute erwacht man wieder und zweifelt, daß sie falsch sei. Bei dieser Stimmung der Geister wird Alles und Jedes zum Lichtstrahl, die unbedeutendsten Dinge, wie die wichtigsten, die schwächsten, wie die gewaltigsten. Die religiöse Wahrheit kehrt allenthalben wieder ein. Die christlichen Kanzeln, wohin sie sich zurückgezogen hatte, und bei denen man sie nun aufsucht, halten sie nicht mehr zurück; sie tritt heraus und greift nach allen Hülfsmitteln und Werkzeugen, um sich zu verbreiten. Ganz besonders scheint sie diejenigen zu ergreifen und für sich einzunehmen, die ihr früher am wenigsten hold waren: die Rednerbühne, die Zeitungen, die Schulen, die gelegentlichen Unterredungen, die Gewohnheiten, die Moden, kurz Alles; selbst die Luft, sollte man sagen, die man athmet, ist von den himmlischen Strömungen der Religion anders geworden. „Da Gott nach Rathschlüssen handelt, die wir nicht kennen," sagt Montesquieu, „so erweitert oder beengt er die Grenzen seiner Religion. Verbirgt sie sich in unterirdischen Räumen, — o, so wartet einen Augenblick und ihr werdet die kaiserliche Majestät für sie reden hören! Es giebt kein irdisches Hinderniß, das sie in ihrem Laufe aufhalten kann. Nehmet den Widerstand in den Geistern; all' diesen Widerstand wird sie zu beseitigen wissen. Lasset Gewohnheiten entstehen, führet Gebräuche ein, erlasset Befehle, gebet Gesetze; triumphiren wird sie über Klima, über Gesetze und über jene, die sie gemacht haben."*)

Möchte doch diese erhabene Religion meinen geringen Dienst nicht abweisen und dieses Werk, welches ich ihr widme, wohlgefällig aufnehmen! Möchten doch Manche von denen, welche, der Leere ihres Geistes und Herzens müde, etwa nach diesem Buche greifen und einige leichte Blicke auf diese Seite werfen, ihre Augen davon festgehalten und durch den unvermutheten Zauber der Wahrheit sich gefesselt fühlen! O, daß sie sich doch nicht durch Mißtrauen abhalten lassen! Ich bin nicht so anmaßend, ihnen meine Meinungen aufzudringen. Ich gebe mich nicht für einen Theologen aus, ja selbst nicht einmal für einen Philosophen (wenn man darunter einen solchen versteht, der als Professor vorträgt). Man wird das leicht sehen können an der Art meiner Beweise und an meinen Citaten, die sämmtlich außerhalb der Vorträge der Schule und Kanzel geschöpft sind. Ich bin ganz einfach ein Mensch, der aus Ueberzeugung glaubt, der sei-

*) Défense de l'Esprit des Lois.

nen Glauben mitten im allgemeinen Schiffbruche, wo Mehrere ihn verloren, glücklich bewahrte und nun bereit ist, ihn denjenigen mitzutheilen, die ihn darum ersuchen. Ich überlasse es ihnen, darüber zu entscheiden und eben dieselbe Erfahrung bei sich zu machen, die ich bei mir machte, nämlich: daß der Glaube ebensosehr den Geist befriedigt, wie dem Herzen Leben giebt.

Philosophische Studien über das Christenthum.

Einleitung.

I.

Bei dem Bedürfniß, welches Sie empfanden, theurer Freund, sich wieder zur Religion zu wenden, haben Sie meine Theilnahme angerufen und mich aufgefordert, Ihnen die religiösen Wahrheiten und Lehren auseinanderzusetzen. Zwei verschiedene Gefühle haben Sie dadurch in meinem Herzen angeregt: eine große Freude, Sie auf der Rückkehr zur religiösen Wahrheit, dem größten Gute, zu sehen und recht bald Sie durch jene beglückt, und jene durch Sie geehrt zu wissen; aber auch eine peinliche Aengstlichkeit, die schwere Verantwortung zu tragen, wenn etwa durch eine ungenügende Mittheilung von meiner Seite ein Nachtheil erwachsen sollte, der ebenso verderblich werden könnte, wie die gelungene Darstellung heilsam.

Werde ich es verstehen, diese große Wahrheit Ihnen vorzulegen in ihrer ganzen Klarheit und in ihrer ganzen Kraft, die sie besitzt, und in der ich sie erblicke? Werde ich Ihnen die christliche Religion, wie man zu sagen pflegt, beweisen können? Die Aufrichtigkeit und die Klugheit zwingen mich, Ihnen gleich Anfangs zu gestehen, daß, wenn Sie bei diesem Worte beweisen eine mathematische Evidenz erwarten, die sogleich den Verstand ergreife, ohne auf unsere übrigen Fähigkeiten einzuwirken, und die sich aus Argumenten und Formeln vollständig herleiten lasse, ich Ihnen sagen müßte, Nein, ich kann sie Ihnen nicht beweisen.*) Aber glauben Sie, daß es viele Wahrheiten gebe, die eine solche Probe bestehen könnten? Glauben Sie, daß selbst die mathematischen Wahrheiten sich durch einen Beweis erhärten ließen, wenn unser Herz dabei interessirt wäre, sie zu bestreiten und sich ihrer zu erwehren?**) Wenn es nun aber für die

---

*) „Eine genaue Beweisführung! — das ist etwas zu viel verlangt, mein Arist! Ich gestehe, daß ich keine habe. Es scheint mir im Gegentheil, daß ich einen genauen Beweis habe für die Unmöglichkeit einer solchen Beweisführung. Aber seien Sie versichert, es fehlt mir nicht an Beweisen, die gewiß sind, und die die Kraft haben, Ihren Zweifel zu verscheuchen.“ (Malebranche, 6e. Entretien.)

**) Die Wahrheit, wofür Malebranche sich unfähig erklärt, einen genauen Beweis zu geben, ist die von der Existenz der Körper. Uebrigens sagt er an einer anderen Stelle sehr treffend: „Wenn die Menschen irgend ein Interesse daran hätten, daß die Seiten ähnlicher Dreiecke nicht proportional seien, und wenn die falsche Geometrie ebenso bequem wäre für ihre verkehrten Neigungen, wie es die falsche Moral ist, so würden sie sich leicht Paralogismen machen können, die ebenso absurd wären in der Geometrie, wie sie deren haben in der Moral; denn ihre Irrthümer wären ihnen lieb, und die Wahrheit könnte sie nur in Verwirrung bringen und zum Zorne reizen. (Recherche de la vérité, liv. IV.)

religiöse Wahrheit einen derartigen Beweis gäbe, so würde eben darin für mich ein Beweis liegen, daß sie noch nicht bewiesen wäre. Warum? das werde ich Ihnen später mehr als einmal beantworten, je nachdem ich Gelegenheit habe, Ihnen den Grund davon anzugeben. Für jetzt möge es hinreichen, Ihnen zu sagen, daß die religiöse Wahrheit eine praktische Wahrheit ist, daß sie beabsichtigt, nicht allein unseren Verstand zu befriedigen, sondern vor Allem und über Alles unser Herz umzuwandeln, welches sich nicht so schnell ergiebt und sich manche Sophismen macht, um seine Niederlage zu verzögern und seinen Widerstand zu beschönigen. Das ist selbst bei denen der Fall, die die besten Absichten haben. Bei einem solchen Gegner reichen die Argumente nur bis zu einem gewissen Punkte, über welchen hinaus einzig und allein der Wille und Gott das noch Fehlende ergänzen. Mit einem Worte: unser Wille kann sich nicht ändern ohne Anstrengung seiner selbst, und diese fände nicht statt, wenn die Ueberzeugung ihm könnte angethan werden, so daß er selbst nichts zu thun brauchte, um sie sich zu verschaffen. So begreift man, daß der, welcher die religiösen Wahrheiten seit langer Zeit erwägt und in seinem Wandel ausübt, in seinem Innern unzählige Elemente von überzeugenden Beweisen trägt, die er sich nicht nehmen läßt, und die er nicht so plötzlich auf einen Anderen übertragen kann, zumal wenn dieser sich längst nicht mehr mit der Religion abgegeben, oder vielleicht niemals sich ernstlich mit ihr befaßt hat.

Ich kann Ihnen hier also nur theilweise diese Wahrheit mittheilen, die mein Inneres erfüllt. Indeß glaube ich, daß das, was ich Ihnen sagen werde, für den, der offenherzig ist und aufrichtig wünscht, Klarheit zu bekommen, entscheidend sein wird, ihn zu veranlassen, auf dem Wege zur Entdeckung der vollen und ganzen Wahrheit eigenen Fußes weiter zu gehen. Nach und nach wird ihm das Licht klarer leuchten, und dieser Fortschritt wird das Resultat seines standhaften Willens sein, alle nothwendigen Mittel zur ferneren Aufklärung anzuwenden, nämlich Lectüre, eigenes Nachdenken, moralische Umwandlung und sogar religiöse Uebungen. Wenn man sich's nicht verdrießen läßt, wenn man nicht nachläßt, wenn Wille und Wandel unmittelbar folgen und den Fortschritt der Ueberzeugung auf jeder Stufe stützen, so werden die Schatten bald verschwinden und die Wahrheit wird aus den Vorurtheilen, die sie verhüllten, strahlend hervorgehen. Man wird von ihr durchdrungen und erfüllt werden; man wird ganz erstaunt sein, sie so spät kennen gelernt, so spät erst geliebt zu haben, und man wird meinen, erst seit diesem Tage habe man angefangen zu leben.

Ich muß es Ihnen sagen: jedes müßige und rein speculative

Hin- und Herreden über die Religion hasse ich, wie eine Profanation und gefährliche Verwegenheit. Ich habe es mir zum Gesetze gemacht, das Heiligthum meiner Ueberzeugungen, wie ich es hier zu nennen wage, nicht ohne Noth zu öffnen. Wenn ich mich entschließe, Ihnen zu antworten, so geschieht es nur, weil ich versichert bin, daß Sie mich fragen mit dem wahrhaften Wunsche, Aufklärung zu erhalten. Lesen Sie also dieses Buch nicht mit jenem streitsüchtigen Geiste eines Controversisten, bei dem die triftigsten Gründe nichts vermögen und immer abgleiten, weil er sie nicht mit Aufrichtigkeit entgegennimmt; sondern lesen Sie es mit Unbefangenheit und Vertrauen, wie Einer, der sich glücklich fühlt, daß man ihm seinen Irrthum zeigt, und der nun aus eigenem Antriebe darauf ausgeht, der Wahrheit auf dem Wege zu begegnen. Wenn meine Gründe Ihnen gut und der Wahrheit gemäß scheinen, so nehmen Sie dieselben ohne Widerstreben an. Quälen Sie sich nicht damit ab, an ihnen kleinere Fehler zu suchen, Sie möchten am Ende welche finden, wo gar keine sind. Machen Sie es mit der Religion, wie Sie es bei den gewöhnlichen Vorkommnissen des Lebens machen, wo Sie sich oft entschließen, zu glauben, selbst wenn Ihnen die besten Gründe streng genommen nicht untrüglich scheinen. Sie überlassen es da der Erfahrung, die Kraft und Sicherheit derselben zu vervollständigen. Glauben Sie es mir! später werden Sie in der religiösen Wahrheit mehr Gewißheit finden, als in jeder anderen; und wenn dieselbe in Ihrem Herzen Platz genommen, so wird sie dort der Mittelpunkt aller Ihrer Ueberzeugungen sein.

Sehen Sie nun, wie groß dieser Gegenstand ist! Heben Sie sich zu ihm empor, und beherzigen Sie seine Wichtigkeit! Es ist hier kein Geisteskampf über ein selbstgemachtes Interesse, auch nicht eine von jenen eitlen Utopieen, die die Phantasie aufbauet und in ihren Spielen ohne alle Gefahr wieder umstürzt; es ist eine gewichtvolle und dringende Berathung, von welcher das hauptsächlichste Interesse des menschlichen Lebens, wie auch der ganzen Ewigkeit, der jenes zueilt, abhängt. Wahrlich, für jeden Menschen, der einmal in sich geht und nachdenkt, ist dies ein Gegenstand, der ihn anziehen und ergreifen muß, weil es sich um ein Gut handelt, das weder von den Menschen, noch von dem Zufall, noch von der Zeit kann beeinträchtigt werden; um ein Gut, welches wir selbst uns unmittelbar durch einen einfachen Act unseres Willens verschaffen können; welches in unserem Innern desto festeren Bestand hat und desto deutlicher sich kund giebt, je mehr die anderen Güter uns entrinnen und unvermerkt entschlüpfen; welches zunimmt, wenn wir einen Verlust erleiden, sich kräftigt, wenn Alles erschlafft, ewig leben bleibt, wenn

Alles vergeht, und welches uns ein untrügliches Mittel giebt, jener geheimnißvollen und schreckbaren Gerechtigkeit, die nach aller Menschen Ueberzeugung jenseits des Grabes uns erwartet, zu genügen, und schon hier auf Erden mitten unter all' den Wechselfällen dieses kurzen Lebens unserem Antlitze das friedliche Lächeln einer höheren Zuversicht mittheilt, die stets weiß, worauf sie sich verlassen soll.

II.

Lassen wir uns nun einander verständigen über einige Punkte, die bei der Untersuchung dieses großen Gutes von wesentlicher Bedeutung sind!

Weil unsere Ueberzeugung davon abhängt, ob unser Verstand zufrieden gestellt ist, so muß man erstlich wissen, bis zu welchem Punkte derselbe das Recht hat, zu fordern und zu fragen. Das ist eine Wage, von deren Richtigkeit man sich überzeugen muß, ehe man sich derselben bedient. Es liegt im Interesse des Verstandes selbst, daß wir dieses Mißtrauen gegen ihn hegen. Denn während derselbe jedem anderen Gegenstande gegenüber bereit ist, seine Schwäche anzuerkennen und mit in Anschlag zu bringen, wird er in Beziehung auf Religion der Spielball eines Vorurtheils, welches die Ansprüche seiner Größe übertreibt und sie fortwährend geltend zu machen sucht, und daher bewirkt, daß er jeden Augenblik in seiner Anmaßung die Wahrheit verschmähet.

Nun scheint es mir aber, daß Sie von diesem Vorurtheile eingenommen sind, da Sie sagen: Nicht in seinem Herzen darf der Mensch die Wahrheit suchen, denn sehen wir nicht, daß alle unsere Irrthümer herrühren von unseren Begierden und Leidenschaften, deren Quelle im Herzen ist! Der Verstand, der starre und trockene Verstand, soll allein unser Führer sein. Seiner Prüfung sollen alle Regungen des Herzens zuvor unterworfen werden."

Wenn Sie statt Verstand Vernunft setzten, und darunter das allgemeine Vermögen verständen, die Wahrheit zu vernehmen ratio, so bin ich mit Ihnen einverstanden. Wenn Sie aber unter Verstand das Vermögen zu denken, die Logik des Geistes, ratiocinatio, verstehen, und das scheinen Sie gemeint zu haben, so kann ich Ihnen nicht beistimmen, denn ihm kann ich jene Wichtigkeit nicht beilegen.

Das Vermögen, wovon Sie sprechen, ist nur eine von den Pforten, durch welche die Gewißheit zu unserem Innern gelangt, ja ich sage, daß sie sogar eine ziemlich verdächtige ist. Es giebt zwar Wahrheiten, die in seinen Bereich fallen, namentlich sind das die mathematischen. Aber es giebt eine sehr große Zahl anderer Wahrheiten, welche zu beurtheilen er nicht competent ist, und die entweder aus

dem allgemeinen Bewußtsein, oder aus dem sittlichen Gefühle zu entnehmen sind.

Um nun zuerst vom sittlichen Gefühle zu sprechen, so nehmen wir mit diesem Vermögen Kenntniß von allen moralischen Wahrheiten. Der Verstand kann sie weder beweisen, noch widerlegen; ebenso wie das Gefühl eine mathematische Proportion weder beweisen noch widerlegen kann. Die Begriffe von Gerechtigkeit, Sittlichkeit, Pflicht, Uebereinstimmung mit der Ordnung, mit dem Guten, sind ausschließliches Resultat der Thätigkeit unseres Herzens. Das Organ dieser Wahrheiten und der Führer bei ihrer Anwendung ist das sittliche Gefühl, dessen Sitz im Herzen ist. Ich fordere den berühmtesten Logiker heraus, mir zu beweisen, daß ich z. B. mein Vermögen nicht dadurch vermehren darf, daß ich einen Theil von dem Gute eines Anderen, der in Ueberfluß hat, mir eigenmächtig zueigne, sollte auch die Welt es nicht wissen, und sollte es sich auch ausführen lassen durch einen einzigen Act meines Gedankens; daß ich eine Gelegenheit, mich zu rächen und Böses mit Bösem zu vergelten, auch wenn es geheim bliebe, nicht benutzen darf. Ebenso giebt es auch Wahrheiten des guten Geschmackes; und wenn z. B. Jemand, dem wir eine edle That oder eine schöne Statue vorhalten, fragt: wie wollt Ihr dieses beweisen? so wird es ihm dadurch noch nicht gelungen sein, die einmal gewonnene moralische Gewißheit des Guten und Schönen in uns zu schwächen.

Ebenso ist es auch mit dem allgemeinen Bewußtsein, welches für die intellectuelle Wahrheit dasselbe ist, was das sittliche Gefühl für die moralische Wahrheit. Ja, die Wahrheiten der Moral und des guten Geschmackes sind es nicht allein, die eine Analyse von Seiten des Verstandes nicht zulassen; es giebt noch eine große Zahl von Wahrheiten, die rein intellectuell sind, über die der Verstand nichts vermag, die unbeweisbar und unwiderleglich sind. Das sind nämlich die allerersten Wahrheiten in jedem wissenschaftlichen Systeme; es sind die Axiome, die ersten Principien, worauf alle menschlichen Kenntnisse gebauet sind, und die der Verstand durchaus für wahr halten muß, blos auf Grund der Auctorität des allgemeinen Bewußtseins. Ohne dieses könnte der Verstand nicht einmal einen Schritt weiter kommen; denn nur von ihm nimmt er sich die Vordersätze aller seiner Schlüsse*), z. B. die Ideen von Raum, Zeit, Bewegung, Unbegrenztheit, Sein, moralischer Freiheit und dergleichen. Ich nehme wahr, daß ich nicht schlafe, daß ich wirklich schreibe, daß ich frei bin, daß alles dies keine Täuschung ist; und dennoch kann ich es nicht

*) Man kann sagen, daß jeder Beweisführung ein Gefühl zu Grunde liege.

mit dem Verstande beweisen. „Die Principien liegen in unserem Gefühle“, sagt ein großer Mathematiker, „die Lehrsätze werden aus Schlußfolgerungen hergeleitet, Alles mit Gewißheit, obgleich auf verschiedenen Wegen; so wie es lächerlich wäre, wenn das Gefühl vom Verstande verlangte, daß er ihm von all' den Lehrsätzen, die er beweiset, ein Gefühl mittheile, ebenso lächerlich ist es, wenn der Verstand von dem Gefühle und von der Vernunft Beweise für die ersten Principien fordern will, um seine Beistimmung zu geben.“ Derselbe tiefe Denker hat auch noch an einer anderen Stelle treffend gesagt: „Der Verstand hat seine eigene Ordnung und sein eigenes Verfahren, nämlich mit Grundsätzen und Beweisen. Das Herz geht wieder einen anderen Weg. Um einen Beweis zu geben, daß man geliebt zu werden verdient, pflegt man nicht die Gründe der Liebe systematisch auseinanderzusetzen; das wäre lächerlich. Jesus Christus ist weit mehr der Ordnung des Herzens, d. i. der der Liebe, gefolgt, als der des Verstandes.“ *)

Das allgemeine Bewußtsein und das sittliche Gefühl spielen also im Organismus unserer Moralität eine bedeutende Rolle. Sie sind dem Verstande gegenüber, was ein einfaches Anschauen gegen ein Panorama, und was das nackte Auge gegen ein optisches Instrument ist. Sie zeigen die Dinge unmittelbar, sie machen sie e-vident, augenscheinlich. Wer also bei diesen Dingen den Verstand anwenden wollte, würde mit einem Astronomen zu vergleichen sein, der Alles nur durch sein Fernrohr sehen wollte, und der dieses gleichmäßig bei jedem Gegenstande zur Hand nähme, bei den Möbeln in seinem Zimmer, wie bei den Gestirnen am Himmel. Daher kommt es, daß die Liebe und das Genie, die bekanntlich ein scharfes Auge haben, durch einfaches Anschauen ihren Gegenstand ergreifen und wie im Fluge seine Verhältnisse und Beziehungen erfassen. Sie durchschauen die äußersten Consequenzen schon in den Principien und durchlaufen in einem Augenblicke das ganze Feld des Verstandes. Sie beweisen nicht; sie schauen, sie ahnen. Hierin findet jenes schöne Wort von Vauvenargues seine Wahrheit: „Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen.“**)

Jenes Vermögen des Verstandes, worauf wir so stolz sind, be-

---

*) Pascal, Pensées, prem. part., 19.

**) Mente cordis, sagen die h. Bücher, die in ihrer Sprache so tief philosophisch sind, und doch mit dem Verstande so wenig erfaßt werden. Man kann sagen, daß jedes Gefühl ein Denken implicite in sich schließt, und jedes Denken ein Gefühl explicite. Was folgt daraus? daß das Gefühl immer dem Denken vorhergeht, und daß jenes dieses wie im Keime enthält. Ueber dieses innere Urtheil wird uns Rousseau sogleich Einiges mittheilen.

findet sich übrigens jeden Augenblick in der Nothwendigkeit, Dinge zuzugeben, von denen der Verstand selbst keine Vermuthung hat, ja die sogar über ihn hinausliegen und ihn beschämen. Z. B.: Was ist unbegreiflicher als die Ewigkeit, und was ist zugleich gewisser? Denn diejenigen, die Gott dieselbe absprechen, sind genöthigt, sie der Materie einzuräumen. Wie viele Geheimnisse giebt es nicht in unserem physischen Organismus! wie viele Geheimnisse in unserer moralischen Ordnung! wie viele Geheimnisse in der Verbindung beider und in ihrer wechselseitigen Einwirkung! wie viele Geheimnisse außer uns, in der Natur! Darf man sagen, daß mitten durch alle diese Geheimnisse der Verstand, der starre und trockene Verstand, allein uns führen müsse, und daß man nur das zugeben dürfe, was er begreift? Dann wären aber alle Schätze unserer Erkenntniß zu verwerfen; denn unsere Gewißheiten überflügeln allenthalben unsere Fassungskraft.

Wenn es schon so schlimm steht um den Verstand, wo man ihn auf natürliche Kenntnisse anwendet, wie soll es ihm dann besser gehen, wenn man ihn anwendet auf die Religion? Die Religion beruhet ja auf dem ersten aller Principien und aller Axiome, auf Gott, und reicht bis zur höchsten und zartesten sittlichen Vollkommenheit; sie beruhet also auf den beiden Begriffen der allgemeinen Ueberzeugung und des sittlichen Gefühls, deren Berechtigung, wie wir so eben sagten, sich viel weiter erstreckt, als die des Verstandes.

Ebenso sagt Portalis in seinem ausgezeichneten Werke Ueber den Gebrauch und Mißbrauch des philosophirenden Verstandes: „Die wahre Religion muß das Beste sein, was es giebt, um uns zum Guten geneigt zu machen. Was ist nun aber dieses Beste? Schwerlich wird man auf diese Frage eine genügende Antwort geben, wenn es sich um Dinge handelt, über welche nur der Verstand urtheilt. Aber fast immer ist das Beste wahrzunehmen, wenn es sich um solche Dinge handelt, über welche man wesentlich mit dem Herzen urtheilt. Der Verstand nimmt Anstoß, sucht, berechnet, er ist das Streitsüchtigste, was wir an uns haben. Das Herz fühlt; seine Thätigkeit ist einfacher und weniger verwickelt; die Evidenz, die Gewißheit, wird plötzlich und unmittelbar gewonnen. In solchen Dingen, die den Verstand angehen, stoße ich unaufhörlich auf Grenzen; die Vollkommenheit und das Unendliche aber sind das weite Feld des Herzens. So giebt es in den Wissenschaften, die zum Bereiche des Verstandes gehören, keine einzige Wahrheit ohne einiges Dunkel; in der Moral aber, die ihren Sitz im Herzen hat, hat man die Anschauung und das Gefühl einer Tugend ohne Makel. Daher ist es

vor Allem das Herz, womit man über die Güte und Vortrefflichkeit der religiösen Lehren urtheilt.“ (Tome II. p. 196.)

„Aber alle unsere Irrthümer,“ sagen Sie, „kommen her von unseren Begierden und Leidenschaften, deren Quelle im Herzen ist.“

Recht! aber gerade deswegen muß sich die Religion dem Herzen offenbaren, denn sie ist das Heilmittel unserer Irrthümer und Leidenschaften, und nirgends anderswo, als an der Quelle des Uebels, muß das Heilmittel angebracht werden. Der Verstand mag dem Herzen die Gefahren und Thorheiten seiner Leidenschaft noch so klar beweisen; es nützt nichts. Er wird es nicht davon heilen, so lange er ihm nicht eine andere Speise bietet, die es davon ablenkt; denn er kann dem Herzen nicht verbieten, zu lieben, d. h. er kann den Herzschlag nicht hemmen. Die Religion, die sich zu gleicher Zeit an das Herz und an den Verstand wendet, ist die rechte und wahre Religion, weil sie zwischen dem höchsten Gute und dem menschlichen Herzen jenes innige Verhältniß stiftet, wodurch das Herz die Nichtigkeit aller falschen Güter sofort nach seiner Weise erkennt, d. h. fühlt, denn das Herz allein ist im Stande, Erfahrungen zu machen und gegen einander abzuwägen, und ohne diese Thätigkeit des Herzens würde der Verstand gar nicht einmal beginnen können, sich auszusprechen und zu erklären.

Bei diesem ersten Punkte will ich etwas verweilen, weil ich bemerkt habe, daß Sie seit langer Zeit in dem Vorurtheile leben, welches ich bekämpfe, und weil dieses Vorurtheil an dem Eingange Ihres Innern steht, um der Wahrheit den Zutritt zu verwehren. Man sollte sagen, dieses Vorurtheil habe Furcht vor dem Herzen, und wollte es hindern, mit Ihrem Geiste zu verkehren, ähnlich wie jene begierigen Legat-Erben, die an dem Bette des Kranken Wache halten und nicht leiden, daß ein braver Verwandter zu ihm gelange.

Uebrigens stammt dieses Vorurtheil aus der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Heutzutage ist es durchgehends verschwunden. Wenn wir aber zurückgehen, so finden wir immer mehr und mehr, daß es mit den Schöpfungen oder vielmehr Zerstörungen dieser Philosophie innigst verbunden ist. In der That! das beste Mittel, Alles zu zerstören, war: von Allem den Grund zu erforschen. Auch war dieses Mittel dasjenige, was am wenigsten philosophisch ist (dieses Wort im guten Sinne genommen). Denn ist das eine Philosophie, die damit anfängt, von allen unseren Fähigkeiten und Kräften zu abstrahiren und unsere Seele zu verstümmeln, um ihr nur ein einziges Organ, den Verstand, zu lassen? Muß nicht jede wahre Philosophie mit der Natur im Einklang stehen und dieselbe veredeln! Liegt es nicht in unserer Natur begründet, daß alle unsere Fähig-

keiten einander entsprechend sind, sich einander stützen und tragen, sich gegenseitig überwachen und endlich in der Einheit unserer Seele wieder zusammenkommen! Sind sie nicht alle in gleicher Weise fehlbar und der Vervollkommnung fähig! und das beste Mittel, sie irre zu führen, besteht es nicht darin, sie von einander zu trennen! Eine solche Philosophie muß Verderben anstiften, und sie hat es gethan.

Einer ihrer Koryphäen, J. J. Rousseau, von dessen Lectüre Sie eingenommen zu sein scheinen, und der zwar der Bewegung des damaligen Zeitgeistes nachgab, aber dennoch bisweilen fürchterlich gegen sie auftrat, erhob seine gewaltige Stimme gegen dieses Vorurtheil. Ich finde namentlich in einem Briefe, den er an einen ungläubigen jungen Mann schrieb, einen Passus, der mir so gut zu Statten kommt, daß ich es mir erlaube, ihn wörtlich anzuführen.

„Mein Herr! Alles dies scheint Ihnen eben nicht sehr philosophisch; mir ebensowenig. Aber, wenn ich es aufrichtig gestehen soll, so fühle ich, wie die Beistimmung meines Innern ein großes Gewicht hat, und ich bemerke, wie dieses Gewicht zu meinen Vernunftgründen noch hinzukommt. Sie wollen, daß man dem nicht trauen dürfe. Darüber bin ich aber anderer Meinung; ich finde vielmehr in diesem inneren Urtheile eine natürliche Schutzwache gegen die Trugschlüsse meines Verstandes. Ich fürchte sogar, daß Sie bei dieser Gelegenheit die geheimen Neigungen unseres Herzens, die uns irre führen, mit jener noch geheimeren inneren Stimme verwechseln, die gegen diese eigennützigen Entscheidungen klagt und murrt und uns, zu unserem eigenen Aerger, auf die Bahn der Wahrheit zurückleitet. Diese innere Empfindung ist eben die der Natur selbst, welche ihrerseits gegen die Sophismen des Verstandes Einsprache thut. Und endlich, wie oft ist nicht die Philosophie selbst, mit all' ihrem Selbstvertrauen, gezwungen, zu diesem inneren Urtheile, auf welches sie doch sonst mit Verachtung herabsieht, ihre Zuflucht zu nehmen! War es nicht eben dieses Urtheil, welches Diogenes bewog, den Zeno, der die Bewegung leugnete, statt aller Antwort über den Haufen zu rennen! Doch, warum sollen wir nicht bei uns stehen bleiben? Während die ganze neuere Philosophie die Geister verwirft, erhebt sich plötzlich Berkeley mit der Behauptung, daß es keine Körper gebe. Heben Sie dieses innere Gefühl auf! und ich fordere alle neueren Philosophen zusammengenommen heraus, jenem furchtbaren Logiker zu antworten. Ach, wer weiß denn nicht, daß ohne den inneren Sinn bald gar keine Spur von Wahrheit mehr auf Erden zurückbliebe; daß wir Alle der Spielball der wunderlichsten Meinungen würden, je nachdem ihre Urheber mehr Genie, Gewandtheit und Geist besäßen; und daß wir endlich zur Beschämung unseres eigenen Verstandes bald nicht mehr wüß-

ten, was wir glauben oder denken sollten. Aber die Einwürfe! — ohne Zweifel giebt es manche, die für uns unwiderleglich sind; aber nennen Sie mir ein System, wo es deren keine giebt, und sagen Sie mir, mein Bester, wie und wofür ich mich entscheiden soll! Guter junger Mann, Sie scheinen mir so wohlerzogen zu sein; nur aufrichtig mit sich selbst! ich bitte Sie!" *)

Ich lasse Sie, mein lieber Freund, unter dem Eindrucke, den dieses Ihnen wohlbekannte Wort auf Sie gemacht hat. Ich füge blos noch hinzu, daß, wenn ich's mir habe angelegen sein lassen, dem Gefühle gegen den Verstand sein Recht zu verschaffen, dieses nicht geschehen ist, um es zu mißbrauchen und in das andere Extrem zu fallen. Hüten wir uns vor der Pedanterie des Systems! sie paßt wenig für den Menschen. Ich werde nur für jene Dinge auf das Gefühl zurückgehen, die wirklich in seinem Gebiete liegen, und Ihr Verstand wird sich über seinen Antheil nicht zu beklagen haben; denn weit entfernt, da einen Feind zu finden, wird er vielmehr einen Verbündeten gewinnen.

III.

Es ist ein Fehler, wie man ihn häufig bei denen findet, die religiöse Gegenstände besprechen, daß sie mit Einwürfen anfangen, und zwar mit solchen Einwürfen, die gewöhnlich aus der Unbegreiflichkeit der Geheimnisse hergenommen sind. Das ist bequem, aber es ist nicht nach den gewöhnlichen Regeln einer freien Dialektik. Bei der Untersuchung der Wahrheit eines Dinges fängt man immer damit an, daß man die Gründe prüft, warum an dessen Existenz zu glauben sei. Nach diesem kommt man an die Einwürfe; denn wenn die Gründe zu glauben so zahlreich sind, daß sie vollkommen überzeugen, was sollen dann noch Einwendungen? In der That, es ist Grundsatz, daß allemal, wenn ein Satz durch die gehörigen Beweise dargethan ist, keine Einwendung, wie sie auch immer sein mag, und wäre sie auch unlösbar, in den Weg treten darf; es sei denn, daß der Widerspruch in den Obersätzen liegt. Ferner gehen die Einwürfe gewöhnlich nie auf die Natur der Sache selbst, die man prüft; um aber ihr Gewicht und ihren Werth genau zu beurtheilen, ist es nöthig, vorerst diese Sache selbst durch die Gründe ihrer Existenz zu kennen, und dann ist es häufig der Fall, daß die Einwürfe schon in der Auseinandersetzung ihre Lösung finden.

Das wäre also die Regel, die wir unabänderlich befolgen müßten. Ich will aber gern davon abgehen zu Gunsten eines oder zweier Ein-

*) Lettre à M . . ., édit. in 18. de 1793. t. 33. p. 261.

würfe, von denen Sie gerade sehr eingenommen zu sein scheinen, und die sich in der That als Vorfragen ansehen lassen.

„Wozu aber all' dieser Aufwand von Erörterungen?" sagen Sie. „Wie ist es möglich, daß eine Wahrheit, die berufen ist, die Welt wieder neu zu gestalten, eine Wahrheit, nach welcher wir dereinst so strenge gerichtet werden sollen, daß unser ewiges Glück oder Unglück davon abhängt, nicht aller Welt so klar ist wie die Sonne? Warum bedarf sie der Beweise, und wie kann sie es dulden, daß noch Einer sei, der nicht glaube?"

Diesen Einwurf habe ich schon Anfangs in dieser Einleitung berührt, hier aber ist es an der Stelle, ihn zu widerlegen. Ich glaube, es mit wenigen Worten thun zu können.

Drei Gründe werden hinreichend sein; mögen Sie ihnen mit Aufmerksamkeit folgen.

Die unmittelbare und innere Evidenz, wie Sie dieselbe verlangen (es giebt nämlich auch eine mittelbare und äußere Evidenz der Religion, die aus der Gesammtheit der Gründe gewonnen wird, und die hinreicht, um ihre Auctorität zu rechtfertigen), ist unmöglich; sie schließt einen Widerspruch in sich. Weil die Religion eine Gemeinschaft des Menschen mit Gott ist, so muß es nothwendig irgend einen Zustand dieser Gemeinschaft geben, der dem menschlichen Verstande, wenigstens theilweise, unbegreiflich bleibt. Der Mensch ist ja sich selbst nicht einmal ganz begreiflich; Alles, was in der Natur ihn umgiebt, ist ebenso, wie er selbst, mit einem geheimnißvollen Schleier verhüllt. Die Evidenz, dieses Wort, welches wir so oft im Munde führen, liegt, gleichwie das Glück, mehr im Wunsche und in der Hoffnung, als in der Wirklichkeit. Wo ist sie hier auf Erden? ich frage Sie. Ich könnte Ihnen aber weit eher sagen, wo sie nicht ist. Welch' seltsamen Betrug üben Gewohnheit und Unkenntniß! Eben weil wir im Geheimniß leben, sehen wir dasselbe nicht.*) Wir sind in dasselbe mitten

*) „Die meisten Menschen bilden sich ein, die Ursachen der gewöhnlichen Naturerscheinungen gut genug zu kennen, und wenn man sie um den Grund fragt, so glauben sie, daß man mit ihren Antworten zufrieden sein müsse, wiewohl sie nichts sagen, was man nicht schon weiß. Woher kommt es, daß aus einem Ei ein Küchlein entsteht? Das kommt von der Wärme der Henne, die es brütet. Das ist klar; nichts ist gewöhnlicher; dabei muß man bleiben! Woher kommt es, daß ein Weizenkorn keimt und die Erde durchbohrt, um nach unten seine Wurzel auszubreiten, und nach oben seinen Stengel hervorkeimen zu lassen? Das ist der Regen und die Feuchtigkeit, die alles dies macht; mehr ist dazu nicht nöthig. Oder wenn ihr mit dieser Antwort nicht wollt zufrieden sein, so fragt diejenigen, die man gewöhnlich für Philosophen hält. Die sprechen von Feuchtigkeit und Wärme, — Begriffe, die doch sehr klar sind; diese beiden Dinge seien die reichhaltigen Grundursachen der

hineingestellt, wir athmen es, wir rühren es an, wir leben und weben in ihm; aber maschinenmäßig hingleitend an der Oberfläche der Dinge, gewissermaßen abgestumpft durch die Gewohnheit, sehen wir nicht, von welcher Unermeßlichkeit wir der Mittelpunkt sind, und man muß schon gelehrt sein, um zu wissen, daß man nichts weiß. Wenn die Dinge in der Welt nicht wären, wie sie jetzt sind, sondern gerade umgekehrt, so würden sie uns ganz natürlich und evident scheinen, und das, was sie in ihrem gegenwärtigen Zustande sind, würde uns vorkommen wie die Summe aller Dunkelheit und aller Geheimnisse. Woher kommt es, daß die religiösen Dinge uns geheimnißvoller scheinen, als die Natur? weil wir uns nicht in sie hineingelebt haben; in sich selbst sind sie es nicht mehr, als auch die anderen. Ich gehe noch weiter und sage, sie erklären Manches in der Natur, was uns verborgen ist, und entschleiern die Geheimnisse sogar dort, wo sie mit mehr Recht sich finden müßten, in Gott. Wie kann demnach unser Verstand, der noch nicht einmal sich selbst kennt, noch etwas von dem, was ihn umgiebt, damit beginnen, daß er eine Evidenz in Gott haben will? Wenn die Einsicht in den Plan der materiellen Schöpfung ihm durchaus verwehrt ist, wie kann er dann noch vorhaben, das Verständniß der ewigen Rathschlüsse Gottes in der geistigen Ordnung an sich zu reißen? Zu fragen, warum die Religion nicht so evident ist, wie das Tageslicht, das ist dasselbe, als wenn man fragte, warum Gott selbst in seinen Eigenschaften und Rathschlüssen dem Menschen nicht begreiflicher ist, als die Natur in ihren Wirkungen und Geheimnissen. Soll vielleicht das Wesen Gottes dem Menschen klarer sein, als der Mensch sich selbst in seiner eigenen Beschaffenheit, ja sogar in seinem eigenen Verstande, diesem Thoren, der da hinstrebt nach der Evidenz in Gott? Jedoch, haben wir die Evidenz nöthig, um ihn kennen zu lernen und in seiner Religion zu ihm zu gelangen? Ei, gewiß nicht! Wir bleiben ja unser ganzes Leben ohne jene Evidenz, und glauben dennoch nicht, daß wir irre gehen. Machen wir es also in religiösen

---

Erzeugung und der Verwesung aller Körper, u. s. w. Solche schöne Worte oder doch ähnliche hat man schon gehört, als man noch Kind war, und zwar von Männern, die bei uns viel galten, die unsere Lehrer waren. Damals kam es darauf an, gelehrig zu sein, und so mußten wir es ja glauben, ganz ohne alle Prüfung; wir mußten es gut behalten, und wieder gut aufsagen. Man hat also dieses geistlose Zeug geglaubt und so oft wiederholt, daß man nicht mehr umhin kann, es zu glauben und wieder Andere zu lehren. Wird man wohl zweifeln? wird man prüfen? Aber wie weit würden wir da zurückversetzt! es ist zu spät, wir haben keine Zeit mehr! Jedoch fragt man uns um unsere Meinung; so ist es denn unsere Schuldigkeit, zu antworten und unser Urtheil zu sagen."

(Malebranche, Traité de morale, t. I. chap. 6.)

Dingen, wie wir es mit den natürlichen Dingen zu machen pflegen! Schon in der Natur glauben wir Gott zu sehen, und welcher verständige Mensch sieht ihn da nicht! Freilich, er ist dort verborgen, und nicht Alle sehen ihn. Sollen wir deswegen zweifeln, ihn kennen zu lernen? und wenn wir einem Atheisten begegnen, soll uns das ein Grund sein, nicht auf den Lobgesang des Universums zu lauschen? Nun wohl! warum sollte es anders sein in der Religion? Wenn wir einigen entschieden Ungläubigen begegnen (und es giebt deren sehr wenige), warum sollte uns das zur Entschuldigung dienen, daß wir selbst nichts sehen und hören wollten? Denn nur etwas könnte hinreichen, uns die Augen zu öffnen und uns zu überzeugen, oder doch wenigstens zu erschüttern. Gott hätte uns einen schärferen und umfassenderen Verstand geben und es uns dadurch leichter machen können, ihn zu begreifen; das gebe ich zu. Aber wenn er das gethan hätte, so wäre der Grenzstein der Evidenz doch höchstens nur etwas weiter gerückt; immer würde uns etwas, o was sage ich: etwas! der Unendliche selbst würde uns dunkel und unerklärlich bleiben in seinem Wesen und seinen Rathschlüssen. Somit bliebe der Ungläubigkeit, falls sie sich nur der Evidenz zu unterwerfen hätte, immer noch ein Spielraum übrig. Selbst Gott kann dieses nicht ändern! denn es ist ein Widerspruch, daß das Endliche das Unendliche begreife und umfasse. Wenn der menschliche Geist das Wesen Gottes erforschen und verstehen könnte, so wäre der intelligente Mensch Gott gleich; denn zwei intelligente Wesen, die sich gegenseitig und in gleichem Maße begreifen, sind gleich. So beweiset es schon unser Verstand, daß die Religion theilweise über den Verstand hinausliegt. Ich sage theilweise*); denn wenn wir auch keinen Anspruch haben auf Evidenz, so haben wir doch Anspruch auf Klarheit, und zwar auf eine solche, die für den Verstand entscheidend ist. Läge die Religion ganz außer dem Bereiche unseres Verstandes, so würde sie nicht passen für verständige und urtheilende Wesen, wie wir sind; sie wäre also falsch. Könnten wir sie aber andererseits mit unserem Verstande vollständig begreifen, so wäre sie außerhalb Gottes, und abermals falsch. Es bleibt daher nichts übrig, als daß sie sich einerseits der menschlichen Erkenntniß anpasse, und andererseits in der unermeßlichen Tiefe der göttlichen Erkenntniß sich verliere; daß sie folglich theilweise klar, und theilweise dunkel sei, und daß das Maß ihres Lichtes und ihrer Dunkelheit in Verhältniß stehe zu der Stufe der Annäherung zu Gott hin, auf welche wir uns durch die Vervollkommnung unserer Natur erhoben haben. Das ist der Fall in der christlichen Religion, aber auch nur in ihr.

Der zweite Grund, der der Evidenz in der Religion widerspricht,

---

*) „Ex parte, per speculum, in aenigmate.“ (I. Corinth. 13, 12.)

ist folgender: Die Religion ist wesentlich eine Ehrenbezeugung und Huldigung, ein Beweis der Unterwürfigkeit gegen Gott. In dieser Huldigung soll der Mensch das, was ihn am meisten von der übrigen Welt unterscheidet, was ihn eigentlich zum Menschen macht, Gott zum Opfer bringen, nämlich seine Erkenntniß, seinen Willen, seine Freiheit. Würde aber diese Huldigung durch die Evidenz uns abgenöthigt, so wäre sie nicht mehr die eines intelligenten und freien Wesens, d. h. sie wäre keine Huldigung mehr, sondern nur ein Sichgehenlassen unserer materiellen Natur. Wenn die religiöse Wahrheit, der Inbegriff aller Vollkommenheiten, Gott, gleich beim ersten Blick sich offenbar zeigte und klar wie die Sonne sich sehen ließe, so würden wir seinem gewaltigen Zauber nicht widerstehen können. Unser Verstand, unser Wille, unsere Freiheit wären plötzlich gestürzt und vernichtet; es gäbe weder Verdienst noch Mißverdienst mehr, und unsere Verbindung mit Gott wäre nicht einmal so edel, wie das Verhältniß mit dem Geringsten von Unseresgleichen.*) Man muß sogar sagen, daß unsere ganze Stellung hier auf Erden umgekehrt, daß alle unsere natürlichen Beziehungen zu einander zerrissen und daß wir vertieft wären in eine fortwährende Ekstase, wo aller Widerstand unmöglich, alle Freiheit aufgehoben und jede Ueberlegung oder Rückkehr abgeschnitten, d. h. wo das Leben erloschen, und Gott, die Quelle unseres Seins, unser Tod wäre. Eine Religion, die für die menschliche Natur so wenig paßte und die Gesetze derselben so wenig achtete, könnte unmöglich von dem Urheber eben dieser Natur, der ihr jene Gesetze vorgeschrieben hat, herrühren. Im Gegentheil, die Religion, welche die natürlichen und unwandelbaren Fähigkeiten des Menschen, Erkenntniß und Willen, in Thätigkeit setzt, die der menschlichen Freiheit einen Spielraum läßt, die die Erkenntniß zum Dienste der Erkenntniß, den Willen zum Dienste der Liebe geschickt macht, — das ist eine Religion, die ein Gepräge der Wahrheit an sich trägt, welches deutlich von ihr Zeugniß giebt. Darum braucht es denn auch weder eine unwiderstehliche Evidenz, noch ein undurchdringliches Dunkel zu geben. Wohl aber muß Raum sein für die Untersuchung, es muß da sein ein Gegenstand des Verdienstes und die Möglichkeit des Einen und des Anderen; alsdann übt sich die menschliche Thätigkeit, die Huldigung beginnt, Pflicht und Schuldigkeit werden erfüllt, das gegenseitige Verhältniß zwischen dem Menschen und Gott wird hergestellt und der

*) Ebenso ist es mit einer Angelegenheit, die die Heiligen, ja auch die Engel betrifft, nämlich daß sie im Himmel Gott besitzen. Haben sie sich diesen Besitz etwa durch einen Versuch erobert? und ist etwa dieser Besitz dermaßen vollständig, daß er keinen Zuwachs kenne? Weit gefehlt! Gerade in diesem ewigen Zuwachs wird das Glück des Himmels bestehen: Ibunt de claritate in claritatem.

Mensch besitzt sich, weil er Gott besitzt, und er besitzt Gott, weil er sich selbst besitzt.

Der dritte Grund endlich, der aus dem zweiten hervorgeht, aber dennoch eine eigene Erörterung verdient, ist der, daß die Religion nicht allein eine erkannte und freigewollte Huldigung des Menschen vor Gott ist, sondern daß sie für den Menschen zugleich auch ein Mittel sein soll, sich zu vervollkommnen und durch Ausübung dieser Huldigung sich sittlich zu heben. Der Mensch ist von Natur der Vervollkommnung fähig und kann durch alle seine Fähigkeiten sich Verdienste sammeln. Gegenstand der Religion ist, diese Natur zu entwickeln und sie so weit zu bringen, daß sie alle Tugenden übt. Zu dem Ende ist es unumgänglich nothwendig, daß der Wille des Menschen geübt werde, daß man ihm zu kämpfen gebe. Nicht der unmittelbare Besitz des höchsten Gutes thut ihm Noth, denn dieses würde ihn so sehr in sich aufnehmen, daß es ihm nicht gestattet wäre, sich ferner zu entwickeln, sondern ein Kampfplatz, an dessen Ende das höchste Gut ihm erscheint, gleichsam verhüllt durch die Staubwolke, die der Kampf erregte, und wo er die Hoffnung hat, dasselbe zu erreichen. Wer aber Hoffnung sagt, sagt auch Glaube.*) Es giebt keine Sittlichkeit ohne Freiheit; es giebt aber dort keine Freiheit, wo die Evidenz des Guten keinen Zweifel bei seiner Untersuchung zuläßt. Das ganze Wesen des Guten sehen, das hieße seinen ganzen Nutzen sehen. Auf den Nutzen des Guten sein Augenmerk richten, das hieße die Tugend verbannen und an ihre Stelle den Egoismus setzen. Daher das schöne Wort der h. Schrift: „Der Gerechte lebt aus dem Glauben." Die Tugend muß in verständiger Weise geliebt werden, nicht aus Neigung, sagt Malebranche vortrefflich. „Gott will, daß man ihm diene durch den Glauben, zufrieden mit seinen Verheißungen, vertrauend auf sein Wort, trotz der Schwierigkeiten und etwaigen Geistesdürre. Die Freude ist die Belohnung, nicht der Grund des Verdienstes."**) Der Grund des Verdienstes in allen Dingen, selbst in denen außerhalb der Religion, ist der Glaube. Zu hoffen gegen die Hoffnung, nach dem Guten zu greifen, wenn es uns vorkommt wie ein Opfer, und dessen Wonne nicht eher deutlich zu erkennen, als bis man den Leidenskelch bis zur Hefe geleert, — das ist die Tugend. In der That, merken Sie wohl! den Einwurf, den Sie gegen die Religion machen, könnten Sie mit ebenso vieler Kraft auch gegen das Gewissen machen, dessen Gesetz Sie doch nicht in Zweifel ziehen. Die Beweggründe und die Reize

*) „Der Glaube ist aber ein fester Grund für das, was man hofft," sagt wunderbar schön der h. Paulus.

**) Médit. chrét. 14, 18.

der Tugend werden nicht immer mit unwiderstehlicher Evidenz durch das Gewissen angezeigt. Wie viele Menschen giebt es nicht, bei denen sie verdunkelt sind durch die Launen des Temperaments, durch die Vorurtheile der Erziehung, durch die Irrthümer und die Abneigung, die Stand und Rang uns einflößen! ja bei allen Menschen sind sie stets mehr oder weniger verdunkelt durch die Leidenschaften. Das kann aber auch nicht anders sein, denn ohne dies würde die Tugend nicht Tugend sein. Ist sie jedoch darum weniger verpflichtend? findet sie darum über kurz oder lang weniger ihre Vergeltung? „Nichts ist liebenswürdiger als die Tugend," sagt Rousseau; „aber um sie liebenswürdig zu finden, muß man sich ihrer bereits zu erfreuen haben. Wenn man, um sie zu erlangen, sich ihr nähert, so nimmt sie, wie Proteus in der Fabel, anfänglich tausend schreckliche Gestalten an, endlich erst zeigt sie sich in ihrer eigenen, aber nur denjenigen, die nicht ermüden und nicht ablassen."*) Dieser herrliche Ausspruch läßt sich Wort für Wort auf den Glauben anwenden, der die Tugend des Verstandes ist, und auf die Frömmigkeit, die die Tugend des Herzens ist. Beide wollen mehr ausgebildet sein und verlangen nach einer weiteren Entwickelung, gleichsam wie nach einer größeren Seligkeit. Daher rufen sie uns auch zu einem höheren und schwierigeren Kampfe.**)

Um die Widerlegung dieses wichtigen Einwurfs noch einmal in kurzen Worten zusammenzufassen, so ist es dasselbe, ob man fragt: Warum die Religion nicht evident ist, oder ob man fragt: warum Gott nicht vollständig zu begreifen ist; warum der Mensch mit Erkenntniß und freiem Willen begabt ist; warum er der Vervollkommnung fähig und im Stande ist, sich Verdienste zu erwerben; warum er von seinen Fä-

---

*) Émile.

**) Das Himmelreich leidet Gewalt; und die Gewalt brauchen, reißen es an sich. (Matth. 11, 12.) De Bonald hat ebenfalls gesagt: „Die christliche Religion ist dazu bestimmt, nicht allein alle Menschen zu retten, sondern auch alle Genossenschaften zu vervollkommnen. Nun giebt es aber Einige, welche wünschen, daß diese Religion die ganze Welt erschüttere und auf jeden Menschen einen so gewaltigen Eindruck mache, daß er ihr nicht widerstehen könne. Diese vergessen, daß, wenn der Mensch durch seine Sinne eine physische Gewißheit hätte von der Evidenz Gottes, von der Unsterblichkeit der Seele, von den Strafen und Belohnungen des anderen Lebens, es keinen Kampf, keine Tugend mehr gäbe, weil es keine Wahl mehr gäbe. An der Hoheit der Dogmen, die den Verstand beschämen, an der Härte der Moral, die dem Herzen wehe thut, an der Strenge der Gebote, die die Sinne abtödten, erkenne ich die Gottheit Dessen, der die christliche Religion gegründet hat; der uns Menschen, die wir doch für das gesellschaftliche Leben geboren sind, eben die nothwendigen Beziehungen, die sich aus unserer Natur herleiten, zu Gesetzen macht." (Théor. du pouvoir t. II. p. 427.)

higkeiten Gebrauch machen soll bei dem Verkehre mit dem, der sie ihm gegeben, und warum er durch diesen Gebrauch sich sittlich heben soll? O wie sonderbar! Der Christ vertheidigt die Interessen der Erkenntniß und der Freiheit, und will beide Theil nehmen lassen an dem geistigen Verkehr des Menschen mit seinem Schöpfer. Der Ungläubige dagegen möchte lieber wünschen, daß diese Erkenntniß und diese Freiheit von der Evidenz zu Boden gestreckt wären, wie Schlachtopfer, welche, vom unerwarteten Beile getroffen, am Fuße des Altars niederstürzen. Freilich fordert die Religion die Unterwerfung unseres Verstandes, aber eine Unterwerfung durch den Verstand selbst. Sie ladet unseren Verstand ein, darüber nachzudenken und selbst zu der Einsicht zu kommen, daß es seine Pflicht sei, sich zu unterwerfen, oder vielmehr sich auszutauschen mit der unumschränkten Erkenntniß Gottes. Der Ungläubige aber möchte wünschen, der Verstand würde zum Opfer gebracht, ohne daß der Verstand selbst irgendwie dazu beitrage und helfe, sondern daß es geschehe durch Verblendung, durch unwiderstehlichen Zwang, durch ein unabänderliches Fatum, — ähnlich einem Felsblock, der herunterstürzt und bis zum Centrum des Erdballs versinkt; nicht wie ein Stern des Himmels der auf hoher, luftiger Bahn kreiset und sich um seine Sonne schwingt. Welches von diesen beiden Systemen macht dem Menschen die meiste Ehre? welches ist seiner Natur und somit auch der Wahrheit am entsprechendsten?

„Mag sein!“ sagen Sie, „aber das ist eine Ehre, die dem Menschen recht theuer zu stehen kommt, weil sie ihm bei Strafe der ewigen Verdammniß die Pflicht auflegt, sich auf ein tiefes Studium der Religion zu werfen; und wie viele Menschen giebt es nicht, die weder die Fähigkeit, noch die Zeit haben, welche zu einer solchen Arbeit erfordert wird! Wie vielen Völkern hat das Licht des Evangeliums gar nicht geleuchtet! Wie viele Menschen also, die ewig verloren sind! Denn außer der Kirche kein Heil! Mein Verstand und meine Ueberzeugung sträuben sich gegen diese Ungerechtigkeit, und es hieße die Gottheit beschimpfen, wollte man ihr dieselbe zumuthen.“

Guter junger Mann, Sie scheinen mir so wohlerzogen zu sein; nur aufrichtig mit sich selbst! ich bitte Sie!

Dieser Regung des Unwillens liegt etwas Wahres zu Grunde, welches aber zum Sophisma ausartet, weil die Dinge mit einander verwechselt und übertrieben sind. Diese lebhafte Besorgniß für jene Völker, welche niemals vom Christenthum haben reden gehört, ist sie nicht eine Grille unserer eigenen geheimen Widerstrebsamkeit gegen die Wahrheit! Weil wir dem Lichte feindlich sind, hat es sich vor unseren Blicken in dieselben Wolken gehüllt, die es auch jenen Völkern verborgen halten. Setzen wir an die Stelle der Religion die Philosophie, die Moral,

insofern sie Töchter der Civilisation sind; sollte es uns dann wohl in den Sinn kommen, deren Wahrheit und deren Verbindlichkeit für uns in Zweifel zu ziehen, weil etwa die Hottentotten nichts von ihr wissen? Finden wir nicht eine gewisse Befriedigung und ein Wohlbehagen darin, in dem Grundsatze außer der Kirche u. s. w. einen Vorwurf zu finden, ganz erwünscht, um ihn, wie einen Schild, der Wahrheit entgegenzuhalten? Gereicht es uns nicht zum Vergnügen, seine Strenge zu übertreiben? Diesmal thun wir es der Religion an Strenge zuvor; über die Orthodoxie der Kirche sind wir eifersüchtiger, als es die Kirche selbst ist. Ist es also nicht der Fall, daß wir ihr eine übereilte Verurtheilung der Heiden in den Mund legen, um den Entscheidungen auszuweichen, die sie gegen uns gesprochen hat?

Diese Fragen stelle ich Ihrer Aufrichtigkeit anheim: ihr überlasse ich es, alle jene kleinen Sophismen Ihres Herzens zu entwirren. Später werde ich Ihren Einwurf, sofern er die Völker betrifft, welche sich in unbesiegbarer Unwissenheit um das Gesetz des Evangeliums befinden, direct und, wie ich glaube, hinreichend beantworten. Für jetzt wollen wir diese Völker lassen und von uns reden.

Für uns, die wir von dem Lichte des Evangeliums umleuchtet sind, weise ich jenen Vorwurf von vornherein zurück als den kleinlichsten von allen, die gemacht werden können, und ich behaupte: wenn die christliche Wahrheit uns nicht zur Ueberzeugung wird, so ist das unsere Schuld.

Wir Alle sind in dieser Religion erzogen worden, wir Alle haben in unserem jugendlichen Alter den Glauben gehabt; wodurch haben ihn nun Einige, ja fast Alle, verloren? Dadurch, daß sie sich mehr oder weniger Ausschweifungen hingegeben, welche doch jeder gewöhnliche Verstand tadelnswerth finden mußte; daß sie in diesen Ausschweifungen sich Gründe suchten, die dahin zielten, einer mißliebigen und hinderlichen Religion keinen Glauben zu schenken; daß sie den bequemeren Irrthum einer Philosophie suchten, die alle Tugenden in das Reich der Träume setzt und alle Laster ausübt; daß sie, mit einem Worte, ihren Verstand nicht mehr gebrauchten, um den trügerischen Eingebungen der Leidenschaften Folge zu leisten. Ist das nicht Wahrheit? Zeigen Sie mir einmal Mehrere, die die ganze Reinheit ihrer Sitten bewahrten, und nicht auch die Integrität ihres Glaubens bewahrt hätten! Ich schließe daraus, daß es unsere Schuld war, wenn die religiöse Wahrheit in uns von ihrem Lichte verlor; daß sie von selbst würde fortgefahren haben, unseren Augen vorzuleuchten; ja daß sie mit der Ausbildung unserer Erkenntniß würde gleichen Schritt gehalten, und aus ihr Nahrung und Wachsthum würde geschöpft haben, wenn wir sie nicht hätten erlöschen lassen

oder nur nicht verschmäht hättten. Es ist wahr, und es ist eine Gerechtigkeit, dies anzuerkennen, daß wir Tage der Bosheit und Schlechtigkeit durchlebt haben, wo alle religiösen Erinnerungen verschwunden, alle Ueberzeugungen erloschen waren und die Sonne des Glaubens verfinstert wurde durch die Schatten und Nebel einer systematischen Gottlosigkeit. Unsere Generation ist aufgewachsen, und in der Nacht der Unkenntniß und des Vorurtheils blindlings weiter gegangen. Hoffentlich wird daher der Allgerechte bei dem öffentlichen Unglück und allgemeinen Elend, welches er uns zur Sühne auferlegte, Veranlassung finden, jedem von uns die Strafe zu mildern. Nichts desto weniger ist jeder von uns verantwortlich für seinen Antheil an der eben bezeichneten Ursache, warum er seinen Glauben verloren, ich meine nämlich für die Verkehrtheiten seines Willens. Bei Mehreren haben freilich diese Verkehrtheiten aufgehört, und dennoch hat der Unglaube fortgefahren, sie zu fesseln. Aber, wie kann man sich darüber wundern! mit der Zeit bemerkt der Verstand die Falte des Herzens, und endlich fängt er an, sie zu bewachen. Nachdem die Seele durch die Leidenschaften in Armuth und Finsterniß gerathen ist, will sie ihre Leere und ihre Nacht beibehalten, und hält fest an den Vorurtheilen und Irrthümern, womit sie die Leidenschaften bisher hat nähren müssen. Dazu nehmen Sie noch die Rücksicht vor den Menschen einerseits und die Trägheit in der Moral andererseits, die immer an der Schwelle unseres Herzens stehen, um die Rückkehr des Glaubens zu verhindern! Kann man ja doch diesen Glauben nicht annehmen, ohne Auffallen zu erregen; das Schlimmste dabei ist aber, daß man mit ihm zugleich auch die Verdemüthigungen hinnehmen muß, die er zur Bedingung macht, sammt den neuen Tugenden, die ihm zur Begleitung dienen. Das werden Sie mir zugeben: wenn die erhabene Wahrheit der Religion nur die Beistimmung unseres Verstandes forderte, wenn sie nur ein philosophisches oder wissenschaftliches System wäre, welches blos dem Verstande brauchte vorgelegt zu werden, ohne irgendwie das Herz anzusprechen; in welch' hoher Bewunderung würde sie bei uns stehen, und wie würde man den Ungläubigen als einen armen Tropf behandeln! Aber dem ist nicht so. Die Erkenntniß der Religion ist so sehr an die Sittlichkeit des Menschen geknüpft, daß eine Schwächung dieser die Schwächung jener nach sich zieht, und umgekehrt, und diese vollständige Harmonie zwischen Lehre und Sitte ist ein deutlicher Beweis von der Wahrheit dieser heiligen Religion. Nicht weil sie dunkel ist, sondern weil sie heilig ist, sind wir ungläubig geworden.

Wenn nun dieser Unglaube durch unsere eigene Schuld herbeigeführt ist, und wir daher im Grunde genommen nicht das Recht

haben, uns zu beklagen, so wird es wohl langer Studien bedürfen, um ihn zu beseitigen, und unsere Bekanntschaft mit der Religion wieder anzuknüpfen? Die Erfahrung antwortet uns: Nein! Das Licht ist in unserer Mitte, es lebt sogar seit einiger Zeit wieder auf und wirft nach allen Seiten hin seine funkelnden Strahlen. Es kommt nur darauf an, daß wir den rechten Platz wählen und uns die geeignete Stellung geben, um es gut zu sehen. Eine der ersten Bedingungen, die sich auch aus dem eben Gesagten ergiebt, ist die, daß Jeder Ordnung bringe in seine Sitten. Denn wer Anspruch machen will auf einen freien Geist, muß sich zuerst den eigensüchtigen Vorurtheilen des Herzens entwinden, und muß dasselbe in seine frühere natürliche Moralität wiedereinsetzen. Da übrigens die religiöse Wahrheit eine praktische Wahrheit ist, so versteht es sich von selbst, daß ihr Licht zunimmt, je mehr man sie befolgt. *) Hat man auf diese Weise der Wahrheit den Weg gebahnt, so hat man auch mehreren anderen Bedingungen genuggethan, und ohne Verzug wird die Wahrheit wieder bei uns einkehren und unser Inneres erfüllen. Es kann nicht geleugnet werden, daß bei den meisten Menschen, und namentlich bei denjenigen, deren gesunder Sinn noch nicht von den Vorurtheilen einer falschen Wissenschaft erstickt ist, eben dieser gesunde Sinn sagen wird: Eine Religion, die in so hohem Grade das Herz des Menschen veredelt, ist der Huldigung seines Verstandes würdig. Dasselbe hat auch Montaigne ausgesprochen, der treffend sagt: „Das besondere Kennzeichen unserer Wahrheit ist unsere Tugend." Diese ist das Argument, was die Massen hinreißt, die gleichsam in Feuer gesetzt werden durch den elektrischen Schlag der Tugend, mit der sie in Gemeinschaft stehen und die sie sich nicht nehmen lassen. Sie ist's, die die Welt umgewandelt und bekehrt hat, und die denen, welche hartnäckig außer der Religion verbleiben, jede Entschuldigung zu nichte macht; es ist die Heiligkeit ihrer Moral, es ist der Tugendspiegel, womit ihre wahren Jünger geziert sind: der Anblick einer einfachen Tochter des heiligen Vincenz von Paul! die Himmel verneigen sich und sind in ihrer Anschauung versunken, und die Erde, die sie trägt und worauf sie wandelt, sieht nicht ihren Werth! — Endlich, wie viele andere Züge der Wahrheit springen uns in die Augen, und suchen uns für den Glauben zu gewinnen! Die Dauer der Religion zählt achtzehn Jahrhunderte, während die menschlichen Einrichtungen, Gesetze, Sitten, Lehren, Reiche, Gesellschaften beständig sich ändern und wechseln. **) Ihre Unverletzbarkeit

*) Wer aber die Wahrheit thut, kommt an das Licht. (Joh. 3, 21.) — ein tiefes Wort, welches nur aus dem Munde der Wahrheit selbst kommen konnte!

**) Ich spreche hier nur von jenem Theile ihrer Dauer, der hauptsäch-

ist der Art, daß alle Schläge, die man gegen sie wendet, sie nur vergrößern. Ihre unwandelbare Einheit und Einigkeit hat es seit ihrer ersten Gründung nicht geduldet, daß ihrer Lehre ein einziges Jota wäre zugesetzt oder genommen worden, ungeachtet der natürlichen Schwäche ihrer Träger! Ihre Allgemeinheit hat in dem Maße zugenommen, daß sie die Befugniß hat, sich als die Beherrscherin der gebildetsten Nationen der Welt und als die einflußreichste Beförderin der Civilisation bei den entferntesten und wildesten Völkern zu behaupten. Ihre Angemessenheit für alle Stufen der Erkenntniß setzt uns in Erstaunen; denn während das kleinste Kind sie auswendig weiß und erklärt, erschöpfen sich die größten Genies bei ihrer Betrachtung. Ihrer Hülfsmittel sind unendlich viele wie auch unserer Bedürfnisse, ihre Wohlthaten ebenso zahlreich und mannigfaltig wie unsere Leiden. Wie viele hell leuchtende Züge von Evidenz! Es bedarf nicht der Anstrengung, noch auch langer Studien, um sie zu entdecken; es würde vielmehr Mühe und Anstrengung kosten, sie nicht zu sehen.

Ich weiß, daß Einige sie nicht sehen, oder nicht für hinreichend halten; und daß für diese ein tieferes und gründlicheres Studium nöthig ist. Aber wer sind diese? Es sind diejenigen, die sich diesem Studium am leichtesten widmen können, und die es auch am meisten thun müßten. Denn wie sind sie zu dieser philosophischen Anmaßung und vorgefaßten Meinung gekommen? Wodurch anders, als durch das feindselige und böswillige Studium, womit sie die Religion mißhandelten? Und ist es nicht logisch, ist es nicht gerecht, daß sie damit gestraft werden, wodurch sie gefehlt haben? Wenn sie sich's zum Studium machten, ihr Urtheil abzustumpfen und ihre Ideen über Religion zu verfälschen, muß sie dafür jetzt nicht das Urtheil treffen, in einem gründlicheren und gewissenhafteren Studium die Heilung von ihren Vorurtheilen zu suchen? Es ist nicht so sehr die Religion, die sie studiren müssen, als vielmehr die Irreligiosität, die sie zu verlernen haben. Gerade zu diesem Zwecke aber finden sie überall Mittel und Wege. Wie große Schätze der Belehrung stehen ihnen nicht von allen Seiten offen! Wie viele beredte Worte auf den Kanzeln! Wie viele Werke und Abhandlungen, die doch in derselben Art und Weise geschrieben sind, wie auch die Werke in den übrigen Wissenschaften, und die unter allen Formen bemüht sind, unserem Geiste Aufklärung zu verschaffen und unser Herz zu rühren! Eine Schwierigkeit für die Christen, die Religion kennen zu lernen? — wahrlich, ich kann keine finden! wohl aber bin ich fest davon überzeugt, daß alle heidnischen Völker bekehrt und alle Philosophen des Alterthums überführt worden

lich in die Augen fällt; denn nur einige Prüfung reicht hin, um zu entdecken, daß sie hinaufreiche selbst bis zum Ursprunge der Welt.

wären, wenn sie vom Christenthume so viele Kenntniß und Belehrung gehabt hätten, wie heutzutage jeder von uns hat.

So kann man denn uns Allen zurufen: „Außer dem Glauben kein Heil, sollte es uns auch einige Mühe kosten, ihn zu erlangen!“ Ein sehr verständiges und gerechtes Wort! denn wenn die Religion zugleich eine Huldigung ist, die unser intelligenter Wille Gott darbringt, und ein Mittel, diesen Willen durch jene Huldigung zu verbessern, so ist es, um das Wort auch einmal im moralischen Sinne zu gebrauchen, logisch, daß dieser Wille durch eine verhältnißmäßig mühevolle Rückkehr das Unrecht seiner Empörung sühne.

IV.

Nun haben wir uns aber lange genug in der Vorhalle aufgehalten; es ist Zeit in den Tempel einzutreten.

Sie sagen, daß Ihnen das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele sehr problematisch scheine. Darüber wundere ich mich nicht; ja vielleicht hat der Zweifel schon tiefer in Ihrem Herzen Platz genommen. Unser Verstand ist wirklich so unkundig, daß er, wenn er vom Glauben abgeht, auf dem weiten Ocean des Zweifels keinen Hafen mehr findet. Die religiöse Wahrheit erscheint ihm alsdann selbst in jenen Punkten, wo sie sich ihm am meisten nähert, nur wie das gaukelhafte und treulose Luftbild, welches dem irrenden Ulysses die lachenden Gestade seines Vaterlandes vorhielt. Eine durchgängige Erschütterung ist in allen unseren Ueberzeugungen fühlbar; sie werden zu bloßen Meinungen und endlich zu Muthmaßungen; und in diesem Zustande kommen und gehen sie unaufhörlich in unserem Geiste, ohne sich festsetzen zu können, und lassen denselben fortwährend durch alle Stufen der Bejahung und Verneinung hindurchgehen, von der Existenz Gottes an bis zu den tiefsten Wahrheiten der Offenbarung. Bei keiner einzigen kann er sich aufhalten, sei es sie zuzulassen oder sie zu verwerfen. Unser Verstand kann die Wahrheit nicht festhalten, und doch strebt er beständig, sie zu erlangen; der Glaube allein kann ihm einen festen Boden geben.

Das beste Mittel also, uns von allen religiösen Wahrheiten zu versichern, scheint die gerade Rückkehr zur christlichen-Religion zu sein. Diese ist ja durch den Glauben der Mittelpunkt und Umfang aller religiösen Wahrheiten. Der historische Beweis von dieser Religion und von der Gottheit ihres Urhebers würde dann mit seiner ganzen Kraft uns fortreißen, und würde uns der Mühe überheben, alle anderen Wahrheiten des Geisteslebens und der Theologie festzustellen. Den Stamm des Baumes umfassend, hielten wir zugleich alle seine Zweige.

Aber dieses Verfahren, das man gewöhnlich befolgt, und das ich hier keineswegs tadeln will, scheint mir recht gut sich vereinigen zu lassen mit dem entgegengesetzten Verfahren, welches darin besteht, daß man von dem Umkreise zum Mittelpunkte geht, indem man nach und nach stufenmäßig die philosophischen und theologischen Wahrheiten feststellt und sie alle der Göttlichkeit des Christenthums sich nähern läßt, bis dessen historischer Beweis sie zusammenfaßt und mit dem Charakter des Glaubens besiegelt.

Diese Methode scheint mir gut, weil sie die frühere nicht ausschließt, und dadurch ihre Wirkung verdoppelt; ferner weil sie neuer und mannigfaltiger, und eben darum anziehender ist; weil sie vorsichtiger mit unserem Verstande umgeht, der zu argwöhnisch ist, als daß er sich wegen eines einfachen historischen Beweises jenen Geheimnissen sofort unterwerfe, und der gleichsam Schritt für Schritt zum Glauben geführt werden muß. Auf diese Weise wird er durch sich selbst zu der Ueberzeugung kommen, daß er dort weniger ein Hinderniß für seine freie Bewegung finde, als vielmehr ein Aufblühen aller seiner Fähigkeiten; weniger eine Schranke, als eine neue Laufbahn, die seine natürlichen Grenzen nur noch mehr erweitert. Er wird selbst erkennen, daß die Binde, wovor man ihn warnte, als verschließe sie ihm die Augen, nur dazu dient, sein Gesicht zu schärfen, so daß er alle natürlichen Wahrheiten bei weitem klarer und deutlicher sieht und obendrein noch eine neue Welt von Wahrheiten entdeckt.

So vorbereitet nimmt der Verstand den historischen Beweis auf als eine vollgültige Bekräftigung, durch welche die Anhänglichkeit an die Lehre in demselben Maße zunimmt, als diese bereits sich die Gunst und Liebe des Verstandes gewonnen hat.

Ich weiß wohl, daß diese Methode unendlich viele und lange Erörterungen fordert, weil sie vom Allgemeinen zum Besonderen übergeht. Aber man glaube ja nicht, daß die einfachsten Beweise immer die besten seien, um den Verstand zu überführen! In dem Augenblicke machen sie freilich einen lebhaften Eindruck auf ihn. Aber bald verlieren sie sich, weil es noch zu leer in ihm ist, und in einer Wüstenei von Unkenntniß und Vorurtheilen finden sie ihren Tod. Was zuerst Noth thut, ist, diese Vorurtheile auszurotten und diese Unkenntniß zu heben. Es gilt, ein dorniges und steiniges Feld urbar zu machen, und auf diesem Boden, der keinen Herrn hatte, lange Zeit den Pflug hin und her zu führen. Der Wunsch nach der Wahrheit muß erwachen; man muß mit ihr bekannt werden, ehe sie einmal bewiesen ist, und eben dadurch muß sie sich schon erproben. Das ist die überzeugendste und dauerhafteste Probe, die man aus ihrer Schönheit gewinnt! — Fürchte man ja nicht, daß die Wahrheit

bei dieser Prüfung sich eine Blöße gebe! die Zeit der Aufrichtigkeit ist endlich gekommen; und was fordert die Wahrheit anders, als Aufrichtigkeit, um sich ohne Furcht uns vorzustellen? Sie würde sich bei dieser Gelegenheit selbst verleugnen, wenn sie sich uns nicht ganz gäbe, wie sie ist; im Gegentheil, gerade dadurch, daß sie uns in ihre Nähe ruft und sich von allen Seiten betrachten läßt, daß sie vertraulich und herablassend mit uns redet, gelingt es ihr regelmäßig, die betrogenen Geister wieder zurechtzuführen und auf den Thron der Erkenntniß selbst wieder hinaufzusteigen.

Außerdem giebt es heutzutage in den Geistern eine Sucht, Alles zu verallgemeinern, ein großes Bedürfniß, die Dinge bei ihrer breitesten und umfangreichsten Seite anzugreifen. Dies hat ohne Zweifel darin seinen Grund, daß jene Geister aller Ueberzeugung baar sind. Das quält und ängstiget sie, und macht, daß sie nach einer Nahrung schreien, die ebenso gedehnt und weit ist, wie ihre eigene Hohlheit. Gemäß dieser ihrer Stimmung giebt es kein besseres Mittel, beim Studium der Religion sie zu fesseln und zu befriedigen, als ihnen die Religion in ihrer vollständigsten Erörterung zu zeigen, so zu sagen, in ihrer Länge und Breite. Mit der größten Bereitwilligkeit geht die Religion auf dieses Verlangen ein; Keiner kann es auch leichter gewähren, als sie; sie ist ja das Allgemeinste und Vollendetste, was es giebt; sie erfüllt alle Zeiten, alle Orte, alle Räume; sie begreift in sich das ganze Menschengeschlecht und ist nur begriffen von Gott, oder vielmehr, sie ist nur Gott selbst, das einzige und wahre Ziel, zu dem wir, ohne unser Wissen, hineilen.

Das sind die Beweggründe, die mich vermocht haben, mir folgenden Plan zu entwerfen:

Ich theile das Werk in drei Haupttheile ein, die zusammen, wie auch einzeln, den vollständigen Beweis der Göttlichkeit des Christenthums liefern. Sie bilden drei Werke in e i n e m, so daß man sie nach Belieben trennen oder verbinden kann.

1. Haupttheil: Fundamental- oder philosophische Gründe.
2. Haupttheil: Innere oder theologische Gründe.
3. Haupttheil: Aeußere oder historische Gründe.

Die letzteren Benennungen: philosophisch, theologisch, historisch, sollen den Charakter anzeigen, der in jedem der betreffenden Theile vorherrschend ist; man muß sie aber nicht zu wörtlich oder zu genau nehmen. So finden sich hie und da historische Bemerkungen in dem Theile der philosophischen Gründe, und umgekehrt. Die Schwierigkeit, scharf begrenzte Eintheilungen zu machen, liegt im Charakter der Wahrheit selbst, die wegen ihrer Einheit und Einfachheit sich eine solche Zerlegung nicht gefallen läßt und sich immer nur ganz vorfin-

det, von welcher Seite man sie auch betrachten mag. Uebrigens wird der philosophische Geist (in gutem Sinne verstanden), d. h. das ehrfurchtsvolle Eindringen in die Wahrheiten und in die Gründe des Glaubens mittelst des natürlichen Lichtes unserer Vernunft, sich durch das ganze Werk erstrecken und es von Anfang bis zu Ende beherrschen. Daher auch sein Titel: Philosophische Studien über das Christenthum.

Sehen wir nun, was jeder Theil im Einzelnen enthält!

Erster Theil.

Er zerfällt in zwei Bücher mit folgenden Unterabtheilungen:

Erstes Buch.

Kap. 1. Von der Seele.
Kap. 2. Von Gott.
Kap. 3. Von der Unsterblichkeit der Seele.
Kap. 4. Von der natürlichen Religion.
Kap. 5. Nothwendigkeit einer Uroffenbarung.
Kap. 6. Nothwendigkeit einer zweiten Offenbarung.

Zweites Buch.

Kap. 1. Das Verhältniß dieser beiden Offenbarungen zu einander.
Kap. 2. Moses. §. 1. Sein Alter, sein Charakter, seine Schriften, das jüdische Volk. §. 2. Seine Kenntnisse und Wissenschaft, seine göttliche Sendung. §. 3. Sein Bericht über den Fall des Menschen in Adam, und seine Hinweisung auf die Wiederherstellung in Jesus Christus.
Kap. 3. Die menschliche Natur. Psychologische Betrachtungen über das Factum des Sündenfalls und der Erlösung.
Kap. 4. Allgemeine Ueberlieferungen: §. 1. über den Sündenfall; §. 2. über die Opfer; §. 3. über die Erwartung eines Erlösers.
Kap. 5. Von der Ankunft und dem Reiche Jesu Christi.
Kap. 6. Kurze Wiederholung, Schluß.

Zweiter Theil.

Er handelt von den inneren Gründen, d. h. von dem Beweise der Göttlichkeit des Christenthums. Dieser Beweis wird hergeleitet aus der Erhabenheit und übermenschlichen Gewalt seiner Moral und seiner Dogmen. Ihre Erhabenheit wird mit dem Zustande und den Bedürfnissen unserer Natur verglichen; ihre übermenschliche Gewalt wird der gänzlichen Ohnmacht des menschlichen Geistes, der nichts vermag, um sich ihnen zu nähern, gegenübergestellt. Dieser zweite Theil hat folgende Unterabtheilungen:

Kap. 1. Vorerinnerung, Uebergang.
Kap. 2. Erklärung der Moral im Evangelium.
Kap. 3. Göttlichkeit dieser Moral.
Kap. 4. Das christliche Dogma.
Kap. 5. Gott, sein Wesen und seine Eigenschaften.
Kap. 6. Der Himmel.
Kap. 7. Der Reinigungsort.
Kap. 8. Die Hölle.
Kap. 9. Die Erlösung, die Lehrsätze darüber.
Kap. 10. Die Erlösung, ihre praktischen Anwendungen.
Kap. 11. Die Trinität.
Kap. 12. Die Kirche.
Kap. 13. Der Protestantismus.
Kap. 14. Außer der Kirche kein Heil.
Kap. 15. Von der Gnade und den Sacramenten.
Kap. 16. Die Buße.
Kap. 17. Die Eucharistie.
Kap. 18. Der Cultus und die Ceremonieen.
Kap. 19. Von der Verehrung der h. Mutter Gottes.
Kap. 20. Schluß.

Dritter Theil.

Er umfaßt die äußeren, oder historischen Gründe, und zerfällt in folgende Unterabtheilungen:

Kap. 1. Vorwort.
Kap. 2. Von der Person Jesu Christi.
Kap. 3. Die Evangelien.
Kap. 4. Die Propheten.
Kap. 5. Die Wunder.
Kap. 6. Die Gründung des Christenthums.
Kap. 7. Die Früchte des Christenthums: §. 1. in der moralischen Ordnung; §. 2. in der geistigen Ordnung; §. 3. in der socialen Ordnung.
Kap. 8. Bestand des Christenthums in der Fortdauer seiner Katholicität.
Kap. 9. Schluß.
Kap. 10. Epilog.

Welch' ein Programm! und wer bin ich, um es würdig auszuführen? Wer bin ich, um all' die Größen des Menschen und all' die unerforschlichen Erniedrigungen der Liebe Gottes zu erzählen? Ich bedürfte hier der Harfe eines Propheten, und habe nur eine schüchterne Feder in zitternder Hand!

Doch, soll ich das Geheimniß meiner Stärke offenbaren? soll ich es wissen lassen, was in meinem Innern sich zugetragen? —

In meiner tiefsten Muthlosigkeit, als ich mit ganzer Seele meine Ohnmacht empfand und gleichsam die Grenze des Nichts nahe zu meinen Füßen sah, da fühlte ich den Geist der Wahrheit sich mir nahen; und indem er mein verneigtes Haupt wieder emporhob, sagte er: „Biete mir deine Schwäche, und ich will dir meine Stärke geben; laß deine Gedanken, und empfange meine Einflößungen. Meine Freude ist es, die heimzusuchen, welche demüthigen Herzens sind; und wenn sie Alles verloren glauben, dann erhebe ich mich wie der Morgenstern, zu schweben über der Dunkelheit ihrer Erkenntniß. Ich mache, daß sie in einem Augenblicke in mehr Geheimnisse meiner ewigen Wahrheit eindringen, als man in zehn Jahren mühevoller Schulstudien erlernen kann; ich zeige sie ihnen ohne Wortschwall und ohne Meinungsverschiedenheit, ohne Ruhmgepränge und ohne Zänkerei um Beweise. Im Gegentheil, ich habe vor Allem eine besondere Neigung zu denen, die mit edlem Muthe auf meine Wünsche eingehen, die durch ihre Mühe und Arbeit an dem Baue, den ich errichte, mitwirken, und auf das Fundament, das ich gelegt habe, herbeitragen Gold, Silber und Edelsteine, oder auch Holz und Splitter, Jeder nach seinen Kräften und nach den Talenten, die meine Gnade und die Natur ihm gegeben hat. Ich war es, der einst dem Job seine nächtlichen Visionen eingab und wie ein Blitzstrahl sie durchzuckte, der dem Sokrates geheimnißreiche Reden zusprach und ihn jenen Spruch lehrte, den gelehrtesten der menschlichen Wissenschaft: die Summe von dem, was ich weiß, ist, daß ich nichts weiß. Ich bin's, der für die Aufklärung und moralische Erneuerung der Welt zwölf arme Fischer aus Galiläa wählte und sie auf den Fang ausschickte. Ich sprach durch den Mund des Paulus vor dem Areopag, und die Gewißheit meines Beistandes gab diesem Teppichmacher, dem Lehrer der Völker, den Muth, zu sagen: Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark, denn ich vermag Alles in Dem, der mich stärkt. Ich habe allen meinen Apologeten, von Justin bis Pascal, das Wort dictirt, und soeben noch habe ich einem verirrten Genie die Feder zerknickt, die es ohne mich führen wollte, die es aber jetzt nur gegen sich selber wenden kann. Laß mich dein Führer sein, aber folge mir mit Furcht und Zittern! Denn wenn deine Anerkennung eigener Ohnmacht mich zu dir hingezogen, so wird auch sie allein im Stande sein, mich bei dir zurückzuhalten; vor dem leisesten Hauche des Hochmuths aber werden meine Eingebungen davonfliehen."

Philosophische Studien
über
das Christenthum.

Erster Theil.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Existenz der Seele.

Es ist nicht nöthig, den Beweis dieser ersten Wahrheit weit herzuholen, denn der erste Grund für die Existenz der Seele liegt in ihrer Ankündigung selbst.

Man kann wahrlich sagen, daß schon darum, weil wir eine Idee der Seele haben, diese Idee nothwendig wahr sein muß.

Wir haben von Nichts die Idee, was nicht in sich selbst einen directen oder indirecten Grund seiner Existenz voraussetzt. Wir können uns falsche Ideen bilden; aber es giebt keine einzige falsche Idee, welche nicht Bestandtheile der Wahrheit habe. Die Falschheit besteht nur in der Zusammenstellung dieser Bestandtheile. Zum Beispiel: Nichts ist mehr imaginär, als jenes Thier in der Fabel, welches Hippogryph heißt; aber nichts ist wahrer, als die Bestandtheile, woraus es bestehen soll, nämlich: ein Pferd, ein Adler, ein Löwe. Wenn wir nicht schon die richtige Idee von diesen drei Thieren hätten, so könnten wir nicht die falsche Idee von ihrem zusammengesetzten Ganzen haben; oder wenn diese drei Thiere in der Natur nicht existirten, und wir hätten dennoch die Idee von ihrem zusammengesetzten Ganzen, so müßte nothwendiger Weise dieses selbst existiren; denn aus Nichts kann man kein Ding machen oder sich vorstellen.

Wer ist es nun aber, der uns die Idee von der Seele hätte geben können? Wie würde diese Idee in die Welt gekommen sein, wenn sie keine Wirklichkeit hätte? Sollte sie fälschlich angenommen worden sein, so hätte man etwas haben müssen, woraus man sie bildete mit anderen Ideen, die man bereits hatte. Aber wir befinden uns ganz in einem materiellen Elemente; mit unseren fünf Sinnen empfangen wir rings um uns her durchaus nichts Anderes, als Vorstellungen von Körpern: wie hätten wir uns also die Vorstellung von einer Substanz geben können, die gar nichts Körperliches hat? Hat die Materie in ihrem Grunde eine Idee, welche ebenso rein, ebenso einfach, ebenso unkörperlich ist, wie die Idee des Geistes? Wie kann die Materie der Ursprung sein von dem, welches behauptet, daß es von ihr durchaus verschieden sei? wie ist sie im Menschen das, was denkt, d. h. das, was im Menschen selbst fest überzeugt ist, daß es keineswegs etwas Körperliches sei? Es giebt zwischen der Idee von Körpern und der Idee von Geist eine Kluft, welche für die Einbildungskraft, sei sie auch noch so schöpferisch, unübersteigbar ist, weil jene beiden Ideen sich gegenseitig ausschließen; Modificationen der Ideen kann man erfinden, aber ihren wesentlichen Inhalt kann man nicht erfinden. Würde man sich wohl z. B. die Idee von einer dritten Substanz bilden können, welche weder körperlich noch geistig wäre? Wahrhaftig nicht, weil man nicht wüßte, wo man die Idee davon hernehmen sollte. Gerade in derselben Lage befindet sich der, welcher ursprünglich nur die Idee von Materie hätte, und sich die Idee von Geist bilden wollte. Wenn wir daher die Idee von Geist haben, so kommt das nothwendiger Weise daher, daß die Idee eine ursprüngliche ist.

Auf diese Beweisführung könnte man selbst dann nicht einmal etwas erwidern, wenn diese Idee von Seele sich nur in dem Kopfe eines einzigen Philosophen fände, denn die Unmöglichkeit, daß dieser Philosoph sie sich blos eingebildet habe, bliebe dieselbe. Aber wie fest steht unser Satz, wenn man erst erwägt, daß alle Menschen, zu allen Zeiten, an allen Orten,

auf jeder Stufe der Civilisation, dieselbe Idee in sich tragen, so klar und fest, daß sie in allen Sprachen und in allen Handlungen des Menschengeschlechtes gang und gäbe ist, und daß man überall und immer gesagt hat: meine Seele, mein Geist, gleichwie man sagte: mein Fuß, meine Hand.

In der That, über nichts haben wir eine größere Gewißheit, als hierüber. Die Seele, durch welche wir alle übrigen Eindrücke wahrnehmen, nimmt sich selber wahr, unterscheidet diese Eindrücke, denkt über sie nach, führt sie sich wieder vor, zerlegt sie, erwägt sie, beurtheilt sie, bekämpft und beherrscht sie; sie ist vor ihnen da und überlebt sie. Derselbe innere Sinn, der uns überzeugt von diesen Sätzen: ich bin, — um mich her giebt es Gegenstände, die ich sehe, die ich höre, die ich fühle, versichert uns zugleich, daß dieses Ich anderer Natur ist, als jene Objecte; daß, während diese nur durch die Beziehungen der Ausdehnung, der Gestalt, der Farbe, der Schwere, der Theilbarkeit sich kundgeben, keine dieser Eigenschaften der Seele zukommt, sondern daß die Empfindung, der Gedanke, die Begierde, der Wille, die Einfachheit des Seins, welches ihre wesentlichen Merkmale sind, auch nicht im mindesten auf die Körper passen, und daß sie unkörperlich ist, wie jene seelenlos sind. Das Factum, daß die Seele sich selbst und ihre Unterscheidung von den Körpern innerlich wahrnimmt, ist also ebenso gegründet, wie das Factum, daß sie die körperlichen Dinge wahrnimmt; und diese Wahrheit kann man nicht leugnen, ohne Alles zu leugnen.

Ich gehe noch weiter. Man könnte Alles leugnen, oder doch wenigstens in Frage stellen; diese Wahrheit würde dennoch über den leisesten Zweifel erhaben dastehen bleiben und allein wie der Geist über dem Chaos schweben, um es abermals zu entwirren. Denn Alles, was um uns her Existenz zu haben scheint, diese ganze sichtbare Welt, die sich vor uns bewegt, könnte nur ein Traum, eine phantastische Einbildung sein. Mag man diese Annahme auch noch so imaginär und

kühn finden, sie hat doch wenigstens nichts Unlogisches.*) Weil wir wirkliche Objecte und wirkliche Begebenheiten zu sehen glauben, wenn wir träumen, so könnte die anscheinende Wirklichkeit des wachen Zustandes selbst und sein Unterschied vom Traum ebenso gut nur ein noch scheinbarerer Traum sein. So wäre unser ganzes Leben nur ein langer Traum, in welchem wieder andere Träume vorkämen, welche, wegen ihres Gegensatzes mit denen des wachen Zustandes, uns nur in höherem Grade phantastisch schienen, ohne es in der Wirklichkeit zu sein. Es giebt da also nichts, wonach wir greifen und uns auf dem Abhange des Zweifelns festhalten könnten. Wir dürften aber in jener Annahme keinen Schritt weiter thun, um nicht ins Absurde zu gerathen; denn das Ich, welches zweifelt, würde selbst zweifelhaft werden, und das Leben würde, wie Pindar sagt, nur der Traum eines **Schattens** sein. Wenn ich nämlich zweifle, so bin ich, weil man nicht zweifeln kann, wenn man nicht ist. Aber zweifeln — was ist das? Das ist — denken. Das denkende Princip, die Seele, ist also die einzige unangreifbare Realität, in welcher alle unsere Gewißheiten zusammenkommen; sie ist die einzige, die mir Aufschluß giebt über mich selbst und über alle Dinge außer mir, und von der selbst die Körperwelt ihr Existenz-Zeugniß entnehmen muß.

Wie deutlich sind ferner die Merkmale meiner Seele, an denen ich ihre Bevorzugung vor der Materie erkenne und sie vor jeglicher Gleichachtung mit derselben bewahrt sehe. Die Materie ist träge und unthätig, sie hat nur der Bewegung, die ihr gegeben ist, zu folgen; in mir aber bemerke ich ein Princip der Freiwilligkeit, welches, so untheilbar und einig, wie man nur denken kann, über alle meine Sinne und durch diese über die Natur gebietet, und sie zur Befolgung meines freien Willens dienen läßt. Die Materie giebt sich keine Rechenschaft von sich selber und von der Welt, welche

*) Sie ist gemacht vom h. Augustin und von Descartes.

sie erfüllt; ich allein denke, überlege, stelle Erwägungen an über mich selbst, führe mir die Eindrücke von außen wieder vor, ich vereinige sie, unterhalte mich mit ihnen, oder weise sie ab und lasse sie an mir vorübergehen — vermittelst einer inneren Kraft, welche über sie herrscht, und welche sich selbst genug ist. Versetzet mich in eine Einöde; ich bin da umgeben von körperlichen Gegenständen, sie sind lieblich, angenehm, reizend, — die Bäume, die Wasser, die Thiere; und dennoch fühle ich, daß ich allein bin, daß es dort um mich her nichts giebt, welches mit mir gleicher Natur wäre. Obgleich ich sammt meinen Organen so schwach bin und Angesichts dieser kolossalen Natur so gering, so erkenne ich mich doch als ein Princip, welches ihr überlegen ist. Ich bin zwar nur ein Schilf, ein Rohr, aber, wie Pascal sagt, ein denkendes Rohr. Ich weiß meine Schwäche, und das Universum weiß nicht seine Stärke, und darum bin ich selbst dieser Stärke überlegen.

Das ist jedoch noch nicht Alles. Diese materielle Welt ist nicht das Einzige, wovon ich Kenntniß habe; ich trage in mir eine zweite geistige Welt, wo mein Gedanke umherwandelt, sich versenkt und sich erhebt, gleichwie mein Körper umhergeht und in das Naturleben versenkt ist. In dieser Welt wohnt das Wahre, das Schöne. Was sie beleuchtet, ist ein Licht, welches nicht das der Sonne ist, sondern ein geistiges Licht, die Wahrheit! Die Wahrheit, unsichtbar, ideal, rein, einfach, ewig, unwandelbar, ist der Gegenstand meines Strebens, meiner Arbeit und meiner Lust. Sie hat mich mit sich fortgerissen, ich bin in sie vertieft, versenkt, — weit, ja sehr weit entfernt von meinem Körper. Mit diesem höre ich nicht, sehe nicht, fühle nicht; und dennoch ist das der Augenblick, wo ich am lebhaftesten meine Existenz genieße, wo ich sie am meisten empfinde; und wenn ich aus dieser geistigen Welt wieder heraustrete, so kommt es mir vor, als verließe ich mich selber und träte wieder in ein Gefängniß.

Noch mehr! die moralische Welt ist ein Königthum, ein

Palast, dessen Thron das Gewissen ist. Dort trete ich ein, wie in ein Heiligthum, und setze mich in Verkehr mit einer ewigen Gerechtigkeit und einer unendlichen Vollkommenheit, von der diese Welt keine Kenntniß hat. Dort ist es, wo ich die Würde meiner Natur erst recht deutlich wahrnehme; dort fühle ich mich als Herr, als frei, aber auch als verantwortlich. Während Alles, was Materie ist, Gesetzen unterworfen ist, gebe ich allein mir selbst mein Gesetz, indem ich jenes, das mir geboten worden, annehme, oder auch überschreite. Dort finde ich Genuß; dort finde ich Entbehrung! — einen Genuß und eine Entbehrung, die meine Sinne mir weder geben noch nehmen können, und deren Quelle allein in der Art und Weise zu suchen ist, wie ich von meiner Freiheit Gebrauch gemacht habe. In dem Mangel an Allem, was meinem Körper behagen kann, ja selbst in der Zerstörung und im Untergange meines Körpers, kann ich dort dennoch glücklich sein, aber auch unglücklich mitten im Ueberflusse der leiblichen Güter und im Frieden mit der Materie.

Gefühl, — Erkenntniß, — Gewissen, — das sind die drei vorzüglichsten Attribute meines Wesens, welche der Materie durchaus nicht zukommen, und mittelst deren ich in mir das Dasein einer unkörperlichen Substanz, die mein Ich ist, wahrnehme.

Es giebt noch andere, weit gelehrtere Beweise des Geisteslebens. Ich glaube mich aber auf diese beschränken zu dürfen, weil sie für Jeden, der es ernstlich meint, und dem es nur um die Wahrheit zu thun ist, hinreichend sind.

Wir können also mit einem großen Philosophen sagen:

Der Wille ist's, der mich bestimmt,
  Nicht der Instinct, nicht das Object.
Die Zunge spricht, der Fuß die Richtung nimmt;
  Ich fühl' in mir, was mich zum Handeln weckt.
  In meinem wunderbaren Bau
  Lebt Alles und gehorcht genau
  Dem obersten Princip — Intelligenz.

Vom Körper ist's verschieden,
Begreift sich selbst genau,
Begreift sogar sich besser,
Als selbst des Körpers Bau.
Von jeder Art Bewegung
Giebt es die erste Regung:
Ein Geist belebet mich!*)

Dieses Kapitel haben wir jedoch nicht gerade für Materialisten geschrieben; denn wir haben gar nicht vorausgesetzt, daß es deren viele unter unsern Lesern geben werde. Wir haben absichtlich die Grundwahrheiten nicht als eigentlichen Gegenstand der Untersuchung behandelt, sondern als Anfangspunkte des Hauptgegenstandes unserer Studien, welcher ist das Christenthum. Hätten wir das Geistesleben der Seele gegen einen Materialisten festzustellen gehabt, so würden wir ausführlicher gesprochen haben. Zuletzt aber hätten wir geschlossen mit einer Schlußfolgerung, die sehr einfach ist, und worauf sich nach unserer Meinung nichts erwidern läßt, nämlich: Das Ich, insofern es die denkende Kraft in sich begreift, die Seele, ist wesentlich eins; es giebt in mir nur ein Ich. Das ist ein Factum, welches durch das innere Gefühl laut bezeugt wird. Anders verhält es sich mit der Materie. Sie ist nicht eins, sondern zwei, drei, vier, hundert, tausend u. s. w., das heißt, sie ist unendlich vielfältig, weil sie unendlich theilbar ist. Das ist ebenfalls ein Factum, das man nicht leugnen kann. Sollte also die Seele Materie sein, so müßte das, was wesentlich eins ist, zu gleicher Zeit auch zwei, drei, vier u. s. w. sein; — und das ist nicht möglich. Das Geistesleben der Seele ist also, man kann sagen, mathematisch bewiesen.

*) La Fontaine, fable: Les deux Rats, le Renard et l'Oeuf. — Alle sorgfältigen Systeme der Materialisten fallen vor diesem Beweise der Wahrheit, wie ihn uns das allgemeine Bewußtsein giebt, und wie ihn der schlichte Mann ausspricht. Man kann hier noch eine andere Betrachtung dazu nehmen, die noch schlagender ist. Molière hat sie einem Diener in den Mund gelegt. „Meine Meinung ist, daß es im Menschen etwas Wunderbares giebt; möget ihr dagegen sagen, was ihr wollet, und mögen auch alle Gelehrten es nicht zu erklären wissen. Ist es nicht wunderbar, daß ich hier bin, und daß ich in meinem Kopfe etwas habe, was in einem Augenblicke hundert verschiedene Dinge denkt und mit meinem Körper Alles macht, was es will?" (Festin de Pierre, acte III. scène 1.)

Zweites Kapitel.

Existenz Gottes.

Warum ist es nothwendig, diese Wahrheit festzustellen? würde es nicht genug sein, sie blos anzuführen, oder einfach vorauszusetzen, daß man sie wie das Tageslicht gelten lasse? Alle Wahrheiten kommen von dieser ersten Wahrheit her; sowohl die Wahrnehmung unseres Seins, als auch des Seins von all' dem, was ist, selbst die Idee des Seins ist unzertrennlich verbunden mit der Idee eines ersten Seins, welches ihr Wesen ist, und durch welches Alles lebt, sich bewegt und athmet.

Indeß wollen wir doch in einige Erörterungen eingehen. Die Beweise von der Existenz eines höchsten und obersten Seins sind unendlich verschieden und zahlreich; denn jedes besondere Wesen beweiset dasselbe auf seine Weise. Nichts desto weniger lassen sie sich, wenn man die vorzüglichsten aus ihnen wählt, auf sieben zurückführen.

Erster Beweis, hergenommen aus dem allgemeinen Bewußtsein.

„Mein Inneres sagt es mir, daß Gott ist, und mein Inneres sagt es mir nicht, daß er nicht sei. Das ist mir hinreichend; alles Hin- und Herreden der Leute ist mir unnütz. Ich schließe, daß Gott existirt. Diese Schlußfolgerung liegt in meiner Natur. Ihre Grundlehren habe ich in meiner Jugend mit zu großer Leichtigkeit in mich aufgenommen, habe sie seitdem mit zu großer Innigkeit bewahrt und festgehalten, als daß ich vermuthen könnte, sie seien falsch. Aber, sagt man, es giebt Geister, die diesen Grundlehren untreu werden

und von ihnen abfallen! Das ist noch eine Frage, ob sich solche finden! und falls dem so wäre, so beweiset das nur, daß es Ungeheuer giebt."*)

Das allgemeine Bewußtsein ist es, das diese Linien dictirt hat; und wenn man, statt sich in endlosen Argumentationen zu ergehen, sich darauf verstände, die sogenannten starken Geister (esprits forts) mit ihren Behauptungen auf jenes allgemeine Bewußtsein zurückzuführen und sie daran festzuhalten, so würde man sie mit dem ganzen Gewichte der Wahrheit, die sie verspotten, überwältigen.

Was dieser Betrachtung La Bruyère's ihre Kraft giebt, ist, daß man das, was er von sich sagt, vom ganzen Menschengeschlecht im Allgemeinen sagen kann. Der Atheismus ist den Eindrücken, die uns noch tagtäglich direct zukommen, und denen man nicht ausweichen kann, durchaus entgegen; er widerspricht dem Rufe der ganzen Natur, der im Universum fortwährend ertönt. Ueberall ist die Wahrheit von Gott dem Menschen angeboren; allgemein macht man von ihr Anwendung, und wahr ist es, was ein gefühlvoller und geistreicher Schriftsteller sagt: „Sobald eine Behauptung den allgemeinen Naturtrieb und die allgemeine Praxis angreift, mag sie auch schwer zu widerlegen sein, sicher aber ist sie trügerisch. Der verständige Mensch hält sich von ihr fern und folgt der allgemeinen Meinung."**)

Die Atheisten, wenn es jemals deren im Ernste gegeben hat, besitzen eine große Kühnheit, nicht allein, weil sie das natürliche Gefühl und das allgemeine Bewußtsein angreifen, sondern weil sie es thun ohne Waffen, selbst ohne Scheingründe, und weil all' ihre Kraft darin besteht, daß sie, anstatt den Beweis zu liefern, auf eine geschickte Weise davon abzu-

*) La Bruyère, chap. XVI.

**) Pensées, Essais et Maximes von J. Joubert t. I. p. 318. Denselben Gedanken hat auch Cicero ausgesprochen: „Worin die Natur Aller übereinstimmt, das muß nothwendiger Weise wahr sein; daß es also Götter gebe, muß zugestanden werden." (De natura Deorum. lib. I. cap. 17.)

lenken verstehen und das Menschengeschlecht überreden, es sei seine Sache, gegen sie zu beweisen, daß Gott sei.

Um sie zu beschämen, braucht man ihnen nur zu sagen: Weil es Euch unmöglich ist, zu beweisen, daß Gott nicht sei, habt Ihr uns bewiesen, daß er sei.

Die Menschheit ist im Besitze der Idee von Gott; beweiset nun, daß Gott nicht ist! Diese Wahrheit hat in unserem innersten Gefühle und in der allgemeinen Ueberzeugung sich festgesetzt; stoßet sie um, wenn Ihr könnet! Wir sind bereit, Euch zu hören und der Kraft Eurer Gründe uns zu unterwerfen. Theilet uns den unwiderleglichen Beweis mit, der Euch eine Ueberzeugung gegen das allgemeine Urtheil geben konnte. Zwar kommet Ihr mit Eurer Sache viel zu spät; das ganze Menschengeschlecht richtet sich wider Euch; die Natur selbst lehnt sich auf und schreitet über Euch hinweg; das ganze Universum ruft laut gegen Euch. Aber es verschlägt nichts! der Philosophie zu Ehren wollen wir Euch hören, redet!

Auf diese Aufforderung, die ganz den Regeln der Controverse gemäß ist, werden die angeblichen Atheisten nichts zu antworten haben; davon können wir fest überzeugt sein. Ihr Stillschweigen aber wird dem obigen Beweise vom Dasein Gottes noch eine größere Kraft geben, und wird die Rückwirkung haben, daß die allgemein verbreitete Meinung wieder im Bewußtsein Platz ergreife und sich festsetze.

An diesem ersten Beweise halte man sich, er ist unwiderleglich; er ist durchaus hinreichend und schneidet jede eitle Gegenrede ab. Alle die anderen sind blos ergänzend, und es bleibt freigestellt, sie anzunehmen oder nicht. Wir wollen sie indeß zu unserer Erbauung und Erquickung kurz durchgehen.

Zweiter Beweis, hergenommen von der Nothwendigkeit einer Grundursache.

Die Welt existirt, also existirt auch ein Urheber der Welt. Ich halte mich hier nur an das Factum, daß die Welt existirt,

und ich sage mit dem gesunden Menschenverstande, daß nichts ist ohne hinreichenden Grund.

Diesen Grundsatz wagt man nicht direct anzugreifen; man wagt nicht zu sagen, daß die Welt sich allein gemacht habe; das wäre eine baare Ungereimtheit! Aber einige Philosophen haben gesagt: Die Welt ist immer gewesen; wenn täglich neue Menschen geboren werden, um diejenigen, die täglich sterben, wieder zu ersetzen, und wenn es mit allen Pflanzen, mit allen Thieren geradeso ist, so ist kein Grund vorhanden, zu glauben, daß es jemals anders gewesen, noch daß dieser Stand der Dinge jemals wechseln könne; mit einem Worte die Welt ist ewig.

Wenn man das die Schwierigkeit lösen nennt, so sage ich, daß das nichts Anderes ist, als sie für durchaus unlösbar erklären; daß es nichts Anderes ist, als alle Hoffnung aufgeben und der Vernunft nach Herzenslust widersprechen.

Ehe wir aber die Metaphysik zu Hülfe nehmen, wollen wir dieses schöne System durch Thatsachen stürzen. Seine Urheber hatten sich's zur einzigen Aufgabe gemacht, festzustellen, daß wirklich der Ursprung der Welt hinaufreiche in ein unergründliches Alterthum. Allen indischen und chinesischen Mythologieen und Fabeln hatten sie nachgespürt, und das mit einer Leichtgläubigkeit, wie man sie sonst bei jenen starken Geistern niemals findet; sie hatten einen phantastischen Thurm von Chronologieen aufgebauet, der sich in den Wolken verlor. Aber die Wissenschaft der Geologie hat Alles über den Haufen geworfen. In unseren Tagen ist es eine Wahrheit, die überall gilt, und die wir den großartigsten Forschungen und sichersten Resultaten verdanken, daß die Welt in ihrer gegenwärtigen Gestalt und Einrichtung nicht länger, als fünf- bis sechstausend Jahre bestanden hat.

„Soviel ist gewiß," sagt Cuvier,*) „daß das Leben auf der Erdoberfläche nicht immer dagewesen ist; und für den Beobach-

*) Discours sur les Révolutions du Globe, p. 24. 8e édit.

ter ist es leicht, den Zeitpunkt zu erkennen, wo es angefangen hat, seine Erzeugnisse der Verwesung zu übergeben."

„Nichts ist ewig auf der Erde," sagt ein anderer Geologe, „und Alles im Innern des Erdballs, wie auf seiner Oberfläche bezeugt einen Anfang und weiset hin auf ein Ende."*)

Weiter unten werde ich in interessante Einzelheiten über diesen Gegenstand eingehen. Begnügen Sie sich vorläufig mit diesen Auctoritäten. Ueber diesen Punkt giebt es übrigens in unseren Tagen bei allen Gelehrten nur eine Stimme.

Das wäre also das System von der Ewigkeit unseres Erdballs nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit; durch Thatsachen ist es gestürzt und vernichtet. Nun ist aber eben diese Beschaffenheit der Erde die Bedingung, daß Menschen und Thiere auf ihr leben können; die Menschen und Thiere sind also neu auf der Erde. Hierin liegt uns der Beweis, daß der erste Grund des Seins für die lebenden Wesen nicht in der leblosen Natur liegen könne; denn in der Natur finden wir nichts, was im Stande wäre, eine derartige Wirkung hervorzubringen, und niemals hat man gehört, daß Menschen auf einem anderen Wege entstanden seien, als auf dem gewöhnlichen.**)

Wollen wir aber auch ganz absehen von dieser neuen Aufklärung, die uns die Naturwissenschaft giebt, so sehen wir es schon aus der Metaphysik, die ganz einfach und klar uns über-

*) Nérée Boubée, Manuel de Géologie, p. 4. 3e édit. — Der Atheist Lucrez selbst hat sehr gut den Beweis geliefert, daß diese Welt neueren Ursprungs sei. (De Nat. Rer. lib. V.)

**) Es sei denn, daß man mit gewissen starken Geistern, wie z. B. La Metrie und Lamarck, annimmt, wir stammten ab von einem Meerschwein, das sich den Schwanz gespalten (Philosophie zoologique t. II. p. 445), oder auch von einem Affen, dessen Nase durch den Hirnschnupfen einen Ansatz bekommen (Considérations sur les êtres organisés, t. II.); ächt philosophenmäßig! Sie lassen die Schwierigkeit bestehen; denn es handelt sich jetzt darum, zu wissen, wovon denn das Meerschwein und der Affe abstammen. Man sieht, wie wahr es ist, daß nichts so ungereimt ist, es wird glaubbar für einen Geist, dem es darum zu thun ist, die Glaubenswahrheit nicht zu glauben; und Pascal hat Recht, wenn er sagt: die Ungläubigen sind die Leichtgläubigsten!

zeugt, daß das System, welches durch die Ewigkeit der Welt Gott beseitigt, unzulässig ist.

Was mag die Urheber dieses Systems dazu bewogen haben, Gott zu leugnen? Jedenfalls dieses, daß ihr Verstand ihn nicht begreifen konnte. Was ist aber überhaupt unbegreiflicher in Gott als eben diese unergründliche Ewigkeit, dieser Cirkel des Seins, dieser Grund und Zweck seiner selbst, den unsere Erkenntniß trotz aller möglichen Anstrengung nicht erfassen kann, weil sie einmal gewohnt ist, an allen Dingen einen Anfang zu sehen?

Wenn sie jedoch diese Ewigkeit Gott nehmen und auf die materielle Welt übertragen, so haben sie die Schwierigkeit noch keineswegs beseitigt oder vermindert. Sie geben uns statt des geistigen Gottes nur einen materiellen.

Sie schlagen sich also durch ihre eigene Rede, denn um dem Unbegreiflichen auszuweichen, fallen sie in das Unverständige.*)

Ja, wahrlich! wie kann man es verstehen, daß die Materie mit dem höchsten Vorrechte des Seins, — eines Seins durch sich, — beschenkt, und daß der Geist dessen beraubt sei? ich sage der Geist; denn wir haben bereits den Geist erkannt, wenigstens im Menschen. Wie kann man zugeben, daß dieser Gedanke im Menschen, der die ganze Welt umfaßt und beherrscht, der sich kennt und sie kennt, der die Idee des Ewigen und Unendlichen hat, der ohne Theile ist, — einen Anfang gehabt

---

*) „Ein Ding verstehen, heißt die Idee seiner Existenz haben, es begreifen, heißt die Art und Weise kennen, in der es existirt. Wir verstehen ein Ding, oder wir haben davon die Idee, wenn unser Geist es als existirend annehmen kann. Um es zu begreifen, ist es nöthig, es gründlich zu kennen und seine verschiedenen Beziehungen aufzufassen, und zu wissen, warum es so ist, wie es ist. Um es zu verstehen, ist es genug, nichts daran wahrzunehmen, was einen Widerspruch einschließt. Ein Dreieck mit vier Seiten verstehe ich nicht; daß Menschen im Monde seien, kann ich verstehen." (Delauro-Dubez, l'Athée redevenu chrétien, p. 14. 2e édit.) — So kann man eine Sache gut verstehen, ohne sie zu begreifen; wenn man sie aber weder versteht noch begreift, so ist sie durchaus unstatthaft. Ich begreife Gott nicht, aber ich verstehe ihn. Die Welt ohne Gott kann ich weder begreifen noch verstehen. Das Eine geht über meine Vernunft, das Andere aber ist gegen sie.

habe und nicht den Grund seiner Existenz in sich trage; daß dagegen diese Welt, diese körperliche, empfindungslose Welt, die keine Lebenskraft hat und in unzählige Theile zerlegbar ist, das Ewige sei? Sehr wohl begreife ich, daß es einen größeren Geist giebt, der jenes Vorrecht besitzt, und mein Geist widersetzt sich gar nicht, ihn anzuerkennen; der Materie aber sucht mein Inneres die Ewigkeit abzustreiten, die ihm selbst versagt sein sollte. Ich sehe in diesem Systeme eine Verkehrtheit, einen Widerspruch, eine Unmöglichkeit.

Lassen sie uns dieses System noch mehr in die Enge treiben: Die ganze Welt, sagt man, ist ewig; sie nimmt ihr Sein durchaus nur von sich selbst; sie trägt die Ursache ihrer Existenz in sich.

Wir haben ein untrügliches Mittel, diese Annahme zu berichtigen.

Das Wesen, welches den Grund seines Seins in sich trägt, muß unveränderlich sein. Die Unveränderlichkeit ist der Probirstein, woran man erkennt, ob das Sein ein unabhängiges und ewiges ist.

Ich nehme es deutlich wahr, daß ich den Grund oder die Ursache meiner Existenz nicht in mir habe; denn wenn ich sie in mir hätte, so wäre ich immer das gewesen, was diese Ursache bewirkt, d. h. ich wäre in gleicher Weise fordauernd gewesen; es gäbe in mir weder eine Aufeinanderfolge, noch einen Wechsel. Weil die Ursache meiner Existenz unaufhörlich dieselbe bliebe und nicht von mir weichen könnte, so würde eben dadurch eine gleichmäßige Fortdauer meines Seins erzeugt. Jeder Wechsel aber, mag er in einer Zunahme oder in einer Abnahme des Seins bestehen, ist unbegreiflich bei einem Wesen, welches den Grund seines Seins stets bei sich trägt. Denn wo sollte es eine Vermehrung hernehmen, da es außer ihm keine andere Existenzursache giebt? Wie könnte es eine Verminderung erleiden, da es seine Ursache unaufhörlich in sich trägt und den Grund seiner Integrität immer zugegen hat? Also — ein solches Sein darf niemals wechseln; man kann nicht begreifen, wie es wech-

seln könnte; sein Wechsel schließt einen Widerspruch in sich; seine Existenz ist nothwendig.

Was wir so eben von der Existenz eines solchen Seins sagten, müssen wir auch von allem dem sagen, was sie ausmacht, und folglich von der Art des Seins ebensowohl wie von dem Wesen selbst. Denn die Existenz eines Dinges läßt sich nicht wahrnehmen, ohne einen bestimmten Modus, oder eine bestimmte Art und Weise zu sein, die ihm eigen ist und die es zu dem macht, was es ist. Modus essendi sequitur esse. Aus der Unveränderlichkeit der Existenz folgt also die Unveränderlichkeit der Art und Weise des Seins. Wir fahren fort, aus der Annahme, daß das fragliche Sein die Ursache seiner Existenz in sich trage, die Folgerungen zu ziehen, und sagen schließlich noch, daß eben aus jener Ursache nicht allein das Wesen, sondern auch die Art des Seins herkommen müsse. Die ganze Beweisführung, an der wir eben stehen, muß sich also mit gleicher Kraft für das Eine wie für das Andere anwenden lassen, und jede Veränderung in der Art des Seins, wie jede Abnahme in dem Wesen selbst, würde einen Widerspruch in sich schließen.

Nun wollen wir von dieser Regel die Anwendung machen auf die Welt.

Die Welt ist der Inbegriff alles dessen, was wir sehen. Was es also Wirkliches giebt in der Welt, das sind die verschiedenen Dinge, die wir sehen. Ihre Vereinigung, oder ihre Personification unter dem Namen Welt, ist nur eine Abstraction, nur ein Gedankending, worüber wir uns keine falschen Begriffe machen dürfen. Wo befindet sich denn aber unter allem dem, was wir sehen, etwas, dessen Existenz nothwendig und unveränderlich wäre, dessen Untergang oder dessen einfache Modification unbegreiflich wäre und einen Widerspruch einschlösse, das nicht gleichgültig diese oder jene Gestalt annehmen und sein oder nicht sein könnte? Was sage ich! wo ist etwas, das sich nicht wirklich unabläßig ändert und sich nicht auf dem Wege der Vergänglichkeit befindet? Und die ganze Welt, was ist sie anders,

als eine Masse von diesen ephemeren und zufälligen Dingen, als ein fortwährendes Kommen und Gehen einer Existenz, die alle Augenblicke muß geborgt und alle Augenblicke muß abgegeben werden, einer Existenz ohne Unabhängigkeit und ohne Ruhe?

Die Welt trägt folglich ihre Ursache nicht in sich; außer ihr ist also jene Grundursache zu suchen, die sie in's Dasein gerufen hat, jenes oberste Sein, dem innewohnen die höchste Fülle, die Unveränderlichkeit, die Unabhängigkeit und die Ewigkeit des Seins, — Gott.

Dritter Beweis, hergeleitet aus dem Vorhandensein der Bewegung.

Wir werden noch schneller zu demselben Resultate gelangen, wenn wir eine eigenthümliche Erscheinung betrachten, die in dieser materiellen Welt vorkommt und die allein hinreicht, uns auf einen Urgrund hinzuführen, der mit Erkenntniß begabt ist. Ich spreche von der Erscheinung der Bewegung.

Es giebt in der Materie keine Spur von freier Bewegung, und doch ist die ganze Welt in Bewegung. Wer hat ihr nun diese Bewegung gegeben? Da sie nicht von der Materie selbst, woraus die Welt besteht, herrühren kann, so ist es durchaus nothwendig, daß sie von einem Princip herkomme, welches unkörperlich ist und sich außerhalb der Welt befindet. Jede Bewegung deutet zuletzt hin auf einen Bewegenden, der nur ein freier Wille sein kann.

Diesen Beweis kann man nicht anders als für gründlich erachten.

Die Materie ist starr und träge; das ist ein Grundsatz der Physik.*) Sie bewegt sich nicht, sie wird bewegt. Die Ruhe

*) „Wohl die Beweglichkeit folgt aus der Natur der Körper, aber nicht die Bewegung selbst, ebenso wenig wie eine bestimmte Gestalt und eine bestimmte Größe.“ (Leibnitz, contra Atheistas.)

ist ihr wesentlich, und die Bewegung kommt ihr nur durch Mittheilung. Eine Probe unter hundert anderen ist dies, daß sie, wenn sie einmal in Bewegung gesetzt ist, beständig fortläuft in derselben Richtung und mit derselben Geschwindigkeit, so lange sie nicht durch irgend einen Widerstand aufgehalten oder abgelenkt wird. Wenn sie selbst sich die Bewegung gäbe, so könnte sie sich dieselbe doch auch wieder nehmen, oder sie könnte sie lenken und mäßigen oder beschleunigen; aber nein! die Art, wie sie sich bewegen soll, wird ihr genau in Zahlen vorgerechnet, und sie muß dem Befehle dessen, der sie stößt oder aufhält, sklavischen Gehorsam leisten; ja ihre Trägheit zeigt sich gewissermaßen noch deutlicher, wenn sie in Bewegung, als wenn sie in Ruhe ist. Wie groß muß doch die Blindheit und Trägheit der Materie sein, wie groß ihr Mangel an eigener Bewegung, um so ungeheure und verwickelte Bewegungen in dem Universum mit so außerordentlicher Pünktlichkeit auszuführen!

Es kann also nicht fehlen, daß es außerhalb der Materie einen Grund gebe, außerhalb der Welt einen Willen, der ihr jene Bewegung auferlegt und zumißt; ähnlich wie auch ich in meinem beschränkten Kreise meinen eigenen Körper, und was ihn umgiebt, in Bewegung bringe. Diese Idee meines eigenen Willens bringt mich aber auf die Idee jenes Willens, der das Universum bewegt.

Freilich bewegen sich die verschiedenen Theile des Universums durch die wechselseitige Einwirkung und Rückwirkung auf einander; aber der Grund dieser Bewegung ist ebenso wenig in ihnen, wie z. B. in den verschiedenen Walzen und Rädern einer Maschine, die durch die Hand des Menschen zusammengesetzt und aufgezogen ist. Mag man die Gesetze der Bewegung wissenschaftlich auch noch so sehr vereinfachen; mag man auch noch so emsig darauf ausgehen, die allgemeinsten zu entdecken, man wird niemals die Grundursache erreichen, so lange man nicht das ganze Gebiet der Materie vollständig durchlaufen hat und bei jener Hand, bei jenem unumschränkten Willen ange-

langt ist, der jenseits des Universums sich befindet, und der selbst seine eigenen Gesetze zur Ausführung bringt. Der Entdecker der Gesetze der Gravitation, der große Newton, hat dies sehr gut erkannt. Er hütete sich wohl, zu behaupten, die Anziehungskraft sei durch materielle Eigenschaften zu erklären; er beschränkte sich darauf, das wirkliche Vorhandensein jener Kraft aufzustellen. Ja auch das noch nicht einmal! er sagte blos, daß sich die Dinge so zutrügen, als wenn es eine Anziehung gäbe. Denn in seinen Augen war die Natur blos im Dienste eines Anderen thätig, wie ein Automat, der Thätigkeit und Leben spielt, und es gab für ihn keine andere wahre Kraft, als die, vor der er sein Haupt verneigte, wenn er ihren Namen nannte. Auch ist der Fall, daß alle natürlichen Ursachen der Bewegung, der Anziehung, der Wahlverwandtschaft, der Elektricität für die Wissenschaft noch immer Geheimnisse sind, die wohl nicht erklärt werden können, ohne anderen noch tieferen Geheimnissen Platz zu machen. Denn wenn man die Sache genau betrachtet, so sind am Ende die Bewegungen als Thatsachen unerklärbar, sofern man sie materiell erklären wollte. Daher muß man immer auf folgendes Wort von Rivarol zurückkommen: „Gott erklärt die Welt, und die Welt beweiset ihn; der Atheist aber leugnet Gott in seiner Gegenwart.“*)

---

*) Leibnitz macht eine sehr richtige Bemerkung und bekräftigt dadurch zugleich den Ausspruch Baco's: daß alle Halbwisserei von der Religion entferne, daß aber ein gründliches Wissen zu ihr hinführe. „Der Fortschritt in den Naturwissenschaften hat uns eine größere Zahl secundärer Ursachen entdecken lassen. Daraus haben wir uns aber das Privilegium genommen, für die Erklärung der Naturerscheinungen nicht, wie die Alten es thaten, auf die unmittelbare Thätigkeit Gottes zurückzugehen. Wirklich schien der Versuch, ob man auch ohne Gott wohl fertig werden könne, bis zu einem gewissen Punkte gelungen zu sein, und, obwohl man nicht weiter hinaufgegangen war, als bis zu den Grundbegriffen und Axiomen, so war man doch schnell bereit, mit der größten Sicherheit den Schluß zu machen, daß unsere natürliche Erkenntniß keinen Beweis von der Existenz Gottes liefern könne. So mußte denn das Licht des menschlichen Geistes dazu dienen, ihn selbst für blind zu erklären.“

Vierter Beweis, hergenommen aus der Harmonie des Universums.

Dieser Beweis ist noch schlagender. Die ganze Welt ist nicht allein in Bewegung, sondern sie ist in regelmäßiger, geordneter und harmonischer Bewegung; und welche Ordnung! welche Harmonie! Sie ist also nicht allein das Ergebniß eines Willens, sondern eines intelligenten Willens, eines weisen und vorsehenden Willens; und weil die Materie noch weit weniger mit Erkenntniß und Weisheit, als mit Bewegung, begabt sein kann, so haben wir um so triftigeren Grund, zu schließen, daß sie die Vollkommenheiten, die sie ausprägt, von irgend einem Wesen haben muß, welches, wie jene Vollkommenheiten, unkörperlich ist und diese in ihrer Wesenheit besitzt.

Der Pantheismus, der aus der Gottheit blos eine Eingießung und Mittheilung des Seins und Lebens an alle Theile der Welt macht: intus alit venis et magno se corpore miscet, ist nur ein maskirter Atheismus und enthält darum nur noch mehr Inconsequenz, als jener. In allen Theilen des Universums giebt es noch etwas mehr, als Leben; es ist darin auch ein Gedanke ausgedrückt, Gesetze werden darin beobachtet, und beides nicht blos im Einzelnen und Kleinen, sondern auch im Großen und Ganzen. Es leuchtet aus Allem in der Natur eine solche Einheit, eine solche Anordnung hervor, daß die Eingießung der Gottheit in jeden einzelnen Gegenstand noch gar nichts erklärt; denn jedes Ding steht in Beziehung zum Ganzen, und das Ganze erheischt demgemäß eine vorausgegangene Ueberlegung und Auffassung, die über dasselbe herrscht und bei seiner Harmonie und seinem richtigen Fortgange die oberste Leitung führt.

So muß man denn zu jener Difinition des Katechismus gelangen: Gott ist ein unendlicher Geist, der Himmel und Erde erschaffen hat und der unumschränkter Herr über alle Dinge ist.*)

*) Alle diese Antworten des Katechismus, so vollständig und zugleich so kurz gefaßt, die unsere Mütter uns lehrten, als wir noch Knaben

Wie kann man ferner diesen unendlichen Geist leugnen, ohne sich selbst zu leugnen? Wer seine eigene Erkenntniß nicht in Abrede stellt, kann auch nicht jene Erkenntniß leugnen, die in der Anordnung der Welt sich kundgiebt.

Um diesen Beweis aufzufassen, wird nicht viel Scharfsinn erfordert. Man braucht nur zum Nachdenken fähig und in ganz gewöhnlichem Grade vernünftig zu sein, um zu sehen, wie ein unendlicher Geist sich in Allem, was unserem Auge Auffallendes begegnet, zu erkennen giebt.

Alle Dinge, die wir sehen, sind der Wiederschein und Ausdruck der Erkenntniß, der Ordnung, der Macht, der Weisheit, der Schönheit, der unbegrenzten Güte, mit einem Worte: Gottes; sie sind es so sehr, daß man sagen sollte, ihre einzige Aufgabe bestehe darin, ihn uns zu verkündigen. die Materie ruhet keinen Augenblick, damit sie stets von der einen oder anderen immateriellen Eigenschaft ein Abbild gebe; sie ändert nicht ihre äußere Erscheinung, als nur um ihre Sprache zu wechseln; sie ist eine tiefsinnige Hieroglyphe, die stets in Bewegung ist, um uns die Kenntniß ihres Urhebers zu verdolmetschen, und die Welt ist, wie der h. Paulus sich wunderbar ausdrückt: ein System unsichtbarer Dinge, die sichtbar gemacht sind.*)

Dennoch sollen unter dem weiten Himmel Atheisten sich begegnet sein! Welch' ein Wunder! Aber in Sachen des Unsinns und der Thorheit ist der Mensch zu Allem fähig, und es ist erstaunlich, bis zu welchem Grade die Gewohnheit, zu sehen, uns am Rechtsehen hindert! Wo sollten diese angeblichen Atheisten sein, wenn alle Menschen sich die Mühe gäben, etwas nachzudenken, ich will nicht sagen über sich selbst, son-

---

waren und auf ihren Knieen saßen, hätten einen Plato und einen Anaxagoras zum Entzücken fortgerissen. Welche Lichtstrahlen hätten ihnen hervorquellen können aus dem Munde eines unserer Kleinen, wenn es auf die Frage, wozu es hier auf Erden sei, ihnen geantwortet hätte: „um Gott zu erkennen und zu lieben, ihm zu dienen und dadurch ewig selig zu werden!"

*) Wir erkennen, daß die Welt durch das Wort Gottes geschaffen worden, damit aus Unsichtbarem Sichtbares würde. (Hebr. 11, 3.)

dern nur über die Werke Gottes, selbst über die unansehnlichsten, über ein Blatt, über ein Samenkorn, über eine Mücke? Aber sie haben diese Wunderwerke gesehen, als sie noch Kinder waren; sie haben sich daran gewöhnt, ehe sie einmal im Stande waren richtig zu denken, zu überlegen und ihr Urtheil aufzuschieben. Man hat ihnen Verachtung gegen diese Dinge eingeflößt. So ist es gekommen, daß sie von allen Seiten wunderbare Werke um sich haben, ohne dieselben wahrzunehmen. Sie sind selbst die Krone aller Werke Gottes; aber ihre Gedanken richten sie mehr auf alles Andere, als daß sie sich einmal die Frage stellten, was sie selber sind.

Angenommen, die Menschen hätten immer unter der Erde gewohnt in schönen und prachtvollen Höhlen, geziert mit Bildsäulen und Gemälden, ausgestattet mit all' dem Ueberfluß, wie man ihn bei jenen Reichen antrifft, die man glücklich nennt (diese schöne Idee entlehne ich aus einem der Alten); angenommen, sie wären niemals zu uns heraufgekommen, hätten aber doch Kenntniß von dem allmächtigen Gott bekommen, und nun plötzlich öffnete sich der Abgrund, und sie verließen ihren dunklen Aufenthalt, um auch dahin zu kommen, wo wir sind. Wenn sie betrachteten die Erde, die Meere und den Himmel, die Unermeßlichkeit der Wolken, die Gewalt der Winde, die Sonne, so groß und so schön, die durch die Ausstrahlung ihres Lichtes aus weiter Ferne im großen Weltraume den Tag anbrechen läßt, und, wenn die Nacht die Erde verdunkelt hat, die unzähligen Sterne, womit der ganze Himmel geschmückt ist, den Mond und seinen wechselnden Schein, sein Wachsen und sein Abnehmen, endlich das Auf- und Untergehen all dieser Gestirne, und die Regelmäßigkeit ihrer ewigen Bewegungen; bei diesem Schauspiel sollten sie noch zweifeln können, daß es in der That einen großen Gott gäbe, und daß dies nur sein Werk wäre?*)

---

*) Aristoteles, angeführt von Cicero, De natura Deorum lib. II. num. 37.

„Wenn eine Uhr," sagt Voltaire, „den Uhrmacher beweiset, wenn ein Palast den Baukünstler anzeigt, wie sollte dann nicht in der That das Universum hinweisen auf eine höchste Erkenntniß? Welche Pflanze, welches Thier, welches Element, welcher Stern trägt nicht den Abdruck dessen, den Plato den ewigen Geometer nennt? Wie es mir scheint, beweiset der Körper des kleinsten Thieres eine Tiefe und eine Einheit im Plane, die uns in Staunen setzt und zugleich unseren Geist demüthigt. Nicht allein ist dieses unansehnliche Insectchen ein Kunstwerk, dessen sämmtliche Triebräderchen ganz genau und passend für einander gemacht sind; nicht allein ist es geboren, es lebt auch vermöge einer Kunst, die wir weder nachmachen noch begreifen können; auch steht sein Leib in unmittelbarer Verbindung mit der ganzen Natur, mit allen Elementen, mit allen Gestirnen, deren Licht sich ihm mittheilt und in ihm Empfindung erregt. Wenn es da keine Unermeßlichkeit giebt, keine Einheit des Plans, die auf einen Meister hinzeigen, der begabt ist mit Erkenntniß, Unermeßlichkeit und Einheit, so möge man uns das Gegentheil beweisen; aber das hat man noch nie gethan. Beweise gegen die Existenz einer höchsten Erkenntniß, — niemals ist man auch nur mit *einem* gekommen."*)

„In einer gestaltlosen Materie alle die Wunder eines lebenden Körpers zu bewerkstelligen," sagt ein gelehrter Naturforscher; „die Muskeln, die Nerven, die Eingeweide, die Sinneswerkzeuge anzuordnen und mit tiefer Weisheit und bewundernswürdiger Voraussicht einzurichten; diesem leblosen Fleische Leben, Bewegung und Naturtrieb zu geben; das ist das unabweisbare Zeugniß Gottes. Der Plan muß dem Werke vorausgehen, und *es ist schon Intelligenz* nöthig, um den *Naturtrieb zu schaffen*."**)

---

*) Voltaire, Anmerkungen über die Cabales und insbesondere über folgende Verse:

> Die Welt umfasset mich, und ich begreif' es nicht,
> Wie ohne eines Meisters Hand
> Dies große Uhrwerk Dasein fand.

**) Virey, Dict. d'Hist. naturelle.

Um zu beurtheilen, wie sehr die Wahrheit von Gott uns nothwendig ist, wird es hinreichen, zu sehen, zu welch' ungereimten Systemen man genöthigt war seine Zuflucht zu nehmen, um für jene Wahrheit etwas Stellvertretendes hinzusetzen. Was kann man sich wohl z. B. Unsinnigeres in den Kopf setzen, als das System des Epikur und des Lucrez: die Welt sei das Ergebniß eines glücklichen Zufalls, und hakenförmig gekrümmte Atome seien es, die sich gegenseitig faßten und sich in unzählig vielen Abweichungen und blinden Bewegungen zu Gruppen sammelten und so endlich eine Pflanze gebildet hätten, und ein Thier, einen Menschen, diese Erde und jenen Himmel, den wir sehen? Dieses System, das den ausgezeichneten Ruhm gehabt hat, von Cicero und Fénélon widerlegt zu werden, würde in einem ernsten und praktischen Jahrhunderte, wie das unsrige ist, wahrlich kein Glück gemacht haben; es scheint mir daher keiner ferneren Ehre mehr würdig zu sein und keine andere Beachtung mehr zu verdienen, als die, daß ich hier eine einfache Anekdote erzähle:

In einer Gesellschaft beim Freiherrn von Holbach, nach einem Mahle, das stark mit Atheismus gewürzt war, machte Diderot den Vorschlag, einen Anwalt Gottes zu ernennen. Man wählte den Abbé Galiani. Er setzte sich an seinen Platz und begann also:

„Eines Tags, es war in Neapel, nahm ein Mann sechs Würfel, die er in einer Hornbüchse hatte, — wir sahen es Alle, — und machte die Wette, 6 Sechsen zu werfen. Er that es das erste Mal. Ich sagte: Dieser Wurf ist möglich. Er warf sie auch das zweite Mal; ich sagte wieder dasselbe. So warf er die Würfel aus seiner Büchse dreimal, viermal, fünfmal, und immer 6 Sechsen. Sangue di Bacco! schrie ich, mit den Würfeln ist's nicht richtig! und so war es auch."

„Ihr Herren Philosophen, wenn ich die Ordnung betrachte, die alle Tage in der Natur sich wieder neu gestaltet; wenn ich betrachte ihre unwandelbaren Gesetze, ihre Ent-

wickelungen, die bei einer unendlichen Mannigfaltigkeit immer stetig sind; wenn ich betrachte an dieser Welt, wie wir Alle sie sehen, den einen und denselben Wurf, der zu ihrer Erhaltung glücklicher Weise immer wiederkehrt, trotz den hundert und tausend möglichen anderen Würfen, die sie verwirren und zerstören würden; so rufe ich aus: Wahrhaftig, mit der Natur ist es nicht richtig!"

Dieser originelle Einfall machte ohne Zweifel die Atheisten stutzen.*)

Endlich giebt es noch einen Beweis, der der Thorheit des Atheisten, wie man sagt, den Garaus macht; das ist der von Plato. In einem seiner Dialoge heißt es nämlich: „Du urtheilst, daß ich eine Seele habe, die mit Erkenntniß begabt ist, weil du in meinen Worten und Handlungen Ordnung bemerkst; wenn du nun die Ordnung dieser Welt siehst, so schließe daraus, daß es eine Seele mit unbegrenzter Erkenntniß giebt."

Die geringste Veranstaltung im Kreise der menschlichen Thätigkeit offenbart die Erkenntniß, die dabei gewaltet hat. Unsere vollendetsten Anordnungen, alle unsere Künste, alle Zweige der Betriebsamkeit, also gerade das, was am meisten unsere Erkenntniß an den Tag legt, besteht nur aus Nachahmungen, aus Diebstählen, die man an den Erzeugnissen

---

*) Leçons de philosophie par Flottes. — Voltaire hat denselben Grund recht schlagend entwickelt in folgender Stelle: „Die Gebirgsketten, womit beide Halbkugeln der Erde bedeckt sind; die mehr als sechshundert Flüsse, die vom Fuße der Felsen bis zu den Meeren laufen; alle die Bäche, die aus denselben Behältern herabsteigen und, nachdem sie Land und Fluren fruchtbar gemacht, zu den Flüssen eilen und deren Bette erweitern; die Tausende von Quellen und Brunnen, die den nämlichen Ursprung haben, und von denen Thiere und Pflanzen ihren Trunk nehmen: Alles das scheint ebenso wenig die Wirkung eines Zufalls oder einer Hin- und Herbewegung der Atome zu sein, wie das Netzhäutchen in unserem Auge, welches die Lichtstrahlen aufnimmt, die Krystallinse, die sie bricht, der Amboß, Hammer, Steigbügel und die Trommel unseres Ohres, welches die Töne aufnimmt, der Lauf des Blutes in unseren Adern, die Zusammenziehung und Ausdehnung des Herzens, diese Unruhe in dem Uhrwerk, die das Leben macht." (Voltaire, art. Causes finales.)

und Gesetzen der Natur begangen hat, deren unergründliche Vollendung alle unsere Anstrengungen auch nicht einmal von Weitem berühren; und die Erkenntniß, die man jenen plumpen Nachbildungen ohne alle Widerrede beilegt, wollte man diesen höchsten und erhabenen Mustern absprechen? Was sage ich! Das Erkennen dieser Muster, ja schon allein das Eindringen in dieselben, ist die Wonne und der Ruhm der größten Geister und dient uns zum Maßstabe, das Genie eines Newton und eines Cuvier zu schätzen. Und das Object eines solchen Studiums selbst sollte nicht von Erkenntniß zeugen?*)

Aber gerade nur deshalb, weil die Welt mit Erkenntniß gemacht ist, ist es unserer Erkenntniß möglich, in sie einzudringen, d. h. sie ist erkennbar; denn das Erkennbare schließt nothwendig Erkenntniß in sich ein. Mit Recht staunt man vor dem Genie des Menschen, dem es gelungen ist, den Mechanismus der Natur zu begreifen, und zwar in dem Maße, daß er auf Minuten und Secunden die Wieder-

---

*) „Aus den Schönheiten der Schöpfung," sagt Thiers recht gut, „läßt sich eine höhere Erkenntniß begreifen, und zwar nach dem Maßstabe ihrer Ueberlegenheit selbst. Die Erkenntniß ist's, die im Universum Erkenntniß entdeckt, und ein großer Geist ist fähiger, als ein geringer, Gott zu sehen in seinen Werken." (Histoire du Consulat et de l'Empire, tom. III. p. 209.) — „Der General Bonaparte," fügt er hinzu, „hatte gern über philosophische und religiöse Fragen einen Meinungsstreit mit Monge, Lagrange, Laplace. Er ehrte und liebte übrigens diese Gelehrten, aber brachte sie oft in ihrer Ungläubigkeit durch die originelle Deutlichkeit und Schärfe seiner Gründe in Verwirrung." — „Hören Sie," sagte er eines Tags zu Monge, demselben, den er unter den Gelehrten seiner Zeit am meisten liebte und den er stets bei sich hatte, „hören Sie, meine Religion ist sehr einfach. Ich blicke hin auf dieses Universum, so weit und groß, aus so vielen Theilen zusammengesetzt, so prachtvoll! und ich sage mir, daß es nicht das Ergebniß eines Zufalls sein kann, sondern das Werk irgend eines unbekannten Wesens, das allmächtig ist und den Menschen in demselben Grade übertrifft, wie das Universum unsere schönsten Kunstwerke. Sehen Sie zu, Monge, nehmen Sie Ihre Freunde, die Mathematiker und die Philosophen, zu Hülfe, ob Sie wohl einen triftigeren und entscheidenderen Grund finden können! was Sie auch anstellen mögen, ihn zu bekämpfen, Sie werden ihn nicht entkräften." (Id. ibid. p. 220).

kehr eines Kometen, der seit Jahrhunderten verschwunden war, vorhersagt, oder der uns von einem unbekannten Thier ein genaues Bild wiedergiebt, wenn man ihm auch nur einen kleinen Knochen oder einen einzigen Zahn davon vorlegt. Während Andere diese Wunderdinge der menschlichen Wissenschaft anstaunen, kann ich mich nur niederwerfen vor diesem großen Werkmeister, welcher Erkenntniß und Uebereinstimmung in seine Werke gebracht und Alles mit solcher Genauigkeit angeordnet und abgemessen hat, daß ein so beschränktes, armseliges und unbedeutendes Geschöpf, wie der Mensch ist, deren Gesetze belauscht und den Lauf der Himmelskörper durch so unermeßliche Räume berechnet.

Was sollen wir aber erst sagen, wenn wir bedenken, daß dieses Genie des Menschen selbst, welches die Gesetze der Natur eben wegen ihrer Richtigkeit und Präcision auffaßt, ebenfalls nichts Anderes ist, als noch ein Werk mehr, hervorgegangen aus derselben Hand, die nicht allein das Schauspiel von so vielen Wunderwerken gemacht hat, sondern auch den Zuschauer selbst.

Wenn keine oberste Erkenntniß existirte, die das Universum erschaffen und geordnet hätte, so müßte man sagen, daß es, wohl zu bemerken, nichts gäbe, was höher stände, als der Mensch. In der That, was wäre wohl in der Welt besser, als er? denn er allein erfreut sich der Erkenntniß, mit der man nichts vergleichen kann; er ist vor der Natur entschieden im Vortheil, weil er sie kennt, sie selbst aber sich nicht kennt. Welche Thorheit ist es dagegen, zu sagen, daß nichts über dem Menschen stehe, da doch Alles ihn, den Schwachen, niederbeugt, und die Vollendung der Werke der Natur ihm ein Mißverhältniß mit all' seinen eigenen Unternehmungen zeigt, worüber er verzweifeln könnte! Man muß also anerkennen, daß es außer und über den Wunderwerken der Natur und der menschlichen Erkenntniß, die jene betrachtet, somit über dem Schauspiel sammt dem Zuschauer, einen unumschränkten Geist giebt, der sie erschaffen hat, das Eine für das Andere, und Alles für sich. Das Universum ist nur darum

höher, als der Mensch, weil es seiner Erkenntniß den Spiegel einer noch höheren und unendlichen Erkenntniß vorhält, die ihn beschämt.

„Sie müssen mir zugeben,“ ruft Diderot aus, „daß es eine Thorheit wäre, wenn Sie einem von Ihresgleichen die Fähigkeit, zu denken, absprechen wollten. — Ohne Zweifel; aber was folgt daraus? — Ich schließe daraus also: wenn das Universum, ja wenn schon der Flügel eines Schmetterlings mir Spuren von einer Erkenntniß bietet, die tausendmal deutlicher sind, als die Zeichen, die Sie mir angeben können, daß einer von Ihresgleichen das Vermögen habe, zu denken: so ist es tausendmal thörichter, zu leugnen, daß Gott existire, als zu leugnen, daß einer der Ihrigen denke. Mag dem aber auch sein, wie ihm wolle; ich appellire an Ihre Aufklärung, ich rufe Ihr Bewußtsein zum Zeugen! Haben Sie wohl jemals in den Reden, in den Handlungen und in dem Benehmen irgend eines Menschen mehr Einsicht, Ordnung, Scharfsinn und Consequenz wahrgenommen, als in dem Baue der Insecten? Ist die Gottheit nicht ebenso klar abgeprägt in dem Aeuglein der Milbe, wie die Fähigkeit zu denken in den Schriften eines Newton? Wie! die Welt der Gestalten sollte weniger Beweise geben vom Dasein einer Intelligenz, als die Welt der Worte? Welch' eine Behauptung! Bedenken Sie nun noch, daß ich Ihnen blos den Flügel eines Schmetterlings zur Betrachtung vorlege. Wie würde ich Sie erdrücken mit dem Gewichte des Universums?“*)

Ja, in der That! Wer, wenn er Angesichts der Natur in ihrer Gegenwart allein ist, allein mit dem Himmelsgewölbe und mit dem majestätischen Rundlauf der Welten über seinem Haupte, mit einer einfachen Blume, — wer, sage ich, erblickt nicht gewissermaßen die Hand des Werkmeisters über seinem Werke? Wer begreift nicht die Abstammung und Ver-

*) Diderot, angeführt von dem Verfasser des Buches Raison du Christianisme.

wandtschaft der menschlichen Erkenntniß, die dieses Wunder anstaunt, mit der göttlichen Erkenntniß, die dasselbe gebildet hat? Wer begegnet nicht Gott, wenn er im Geiste die Natur durchwandelt; wer begegnet Ihm nicht, Ihm, der Quelle unserer Erkenntniß und unseres Gedankens, der Quelle der Weisheit und der Schönheit?

„Ich habe Gott gesehen im Vorübergehen und rückwärts, wie Moses," rief der berühmte Linné aus; „ich habe ihn gesehen und bin stumm geblieben, betroffen vor Bewunderung und Schrecken. Ich habe einige Spuren seiner Fußstapfen in den Werken der Schöpfung entdecken können; und in seinen Werken, auch in den kleinsten, ja selbst in denen, die nichts zu sein scheinen, — welch' eine Stärke! welch' eine Weisheit! welch' unbeschreibliche Vollendung!"*)

Fünfter Beweis, hergeleitet aus der Existenz der Geister.

Wenn Gott seine Gegenwart wahrnehmen läßt in der physischen Welt, so offenbart er sie nicht weniger in der metaphysischen und moralischen Ordnung.

Wenn ich meine Augen auf das Universum hefte, und dann alle meine Aufmerksamkeit auf mein Inneres richte, auf das Innerste meines Wesens, so finde ich, daß ich Geist bin, d. h., wie wir gesehen haben, ein immaterielles Wesen, begabt mit freiem Willen, Gefühl, Erkenntniß, Gewissen und Einfachheit des Seins, dessen Inbegriff jenes Untheilbare ist, welches ich mein Ich nenne. Es ist mir leicht, in gleicher

---

*) Linné, angeführt von dem Verfasser des Buches Raison du Christianisme. — Hier will ich noch eines Ausspruchs gedenken, der zwar nicht von einem Gelehrten herrührt, dennoch aber nicht weniger bemerkenswerth ist, als der des Linné: Man fragte eines Tags einen armen Araber der Wüste, der unwissend war, wie es die meisten Araber sind, auf welche Weise er sich überzeugt habe, daß Gott sei. — „Auf dieselbe Art, sagte er, wie ich auch weiß, ob ein Mensch oder ein Thier über den Sand gekommen, wenn ich da Fußstapfen sehe." (Voyage en Arabie, par M. Darrieux.)

Weise zu erkennen, daß dieses Ich nicht immer existirt habe, daß ich ebenso wenig mir selbst das Sein gegeben, daß dessen Erhaltung nicht von mir zuletzt abhängt; daß ich, mit einem Worte, den Grund meiner Existenz nicht in mir trage; daß ferner dieser Grund, von dem ich herkomme und abhänge, welcher es auch immer sein mag, irgendwo außer mir existirt. — Bis hierher ist es unmöglich, diesen Worten zu widersprechen. Also ist es nothwendig, daß irgend ein Wesen existirt, welches meine Seele erschaffen habe und welches sie erhält.

Nun aber, welches ist denn dieses Wesen? ich kenne noch nichts von ihm. Aber wenn ich auch nicht weiß, was es ist, so weiß ich doch recht gut, was es nicht ist. Ich weiß ganz gewiß, daß es nicht diese Gesammtmaterie ist, in die mein Körper mitten hinein versetzt worden. Diese Materie mag wohl dazu gedient haben, meinen Körper zu bilden, weil beide von derselben Natur sind; aber sie kann sich durchaus nicht eingemischt haben in die Schöpfung meiner Seele, deren Wesenheit die ihrige ausschließt. Es ist nicht möglich, daß das, was ein Zusammengesetztes ist, etwas verursacht habe, was einfach ist; daß das, was träge und ohne Lebensthätigkeit ist, etwas gemacht habe, was freien Willen hat; daß das, was keine Spur von Gedanken hat, etwas hervorgebracht habe, bei dem der Gedanke wesentlich ist; daß das, was sich selbst nicht fühlt und nicht erkennt, ein Wesen erzeugt habe, welches nur darum lebt, weil es sich fühlt, sich erkennt, und weiß, daß es verschieden ist von allem dem, was außer ihm ist. Die Materie müßte nicht allein Erkenntniß überhaupt haben, sondern sie müßte eine solche haben, welche noch höher wäre, als die höchste, die man bei den Menschen findet; denn sonst könnte sie diese nicht aus ihrem Schooße entstehen lassen. Aber sie hat nicht einmal für sich selbst irgend welche Erkenntniß, auch nicht die geringste. Die Quelle also, aus der mein Geist entsprungen, kann nicht diese Gesammtmaterie sein.

Diese Quelle muß daher immateriell oder geistig sein, wie ich selbst. Jenes Wesen, welches mich als Seele, als

Geist gemacht hat, muß also nothwendiger Weise wenigstens selbst so viel sein, als wozu es mich gemacht hat: Seele, Geist. Wenn, wie wir gesehen haben, Erkenntniß nöthig war, um der Materie Bewegung und Harmonie zu geben; wenn Intelligenz nothwendig war, um den Naturtrieb zu schaffen, so war doch wahrhaftig wohl Intelligenz nothwendig, um die Intelligenz zu geben. Hier hätten wir also unseren Schluß bis zur Evidenz gebracht. „Aus der menschlichen Erfindsamkeit," sagt Cicero, „müssen wir schließen, daß es noch einen anderen Verstand gebe, und zwar einen viel schärferen, einen göttlichen. Denn woher hat der Mensch den seinigen genommen? wie beim Xenophon Sokrates sagt. Ja sogar den Wasserstoff und die Wärme, welche im Körper verbreitet sind, und selbst die erdige Festigkeit der Eingeweide, jenen luftgleichen Geist endlich — wenn Jemand fragt, woher wir alles das haben, so ist klar, daß wir das Eine von der Erde bekommen, Anderes vom Wasserstoffe, Anderes vom Feuer, Anderes wiederum von der Luft, welche wir durch den Athem einziehen. Das aber, was dies Alles übertrifft, ich meine die Vernunft, oder wenn ich sie mit mehreren Ausdrücken benennen soll, den Verstand, die Ueberlegung, die Denkkraft, die Klugheit, — wo haben wir sie gefunden? woher sie entnommen?"*) Es ist also nothwendig, daß irgend ein Wesen, welches es auch sei, alle jene Eigenschaften, die mir mitgetheilt sind, selbst in sich habe, und daß es gleichsam das Urbild meines geistigen Gepräges sei. Mag nun dieser Geist entweder aus sich selbst ewig sein, oder mag er seine Existenz unmittelbar und zuletzt von einem anderen noch größeren Geiste, der alle jene Vollkommenheiten im allerhöchsten Grade besitzt, empfangen haben: soviel ist ausgemacht und sicher, daß es einen immateriellen Schöpfer giebt, von dem jede Erkenntniß herrührt und den ich Gott nenne. Mit einem Worte, wenn man sagen kann: Ich denke, folg-

---

*) Cicero, de Nat. Deor. II. 6.

lich bin Ich; so kann man noch hinzufügen: Ich bin, folglich ist Gott.*)

Sechster Beweis, hergenommen aus dem Begriff des Unendlichen.

Bisher sind wir nur durch Vernunftschlüsse zur Idee von Gott gekommen; von nun an zeigt sich uns diese Idee von selbst, und wir erfassen sie blos durch einen einfachen Blick.

Die Idee von Gott wohnt dem menschlichen Geiste inne; sie ist unzertrennlich mit ihm; sie ist sogar das Element, in welchem unser geistiges Wesen sich bewegt, das Urbild, nach welchem unsere Ideen sich gestalten. Ja, die ihn leugnen, können nirgends anderswo Beweisgründe finden, um sie gegen seine Existenz vorzubringen, als eben in solchen Vorbegriffen, die wir gar nicht haben könnten, wenn er nicht existirte.

Diese Beweisführung fordert viele Aufmerksamkeit, weil sie rein metaphysisch ist; ich will mir indeß Mühe geben, sie in faßlicher Weise vorzulegen.

Zuerst wollen wir das Wort Gott wegschaffen, weil es doch an und für sich nichts sagt und nichts erklärt; es ist einmal allgemein angenommen und durch die Gewohnheit gleichsam ein Schleier geworden, der das Wesen selbst, welches

---

*) „Wenn ich meine Augen zum Himmel erhebe, sagt der Gottlose, so glaube ich dort Spuren der Gottheit zu sehen; aber wenn ich dann wieder hinblicke um mich her . . ? Blicke in Dein Inneres, kann man ihm antworten, und schlimm! wenn dieser Beweis Dir nicht genug ist! Denn wahrhaftig! wir brauchen nur unser eigenes Wesen zu betrachten, um in uns das Werk einer unumschränkten Erkenntniß wahrzunehmen, welche uns das Dasein gegeben hat und es auch erhält. Dieses Dasein ist ein Wunder, welches uns nicht auffallend genug vorkommt, weil es ein fortwährendes ist. Nichts desto weniger zeigt es uns jeden Augenblick die Kennzeichen einer höchsten Gewalt, von der wir abhängen. Je deutlicher aber das Gepräge ihrer Thätigkeit in uns und außer uns wahrzunehmen ist, desto weniger sind wir zu entschuldigen, wenn wir es in kleinlichen und albernen Dingen suchen.“ (D'Alembert, De l'abus de la critique en matière de religion, chap. VII.)

es bezeichnen soll, verdeckt. Statt des Wortes halten wir uns an den Inhalt.

Ist es nicht wahr, daß wir Alle die Idee von etwas Unendlichem haben? Das kann gar nicht bezweifelt werden; denn wir haben das Wort, und das Wort setzt nothwendig die Idee voraus. Ich sage noch nicht, daß die Idee die Wirklichkeit voraussetzt; ich beschränke mich blos darauf, das Factum festzustellen, daß diese Idee vorhanden ist. Wir haben die Idee von etwas Unendlichem in allen Beziehungen des Seins: unendlich an Zeit, unendlich an Raum, unendlich an Macht, unendlich in allen Arten von Vollkommenheiten. Täglich bedienen wir uns der Worte un-vollkommen, un-geordnet, un-gerecht, un-rein, ohn-mächtig u. s. w. Dieses setzt nothwendig voraus, daß die Ideen, die wir von jenen Dingen haben, ausgehen von der ursprünglichen Idee eines Absoluten, welches das höchste Maß von Vollkommenheit, von Ordnung, von Gerechtigkeit, von Heiligkeit und Macht besitzt; eines Wesens, welches sich nicht messen läßt, nach dem man aber Alles bemißt; dasselbe ist durch sich selbst, über Alles, nothwendig, ohne Einschränkung, mit einem Worte: unendlich. Die endlichen und relativen Begriffe, die wir jeden Augenblick aussprechen, setzen nothwendig das Absolute und Unendliche voraus. Wenn alles relativ und endlich sein sollte, so gäbe es der Art nichts, oder wir würden dasselbe wenigstens nicht bemerken. Man erkennt das Endliche nur an der Schranke, die man ihm beilegt; diese Schranke soll nichts Anderes heißen, als daß dadurch die weitere Ausdehnung verneint ist. So ist die Endlichkeit nur das Beraubtsein des Unendlichen. Man würde sich aber niemals das Beraubtsein des Unendlichen vorstellen können, wenn man keine Idee von dem Unendlichen selbst hätte; gleichwie man die Krankheit nicht begreifen könnte, wenn man nicht die Gesundheit begriffe, denn die Krankheit ist auch nur das Beraubtsein der Gesundheit. — Man kann hier nicht einwenden, daß die Idee, die wir vom Unendlichen haben, nur die Idee

des Unbegrenzten sei, und daß wir darunter eine Existenz verständen, deren Grenzen wir nicht kennen, die aber dennoch Grenzen hätte, und die nur ein Endliches wäre mit mehr oder weniger Ausdehnung, immerhin aber endlich. — Das ist nicht an dem. Die bloßen Worte Endlich und Unbegrenzt hätten uns hingereicht, wenn dem so wäre; und wir hätten kein drittes Wort zu Hülfe genommen, wenn wir nicht auch eine dritte Idee gehabt hätten. Im Gegentheil, durch das Wort Unbegrenzt wird die Strenge des Wortes Unendlich nur noch mehr hervorgehoben, und das letztere gilt nur da, wo die Idee von Etwas, was kein Ende hat, ausgedrückt werden soll, mag nun ein solches Ende als bekannt oder unbekannt, als bestimmt oder unbestimmt gedacht sein. Unbegrenzt rückt die Grenze weiter und betrachtet sie als nicht vorhanden, während Unendlich sie aufhebt und gänzlich austilgt. Das ist die Idee des Wortes Unendlich in allen Anwendungen, die wir davon machen. Freilich strengt sich der Verstand bei dieser Idee vergeblich an, er begreift sie nicht, aber er kann sie verstehen; und er versteht sie so gut, daß er, so zu sagen, nichts versteht ohne jene Idee, und daß er Alles, was er versteht, nur durch sie versteht. Es ist also unmöglich, die Idee des Unendlichen vom menschlichen Geiste zu trennen.

Jetzt kommt es darauf an, zu wissen, ob dieser Idee ein wirkliches Object zu Grunde liege, oder ob sie ein bloßes Hirngespinnst sei. Existirt in der Wirklichkeit ein Wesen, welches in jeder Beziehung unendlich ist?

Es wird hinreichen, wenn ich antworte, es sei ungereimt, vorauszusetzen, daß wir gerade durch ein Hirngespinnst alle unsere Wirklichkeiten bemäßen, ich meine nämlich alle die relativen Eigenschaften, die wir den Dingen beilegen. Wenn die höchste Vollkommenheit eine Grille ist, so sind auch alle Urtheile, die wir uns über die verschiedenen Grade der Vollkommenheit bei den Dingen bilden, ebenfalls grillenhaft, und Alles verschwindet in der vollständigsten Ermangelung jeglichen

Unterschiedes und in der gänzlichen Abwesenheit irgend einer Eigenschaft.

Aber nun werde ich den Gliedern meiner Beweisführung eine mehr mathematische Verkettung geben; ich bitte, mir zu folgen.

Das reine Nichts ist nicht sichtbar. Da, wo es durchaus nichts giebt, sieht man auch nichts.

Wenn wir also die Idee von irgend einem Object haben, so muß Eins von beiden stattfinden: entweder haben wir diese Idee von dem Eindrucke bekommen, den das Object selbst auf unseren Geist macht, und dann ist sie wahr; oder wir bilden diese Idee nach einem anderen Objecte, welches uns sie geben kann, und dann ist sie nur eine Nachbildung, nur eine erborgte, eine falsche Idee.

Daraus ziehe ich den Schluß, daß, wenn eine Idee existirt, die durch kein anderes Object uns gegeben werden konnte, diese Idee auch nothwendig von ihrem eigenen Objecte direct und unmittelbar uns kommen mußte, und daß demnach dieses Object existire und wahr sei.

Nun sage ich aber, daß von der Art die Idee des Unendlichen lei.

Einzig und allein das Unendliche kann selbst uns eine Vorstellung von sich geben. Wenn es also nicht existirte, so hätten wir in unserem Geiste keine Vorstellung davon. Wenn mir nichts Anderes zu Gebote steht, als das Endliche, wie könnte ich mir daraus die Idee des Unendlichen entnehmen? Das ist mathematisch unmöglich. Denn man kann nicht das plus sehen in dem minus; man kann nicht 100 Wirklichkeiten sehen, wo es nur 40 giebt, weil man sonst deren 60 sähe, die gar nicht dasind, und weil das Nichts weder sichtbar, noch greifbar ist.

Ich höre, daß Sie mir einwenden, man könne schon zu der Idee des Unendlichen gelangen, wenn man Endliches zu Endlichem hinzufüge. — Das wollte ich gerade hören! Addiren Sie, soviel Sie wollen; Ihre Summe wird immer nur das

sein, was Sie auch in die Addition gebracht haben, und wie Sie nur Endliches summiren, so werden Sie auch nur Endliches herausbringen. Fügen Sie nun abermals soviel hinzu, wie Sie wollen, Endliches an Endliches, Sie werden immer nur Endliches bekommen, und durch Ihre letzte Rechnung werden Sie höchstens seine Grenze fortbewegt haben. Der Unterschied zwischen Unendlichem und Endlichem ist nicht ein Unterschied der Ausdehnung, sondern der Wesenheit. Mag die Ausdehnung eines endlichen Objectes auch noch so beträchtlich sein, sie kann höchstens seine Grenze weiterrücken, aber nicht aufheben. Daraus geht aber hervor, daß, so weit Sie dieselbe auch tragen mögen, Sie doch gleichweit vom Unendlichen entfernt bleiben, wie Sie es auch zu Anfang waren; das heißt also: vom Endlichen giebt es keinen Uebergang zum Unendlichen.

Sie werden ferner einwenden: um sich die Idee des Unendlichen durch das Endliche zu machen, könne man ja die Grenzen des Endlichen aufheben. Aber alsdann kommen Sie nicht zur Idee des Unendlichen, sondern zum Nichts. Denn was heißt das, die Grenzen des Endlichen aufheben? Das heißt, die Idee des Endlichen selbst aufzuheben. Das Endliche ist aber das Einzige, was Sie haben; Sie hätten also nunmehr nichts, wenn Sie nicht sonst noch die Idee des Unendlichen hätten.

Der Grund, warum wir uns in dieser Beziehung täuschen, liegt darin, daß wir, weit entfernt, uns die Idee des Unendlichen durch das Endliche bilden zu können, nicht bemerken, daß es sich gerade umgekehrt verhält. Nämlich nur dadurch, daß die Idee des Unendlichen schon vorhanden ist, kann die Idee des Endlichen, wie wir auch schon bemerkt haben, gebildet werden. Die Idee von irgend einem Objecte, welches an Raum, an Zeit, an Schönheit, oder an einer beliebigen Vollkommenheit begrenzt und endlich ist, setzt nothwendiger Weise schon voraus die Idee von unendlichem Raum, von unendlicher Zeit, ja von unendlicher Vollkommenheit

selbst; und nach dieser unumschränkten Vollkommenheit theilen wir die Grade des Endlichen ab. So hat Plato eine herrliche Definition von Zeit gegeben: „Die Zeit, dieses bewegliche Bild der unbeweglichen Ewigkeit.“ Wenn wir also von der Idee des Endlichen zu der Idee des Unendlichen übergehen, so thun wir nichts Anderes, als dasjenige wieder aufnehmen, mittelst dessen wir uns bereits die Idee des Endlichen gemacht hatten.

Aber wo ist dieses Etwas, mittelst dessen wir uns bereits die Idee des Endlichen gemacht hatten? Es ist unmöglich, dies zu sagen.

Also kann das Unendliche überhaupt nicht seinen Entstehungsgrund im Endlichen haben. Nichts kann es erfassen, nichts kann uns eine Vorstellung von ihm geben. Es ist sich selbst sein Urbild.

Folglich, wenn man es sieht als Idee, so muß es in Wirklichkeit existiren; denn weil das pure Nichts weder sichtbar noch greifbar ist, so muß das, was man unmittelbar und ohne Bild sieht, nothwendiger Weise durch sich selbst existiren: Er ist, der Er ist.

Dieses Unendlich-Sein und Wesentlich-Sein aber, welches in der That ebensowohl existirt, wie die Idee, die davon in meinem Geiste ist und die selbst nur die Anwesenheit und unmittelbare Anschauung desselben ist, dieses, sage ich, ist es, was wir Gott nennen.

„Er ist ewig und unendlich,“ sagt Newton, „Er kann Alles und weiß Alles; das heißt: Seine Fortdauer geht von Ewigkeit zu Ewigkeit und seine Gegenwart erfüllt die ganze Unendlichkeit. Er regiert Alles; Er weiß Alles, was ist, und Alles, was sein kann. Er ist weder Ewigkeit, noch Unendlichkeit, aber Er ist ewig und unendlich. Er ist nicht Zeitdauer, nicht Raum, aber Er ist dauernd und gegenwärtig. Er ist immerwährend und überall zugegen, und indem Er immer und überall existirt, begründet Er die Fortdauer der Zeit und die Unermeßlichkeit des Raumes. Weil jeder Theil des

Raumes, der sich nicht von ihm trennen läßt, immer existirt, und weil jeder Theil der Zeit, der sich nicht von ihm trennen läßt, überall existirt, so ist Er der Urheber und Meister aller Dinge zu allen Zeiten und an allen Orten." *)

Eine solche tiefe Idee von Gott läßt sich mit unserem Verstande nicht fassen; das ist wahr! und das ganze Genie eines Newton kann nur stammeln, wenn es ihn zu erklären sucht. Aber eben dadurch wird er nur desto besser erklärt. Schon Tertullian hat diesen schönen Gedanken ausgesprochen: „Nichts giebt uns eine herrlichere Idee von Gott, als die Unmöglichkeit, ihn zu begreifen; seine unendliche Vollkommenheit entdeckt und verbirgt ihn zugleich den Menschen." **)

Siebenter Beweis, hergeleitet aus der Existenz der nothwendigen Wahrheiten.

Dieser letzte Beweis schließt sich an den vorhergehenden an und wird aus demselben abgeleitet. Indeß dient er dazu, unserem Verstande das Wesen Gottes faßlicher und, so zu sagen, greifbar zu machen.

Es giebt Wahrheiten, die seit Anfang der Welt ihre Geltung behauptet haben, und die auch bis zum Ende der Welt sicherlich nicht von ihrem Platze weichen werden. Ich rede von jenen Grundwahrheiten, von jenen ewigen Gesetzen der Vernunft und des Bewußtseins, die die Welt der Geister regieren, sei es in der intellectuellen, oder in der moralischen Ordnung.

---

*) Philosophiae naturalis principia. — Diese tiefe Erklärung von Gott ist trotzdem nicht besser, als die des Katechismus; sie ist nur ein herrlicher Commentar zu jener.

**) Tertullian, apol. 17. — Dieser herrliche Beweis vom Dasein Gottes, hergenommen aus dem Begriff des Unendlichen, ist nicht von Descartes, dem man die Ehre der Erfindung zugedacht hatte; er findet sich in mehreren Kirchenvätern, und namentlich beim h. Anselmus. — Außerdem halte ich noch für nöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Beweis nicht den Satz enthält, die Idee von Gott sei Jedem von uns angeboren, sondern nur, sie sei im Menschengeschlechte überhaupt. Später, in dem Kapitel „von der Nothwendigkeit einer Uroffenbarung", werde ich hierüber das Weitere sagen.

In der intellectuellen Ordnung sind von der Art z. B. alle Grundsätze der Geometrie, wie auch die Grundsätze der Physik, die Lehrsätze über die Eigenschaften des Dreiecks, des Quadrats oder des Kreises, oder die Proportionen, die bei diesen Figuren vorkommen, u. s. w. Sie sind immer gewesen und werden immer sein; ja man begreift nicht einmal, daß sie jemals einen Anfang gehabt haben, und daß eine Zeit war, wo z. B. zwei mal zwei sind vier keine Wahrheit gewesen wäre. Zu sagen, die Menschen seien übereingekommen, diese Regel gelten zu lassen, wäre ungereimt. Es ist eine ausgemachte Sache, daß dieselbe nicht von ihnen abhängt, sondern umgekehrt, daß sie von ihr abhängig sind. Sie haben sie fertig vorgefunden; und wenn sie alle ausstürben, so würden sie dieselbe bestehen lassen, wie sie auch vor ihnen schon dagewesen war. So ist es auch noch mit anderen Wahrheiten. Diese vorher existirenden und nothwendigen Wahrheiten finden sich am Anfange aller Wege und aller Richtungen, die der menschliche Verstand einschlägt. Nach ihnen bilden wir unsere Urtheile und unterscheiden das Wahre vom Falschen, überall und immer.

Dasselbe ist auch der Fall in der moralischen Ordnung. Unsere Handlungen, selbst unsere Gedanken, sind nicht alle ohne Unterschied gut oder böse; es giebt solche, die wir gerecht, und andere, die wir ungerecht nennen. Diese Unterscheidung ist durchaus nicht schwankend, sie giebt der Zeit nichts nach und leidet nicht, daß man sie den Interessen Einzelner anpasse; sie ist niemals aufgeschrieben worden, und hatte das auch nicht nöthig. Wir tragen sie, Jeder für sich in seinem Gewissen, und Alle insgesammt in der öffentlichen Meinung. Sie beherrscht und leitet die Völker wie den Einzelnen, die Jahrhunderte wie die Tage. Die Geschichtschreiber, welchem Lande und welcher Zeit sie auch angehören, haben nicht einmal nöthig, die Handlungen, die sie erzählen, näher zu bezeichnen; es genügt, daß sie dieselben auseinandersetzen und die fernere Beurtheilung jenem Gewissen des Menschengeschlechts

überlassen, das durch keine Macht kann abgestellt werden, wie Tacitus sagt, damit die ganze Nachwelt einstimmig sie verherrliche oder brandmarke.

Nun wohl! Diese allgemeine Vernunft, diese unverlierbare, unerschaffene, ewige, unendliche Wahrheit, ist das unverrückbare Centrum, von wo alle Wege unserer Erkenntniß und unseres Herzens ausgehen und wo sie auch wieder zusammenkommen; sie ist auch der Stützpunkt und Träger der moralischen Welt. Eben darum aber setzt sie nothwendiger Weise voraus, daß es eine Erkenntniß gebe, die, wie sie selbst, unendlich und unerschaffen ist, in der sie ihren Sitz hat wie auf einem Throne, durch die sie begriffen und fortwährend ausgeprägt wird, von der sie die Tochter und zugleich der sprachliche Ausdruck ist, von der sie ihre Kraft und ihre Göttlichkeit hernimmt. „Der König des Olymps ist ihr Vater," sagt ein alter Dichter, wo er von diesem Gesetze der Geister spricht, „sie kommt nicht von dem Menschen, und niemals wird Vergessenheit sie verwischen; in ihr ist Gott, der große Gott, der nicht im mindesten altert."*) — „Dieses wahre und ursprüngliche Gesetz, eingerichtet zum Gebieten und Verbieten, ist die absolute Vernunft des höchsten Jupiter," sagt Cicero, de Legibus II. 4. — „Ein wahres Gesetz ist die gesunde Vernunft, die mit der Natur übereinstimmt, Allen zu Theil wird und unveränderlich und dauernd ist; deren Befehl an die Erfüllung der Pflichten mahnt und deren Verbot von der Uebertretung zurückschreckt; die indeß, wie sie redlichen Menschen nicht vergebens befiehlt und verbietet, auch bei schlechten Menschen weder durch ihre Befehle, noch durch ihre Verbote das Geringste vermag. Dieses Gesetz darf nicht im mindesten geändert, noch zum Theil oder ganz aufgehoben werden, und weder der Senat, noch das Volk können uns von diesem Gesetze freisprechen; auch bedarf es hier nicht eines Erklärers oder Auslegers desselben, und dieses Gesetz ist in Rom nicht

---

*) Sophokles, König Oedipus, Vers 863.

anders, als in Athen, und jetzt nicht anders, als in der Zukunft; sondern für alle Völker und für jede Zeit wird es ewig und unabänderlich bestehen, und Gott allein, der allgemeine Lenker und Beherrscher aller Wesen, ist der Urheber, der Richter und der Geber dieses Gesetzes.“ (Cicero, de Republica III. 22.)

Der einzige Beweisgrund, welchen man mit einigem Schein gegen die Existenz Gottes vorgebracht hat, ist jener, den man aus der moralischen Unordnung und Verderbtheit dieser Welt hernimmt. Wir wollen hier zum Schluß noch einige Worte darüber sagen. Er verschwindet vor diesem letzten Beweise; und nicht allein verschwindet er, sondern er wendet sich um mit seiner ganzen Kraft, um jenen Beweis noch mehr zu erhärten.

Wahrlich! wer sieht es nicht, daß man doch vorerst die Idee von der unveränderlichen und nothwendigen Ordnung haben muß, um bei seinem Beweise von der Un-ordnung ausgehen zu können?

Wenn nicht Ordnung als Grundsatz gilt, so giebt es keine Unordnung, und dann fällt jener Beweisgrund von selbst. Spricht man also von Unordnung, so geht man aus von einer vorherexistirenden unwandelbaren Ordnung, die gegen die Unordnung anstreitet. Aber diese vorherexistirende unwandelbare Ordnung ist Gott. Daraus folgt, daß der Beweisgrund des Atheisten sich erst auf Gott stützt, und dann ihn bekämpfen will; daß er aber gerade durch den Angriff wider ihn seine Existenz beweiset. — „Diese Herren,“ sagt hierüber de Maistre sehr geistvoll, „wissen also, daß Gott, der nicht existirende, höchst gerecht sei? Sie kennen die Eigenschaften eines blos eingebildeten Wesens, und sind im Stande, uns haarklein zu sagen, wie Gott würde beschaffen sein, wenn es zufälliger Weise einen geben sollte? Wahrhaftig! es giebt keine Thorheit, die alberner wäre, als diese ist.“*)

---

*) Soireés de Saint. Pétersbourg, tom. II. p. 124.

Im Gegentheil, was wahrhaft zu bewundern ist, und was laut von der Gottheit Zeugniß giebt, ist dies, daß die moralische Verkommenheit dieser Welt, dieser stets schäumende Ocean, das Bewußtsein der Ordnung noch nicht hat ersticken können; daß bei all' seinen furchtbaren Stürmen die Säulen von Recht und Unrecht niemals gebeugt worden; und daß die Zeit, die doch die Irrthümer und Leidenschaften mit sich bringt, nichts Anderes vermag, als höchstens der Tugend je mehr und mehr eine höhere Weihe, und der Wahrheit einen höheren Glanz zu geben.

Wäre demnach die Verderbtheit die nothwendige Folge von der moralischen Freiheit, so wäre es die Verantwortlichkeit ebenfalls. Will man aber die Freiheit nicht leugnen, so muß man auch anerkennen, daß sie in jener Verantwortlichkeit zugleich das Besserungsmittel mit sich trägt, wenn nicht gar die gänzliche Abhülfe der Unordnung, die sie anstiftete. Diese Verantwortlichkeit ist unerbittlich, sie sträubt sich beständig gegen die Uebelthat und folgt dem Lasterhaften auf der Ferse nach; ja, sie gebietet sogar über gekrönte Häupter und peinigt sie mit ich weiß nicht welchem Vorgefühl einer Strafe, die schon hier auf Erden in den Gewissensbissen ihren Anfang nimmt. Zeuge davon sind diese auffallenden Worte, die einer gesprochen hat, der sich Herr der Welt nannte, und in denen er zu erkennen giebt, daß es noch einen anderen größeren Herrn gebe: „Was ich euch schreiben soll, versammelte Väter, oder wie ich schreiben soll, oder was ich überhaupt nicht schreiben soll in meiner traurigen Lage? Ob die Götter noch auf grausamere Weise mich umbringen, als ich schon täglich meinen Untergang fühle? — ich weiß es nicht!“ — „So sehr waren ihm seine Frevel und Schandthaten,“ wie der ernste Geschichtschreiber noch hinzufügt, „zur Qual und Strafe geworden! und Sokrates hat wahrlich Recht, zu behaupten, wenn man dem Lasterhaften ins Herz schauete, so sähe man tausend Marterwerkzeuge, die es zerfleischen!“ (Tacitus, Annal. VI. 6. epist. Tiberii.)

Giebt es einen lebendigeren Beweis von der Existenz Gottes, als diese Foltern eines schuldbeladenen Gewissens, als diese stummen Schläge mit unsichtbarer Geißel? wie der Dichter sagt:

et surdo verbere caedit,
Occultum quatiente animo tortore flagellum?
Poena autem vehemens . . . . .*)

Wer kennt nicht diesen schaudererregenden Zeugen, den Jeder von uns bei Tag und bei Nacht in seinem Busen trägt? Wer hat nicht diese durchdringende und unbestechliche Stimme gehört, die als Rathgeber allen unseren Handlungen vorhergeht und als Schiedsrichter ihnen folgt? die selbst zu denen spricht, die sie gar nicht fragen? die in eben dem Maße sich hebt und kräftiger wird, als wir sie ersticken wollen? — es sei denn, daß wir wegen Greuel und Verbrechen aufgehört hätten, Mensch zu sein. Mitten in das Toben unserer Leidenschaften wirft sie donnernde Worte, Worte der Drohung und des Schreckens, die durchdringender, als ein zweischneidiges Schwert, uns anreden: Wohin gehst Du? — Halte ein! — Was hast Du gethan! — Die Schuld lastet auf Dir!"

Das ist die ewige, unabhängige, überall vernehmbare Stimme, die keines Auslegers oder Dolmetschers bedarf, und doch von allen Nationen verstanden wird! Sie ist die Stimme, die den Guten Tröstung giebt in ihrer Armuth, aber die Bösen verzweifeln läßt mitten in ihren Reichthümern, und die an all' ihren Merkmalen eine unwandelbare, nothwendige, unendliche Auctorität zu erkennen giebt, welche Gott ist.

So liefert denn Alles, — um das über diesen Punkt Gesagte in kurzen Worten zusammenzufassen, — Gründe und Beweise für das Dasein Gottes:

1) Unser innerstes Gefühl offenbart ihn, und die allgemeine Ueberzeugung verkündet ihn laut.
2) Seine Nothwendigkeit als Grundursache aller zufälligen

---

*) Juvenal, Satyre 13.

Wesen, die das Universum ausmachen, geht hervor eben aus der Existenz dieser Wesen.

3) Die Bewegung, worin sich Alles befindet, bezeugt jeden Augenblick, daß sie von seinem mächtigen Willen ihre Entstehung und ihren Anfang genommen hat.

4) Die Harmonie der Welt singt seiner Erkenntniß und Weisheit einen fortwährenden Hymnus.

5) Unsere Geister kehren in ihrem Laufe zurück zu ihm, als zu ihrem Ocean, und bewegen sich in seinem Busen, wie die Himmelskörper im unermeßlichen Raume.

6) Er erscheint uns unaufhörlich in jedem Dinge; denn jedes Ding bietet uns auf seinem Grunde das Bild des Unendlichen, das unseren Blick anzieht und fesselt.

7) Endlich wohnt er und redet mit einem Jeden von uns im Gewissen, und giebt sich dort durch sein unverjährbares und unerbittliches Gesetz nicht blos dem Einzelnen, sondern auch den Familien, ganzen Ortschaften, Städten und Reichen, ja dem ganzen Menschengeschlechte zu erkennen.

Auch giebt jede Fassungskraft, selbst die schwächste und ungebildetste, Kenntniß von dem Großen Geiste, und wenn eine blinde Vernunft bei einigen armseligen Philosophen soviel vermochte, daß sie eben durch die leidenschaftliche Wegleugnung jenes Großen Geistes ihre eigene Vernunft leugneten, so konnten sie doch nicht eher von dieser Erde scheiden, als bis sie der Menschheit das Eingeständniß ihres Irrthums zurückgelassen und den Schrei der Wahrheit, die im gepreßten Herzen zurückgebannt war, ausgestoßen hatten.

Zwei berühmte Materialisten hatten nach einander in den letzten fünfzig Jahren eine Schule gründen wollen, Dr. Cabanis und Dr. Broussais. Beide haben kurz vor ihrem Tode eine mit Bedacht und Ueberlegung verfaßte Widerrufung ihres beklagenswerthen Systems erlassen.

Ich kann diesen Abschnitt nicht besser schließen, als wenn ich sie hier anführe:

Widerruf Cabanis'.*)

„Die Seele, weit entfernt, das Resultat der Thätigkeit unserer niederen Kräfte zu sein, ist vielmehr eine Substanz, ein wirkliches Wesen, welches durch seine Gegenwart den Organen alle Bewegungen einflößt, die sie auszuführen die Bestimmung haben; sie ist jenes Wesen, das die verschiedenen Elemente, welche die Natur zu ihrer geordneten Zusammenstellung gebraucht hat, unter einander verbunden hält, und dieselben wiederum der Auflösung preisgiebt, sobald sie sich ein- für allemal von ihnen trennt . . ."

„Der Geist des Menschen ist nicht der Art, daß er begreifen sollte, wie alles dieses (es ist die Rede von den Wirkungen der Natur) ohne Vorsehung und ohne Zweck, ohne Einsicht und ohne Willen geschehe. Keine Analogie, keine Wahrscheinlichkeit kann ihn zu einem solchen Resultate führen; im Gegentheil! jede Vergleichung wird ihn dahin bringen, die Werke der Natur als Ergebnisse von einer Wirksamkeit anzusehen, die ähnlich ist der seines eigenen Geistes, der ja ebenfalls Werke erzeugt, die mit vieler Weisheit zusammengesetzt sind! Freilich sind diese, was den Grad der Vollendung angeht, von jenen sehr verschieden und werden tausendmal von ihnen übertroffen."

„Daraus geht für ihn hervor die Idee einer Weisheit, die jene Werke begriffen, und eines Willens, der sie ausgeführt hat; aber einer Weisheit, welche die höchste ist, und eines Willens, der alle Einzelheiten auf's sorgfältigste beachtete; einer Weisheit, sage ich, und eines Willens, die mit der ausgedehntesten Macht und sorgfältigsten Genauigkeit an's Werk gegangen. — Ich gestehe es! mir, wie auch mehreren anderen Philosophen, denen man eben nicht den Tadel der Leichtgläubigkeit machen kann, scheint es, daß wir es weder uns vorstellen, noch begreifen können, wie e i n e oder mehrere

*) Lettre à M. F . . . Dieser Brief fand seinen Widerhall in allen Journalen jener Zeit. Der Auszug, den ich hier von ihm gebe, ist der Revue Française (Décembre 1838) entnommen.

Ursachen, die selbst nicht mit Erkenntniß begabt sind, ihren Erzeugnissen Erkenntniß mittheilen können; und ich meine, in Uebereinstimmung mit dem großen Baco, daß ebenso viel Leichtgläubigkeit dazu gehört, wenn man der Grundursache die Erkenntniß ausdrücklich absprechen will, wie wenn man alle Fabeln des Talmud für wahr hält."

Widerruf Broussais'.

Dieser Widerruf ist nicht so ausführlich, aber er ist vielleicht bezeichnender, als der von Cabanis; denn man sieht hier, wie die Pedanterie des Systems, die sich mit der Wahrheit überworfen hat, moralisch auf die Folter gespannt ist; daher ist die Huldigung, die Broussais hier der Wahrheit darbringt, um so gewichtiger, je mehr er sich dagegen sträubt:*)

„An meine Freunde, meine theuren Freunde!

„Meine Meinung und mein Glaube.

„Ich fühle, gleich vielen Anderen, daß bei Anordnung der Welt eine Erkenntniß mitgewaltet habe. Ich suche, ob ich nicht etwa daraus schließen kann, daß sie die Welt auch erschaffen habe. Aber ich kann es nicht, weil die Erfahrung mir gar nichts darbietet, was mir die Vorstellung einer absoluten Schöpfung geben könnte . . . Jedoch über alle diese Punkte gestehe ich, in meinem Geiste nur unvollkommene Kenntnisse zu haben, und ich bleibe bei meinem Gefühle von einer mitwaltenden Erkenntniß, die ich nicht eine schaffende zu nennen wage, obgleich sie es wohl sein müßte."

Wie traurig und zugleich wie trostreich ist es für die Menschheit, wenn so hervorragende Geister, wie Cabanis und

*) Man sehe das Journal Droit (14. November 1841). Diese Hauptstelle aus dem Widerruf Broussais' ist dort angeführt worden bei Gelegenheit eines Processes, den sein Secretair gegen die Erben über das Eigenthumsrecht des Manuscriptes dieses Widerrufs führte. — Man sehe auch die Gazette médicale (12. Januar 1839), wo derselbe vollständig abgedruckt ist.

Broussais, in ihren Lebzeiten die Helden des Atheismus spielen und in der Kraft ihres Mannesalters sterbend mit einem Federstrich alle ihre Schriften ausstreichen, um der Nachwelt nichts zu hinterlassen, als drei oder vier Worte über diese ewige Wahrheit, mit der wir doch alle in's Leben eintreten!

Man hat Broussais eine Statue errichtet; ich weiß nicht, was man als Inschrift auf deren Fuß geschrieben hat. Aber ich möchte wünschen, daß dieser Widerruf da zu lesen sei als eine große Lehre für den Geist des Menschen; denn wie hoch und stolz seine Fluthen sich auch erheben, so ist dennoch ein Name, gezeichnet am Gestade, zu dem sie hinwallen und sich verneigen müssen.

Drittes Kapitel.

Unsterblichkeit der Seele.

Hier stehen wir an einer Wahrheit, die von entscheidender Wichtigkeit ist. Ist die Seele unsterblich, oder ist sie es nicht? Die Antwort auf diese Frage wird auf unsere Gesinnung und unseren Glauben einen durchgreifenden Einfluß üben. Wenn unsere Ueberzeugungen einmal über die Grenzen dieser Welt hinaustreten, so stehen wir vor einer geheimnißvollen Zukunft, wo wir glücklich oder unglücklich sein können, je nach dem Gebrauche, den wir von unserer Freiheit in dieser Zeit werden gemacht haben; alle unsere Gedanken, alle unsere Wünsche, alle unsere Handlungen richten und ordnen sich nach dieser Aussicht auf Unsterblichkeit; es entsteht eine nothwendige Beziehung dieses einen Lebens zu dem anderen, ich möchte bald sagen dieser beiden Lebensalter zu einander, gleichwie es hier auf Erden der Fall ist zwischen der Jugend und dem Mannesalter, und wiederum zwischen dem Mannes- und Greisenalter, so auch zwischen dem Leben und dem Tode. Wir sind höchst begierig, zu wissen, was diese andere Welt ist, deren Bewohner wir mit jedem Augenblick werden können; zu wissen, was uns dort erwartet und was wir schon jetzt zu thun haben, um uns dort einen Platz des Glückes zu bereiten. Alsdann zeigt sich uns die Religion nicht mehr als eine lästige Feindin unserer Vergnügungen, sondern als ein gewogener und dienstfertiger Bote, der uns die gute Nachricht von unseren ewigen Interessen bringt, und der die Opfer und die Tugenden, wozu er uns anspornte, gleichsam als Vorräthe für unsere Unsterblichkeit einsammelt und sie schon in diesem Leben uns entgegenbringt.

Diese Wahrheit ist also von großen Folgen, und eben darin liegt der Grund, warum unsere Vernunft mehr Anstand nimmt,

sie zuzugeben, als die vorherigen einfachen Wahrheiten von der Seele und von Gott. An sich ist sie nicht weniger klar, als diese; aber ihre wichtigen Resultate veranlassen unseren Geist zu größerem Widerstreben und hartnäckigerem Zweifeln. Das ist in der That das Schicksal der Wahrheit, daß die Anerkennung, die wir ihr zollen, jedesmal nicht im Verhältniß steht zu ihrem Lichte, sondern zu ihren Folgen, und daß wir mit unserem Verstande desto geneigter sind, sie zu bestreiten, je mehr sie Ansprüche hat, von unserem Herzen gebilligt zu werden. Wir werden noch oft Gelegenheit haben, diesen geheimen Fehler unseres Willens zu bemerken, je mehr wir in der Reihe der Wahrheiten, die wir zu behandeln uns vorgesteckt haben, weiter kommen. Wir müssen uns vor ihm hüten, und indem wir unseren Verstand von jedem selbstsüchtigen Vorurtheile des Herzens frei halten, müssen wir jedes Ding genau, wie es an und für sich ist, ansehen, und zwar mit einem wahrhaft philosophischen Auge.

Also bewahrt vor diesem feindlichen Hinderniß, wollen wir nun die große Frage über unsere Unsterblichkeit zu lösen versuchen.

§. 1.

I. Ich beginne damit, daß ich mich hier wieder des ersten Beweises bediene, von dem wir ausgegangen sind, um die Existenz eines geistigen Princips in uns zu erkennen.

Ich sage: Schon darum, weil wir die Idee von der Unsterblichkeit der Seele haben, ist es nothwendig, daß diese Idee auf Wirklichkeit gegründet sei; denn es ist unmöglich, von ihr eine andere Quelle anzugeben, als eben die Auffassung dieser Unsterblichkeit in unserem Innern. Sie ist eine von jenen Ideen, die nicht entworfen werden können, als nur, so zu sagen, im Original und nach der Natur.

Ja, wahrlich! woher hätten wir diese Idee von Unsterblichkeit schöpfen können? woher hätte uns schon allein die Vermuthung darüber kommen sollen? Alle wahrnehmbaren und

äußeren Erscheinungen sind gegen sie. In dieser Welt stirbt Alles; Gattung und Art allein setzt sich fort, das Einzelne geht unter für immer. Es giebt kein einziges Beispiel, daß irgend ein Einzelding der Auflösung entgangen oder etwa nach geschehener Auflösung wieder zurückgekehrt sei. Wir müßten also höchstens die Idee vom Tod haben, weil Alles und Jedes uns von ihm spricht.

Die Erscheinungen unserer menschlichen Natur bieten uns ebenfalls nichts, was uns die Vermuthung geben könnte, daß das Gesetz der Auflösung eine Schmälerung erleide. Wenn der Mensch stirbt, wenn er todt ist, so ist nichts, was unseren Sinnen sagte, daß diese Auflösung nicht eine ebenso gänzliche sei, und nicht ebenso ein- für allemal geschehe, wie die des Thieres oder der Pflanze. Die Erscheinung, die uns die Natur zeigt, ist durchaus ganz dieselbe, so daß der Vergleich, von der Natur entnommen, uns ganz geläufig ist, und die Poesie, selbst die in der h. Schrift, uns sagt, daß wir vergehen wie die Blume des Feldes und daß wir dahinwelken wie das Gras:

Ach, wir Sterblichen sind gleich Blättern des schattigen Laubdachs,
Kühlend des Mittags Strahl, prangend in heiterm Gewand!
Aber der düstere Winter ereilt uns schneidenden Fluges,
Welket der Schönheit Zier, dörret die lebende Kraft.
Sein auf Mord ausgehender Hauch durchwehet die Zweige,
Schüttelt mit Macht sie: weit fliegen die Blätter zerstreut,
Sterbend zu räumen den Platz für die, so im Keime noch schlummern.*)

Wie sollte es demnach möglich gewesen sein, daß mitten in diese allgemeine Auflösung hinein, in der wir athmen, in dieses Grab unseres sterblichen Lebens, in das wir eingeschlossen sind, die Idee unserer eigenen Unsterblichkeit durchgedrungen, festgewurzelt und zur Blüthe gekommen wäre? Woher kommt es, daß Niemand es sich einfallen läßt, diese Idee mit dem organischen, mit dem Lebens-Princip der Pflanze oder des Thieres zu verbinden, und daß alle Welt, ohne sich lange zu be-

*) André Chénier. Élégie 32.

denken, es dem Lebensprincip jenes anderen Sterblichen beilegt, den man Mensch nennt?

Woher mag es ferner kommen, daß der Mensch nur sich selbst das Epitheton Sterblich giebt, und keinem anderen lebenden Wesen? Das scheint doch der Idee seiner Unsterblichkeit im höchsten Grade zu widersprechen. In einer Welt, wo Alles sterblich ist, nimmt er jene Benennung für sich allein in Anspruch und entzieht sie allem Uebrigen, als wenn Alles unsterblich wäre, ausgenommen er selbst.

Der Grund liegt aber darin, daß gerade das Umgekehrte wahr ist, und deshalb fühlt er allein das Bedürfniß, sich's stets in's Gedächtniß zurückzurufen, daß er in einem Sinne, nämlich seinem Körper nach, sterblich sei. Der Tod ist für ihn ein Unglück, ein Zufall; für die anderen Wesen ist er ganz ihre Bestimmung. Die Benennung Sterblich giebt er sich nur darum, weil im Grunde genommen Alles ihm sagt, daß er es nicht sei. Nur zu-fällig zum Wesen seines Seins kommt der Tod, ihn zu erfassen. Er sagt es sich, daß er sterblich sei, weil er das Bedürfniß hat, es sich zu sagen, obwohl die ganze Natur es ihm zuruft. Er erfindet Feierlichkeiten und ordnet äußere Ceremonien an, um sich daran zu erinnern, daß er Staub sei. Memento, homo, quia pulvis es, sagt er, et in pulverem reverteris. Ohne dieses würde er es vergessen, und würde sich endlich selbst mit seinem Körper unsterblich glauben. So sehr ist ihm die Idee von seiner Unsterblichkeit zur Natur und Gewohnheit geworden!

Weit entfernt also, daß die Idee der Unsterblichkeit uns von außen komme, daß sie sich in uns gebildet habe nach irgend einer äußeren Erscheinung, die uns hätte ein Trugbild geben können; ist es sogar gegen alle Wahrscheinlichkeit, daß sie unser Inneres trügerischer Weise für sich eingenommen habe. Alles sagt uns, daß wir sterblich sind; wir selbst sagen es uns, ja wir machen uns sogar eine Benennung dafür, die Jedem geläufig wird; und dennoch ist die Idee unserer Unsterblichkeit in uns, und wir können sie nicht verlieren. Be-

greift man den Ursprung und die Beständigkeit einer solchen Idee anders, als durch das innere Gefühl und durch die unmittelbare Wahrnehmung ihrer wirklichen Existenz?

Dieser Schluß gewinnt noch unendlich an Kraft und Gewicht, wenn man beachtet, daß die Idee von unserer Unsterblichkeit eine von jenen Ideen ist, die durch unseren natürlichen Trieb und durch die allgemeine Anwendung geheiligt und geweihet sind; ferner daß jedes menschliche Herz sich in diesem Punkte gleich bleibt; daß sie unter den gebildeten Nationen von den hervorragendsten Geistern laut und offen bekannt und sogar bei den wildesten Völkerschaften angewendet und ausgeübt wird; ja daß sie manchmal das einzige Merkmal ist, welches den Menschen von dem Thiere unterscheidet und auf seine entwürdigte Stirn noch das Zeichen seiner Abstammung hinschreibt.*)

In der Auseinandersetzung Ihrer Zweifel sagen Sie: „Der Mensch sucht in der Idee von seiner Unsterblichkeit Trostgründe für dieses Leben und Hoffnungen, die ihn vor dem Schrecken des Nichts bewahren. Aber der Verstand allein muß unser Führer sein."

Hierauf könnte ich Ihnen schon antworten, daß dieser Schrecken vor der Vernichtung und dieses große Bedürfniß nach Trostgründen, worin Sie die Ursache unserer Täuschung

*) Daher finden wir die Ehrfurcht vor den Gräbern so allgemein, und ihren Cultus zu allen Zeiten so beständig. Der Mißbrauch aber in dieser Hinsicht ist immer eine der vorzüglichsten Quellen der Abgötterei und des Aberglaubens gewesen. „Ein über den frühen Tod seines Sohnes tief trauernder Vater ließ sich ein Bildniß des Entrissenen machen, und fing nun an, denjenigen als Gott zu verehren, der ohnlängst als ein Mensch gestorben war. Dann stellte er unter seinen Dienern Feste und Opfer an, so daß mit der Zeit diese gottlose Sitte überhand nahm, der Irrthum wie ein Gesetz beobachtet wurde, und Tyrannen den Befehl gaben, geschnitzte Bilder zu verehren." (Buch der Weisheit 14, 15.) — Diese gottlose Sitte, die man, wie Cicero trefflich auseinandersetzt, nicht mit der wahren Religion verwechseln darf, ist eben ein triftiger Beweis für die Kraft unseres inneren Gefühls von unserer Unsterblichkeit; sie ist nur deren Abirrung und Mißbrauch. (De Nat. Deor. II. 28.)

finden, gerade der Beweis für unsere Unsterblichkeit sind. Später werde ich das weiter erörtern.

Ich könnte noch hinzufügen und sagen: diese Idee von Unsterblichkeit bietet dem Geiste nicht immer einen so trostreichen Anblick, daß man von Natur dahin neigte, dieselbe sich beizulegen. Für Manche ist sie erschrecklich, beunruhigend sogar für Alle. Es gäbe etwas Schauderhaftes in dem Gedanken: Ich weiß es nicht, was nach dem Tode folgen wird, wenn nicht die Religion den Gegenstand dieses Was? näher bezeichnete und seinen weiten Begriff ausfüllte. Weit gefehlt also, daß man sagen könnte, dies sei eine von jenen Ideen, die man sich nach seinem Sinne und zu seiner Bequemlichkeit macht!

Aber ich antworte noch directer auf Ihren Einwurf, indem ich Ihnen den Fehler zeige, den gerade die Grundlage hat, worauf er sich stützen soll; denn der Verstand, an den Sie sich wenden und auf den Sie sich berufen, muß die Frage stellen, wie man sich die Hoffnung auf etwas geben könne, wovon man keine Idee hat, und wie man, namentlich so allgemein, die Idee haben könne von einer Sache, wovon nichts in dieser vergänglichen Welt, in der wir uns befinden, uns die Idee zu geben vermag, wovon im Gegentheil Alles die Idee ausschließt?

Der Verstand wird also gezwungen, in Uebereinstimmung mit dem Gefühle aller Menschen den Schluß zu machen, daß diese Idee keine Täuschung ist, die uns von außen komme; daß sie uns angeboren und von Gott selbst gleichsam eingepflanzt ist; daß sie einzig und allein aus der wirklichen Existenz ihres Objectes die Ursache ihrer eigenen Existenz hernimmt, und daß sie ebenso viele Ansprüche auf Gewißheit hat, wie auch die Wahrheit unseres Seins und unseres Geisteslebens.

II. Ferner führt auch das Leben unseres Geistes uns nothwendiger Weise zur Idee seiner Unsterblichkeit, oder vielmehr diese beiden Wahrheiten sind nur eine einzige; so daß der,

welcher das Geistesleben der Seele zugegeben hat, zugleich auch ihre Unsterblichkeit zugiebt. Nichts ist leichter zu beweisen, als dieser Satz.

Was wir Tod nennen, ist keine Vernichtung. Wir haben in der Natur kein Beispiel von der Vernichtung eines Wesens; ja wir können uns aus der Natur nicht einmal eine Idee davon machen; der Verstand begreift sie nicht. Zur Vernichtung eines einzigen Atoms müßte man die ganze Allmacht zu Hülfe nehmen, die das Universum geschaffen, und müßte alle Gesetze der Natur wegwerfen, die eben diese Allmacht bei der Schöpfung festgestellt hat. Vernichten und Erschaffen sind zwei gleiche Acte; wir begreifen das Eine nicht mehr, als das Andere. Aus Nichts Etwas machen, oder Etwas wieder zu Nichts machen, ist ein und dasselbe Wunderwerk und von allen Wunderwerken das unbegreiflichste. Ich sage noch mehr: Die Vernichtung eines Wesens wäre ein noch größeres Wunder, als die Erschaffung der Welt, weil sie mehr gegen sich hat: einestheils nämlich die Geneigtheit des unbeschränkt vermögenden Gottes, zu erschaffen, anderentheils die Güte des unermeßlich freigebigen Gottes, zu erhalten. Es ist also nicht nöthig, ohne Grund das zuzugeben, was gegen alle Erfahrung wäre, gegen alle Naturgesetze, gegen allen Begriff des menschlichen Geistes, und ich sage sogar gegen die Idee, die wir von Gott haben.

Was wir also unter Tod verstehen, ist nicht Vernichtung, es ist Zer-legung, Auf-lösung, Ver-wesung, lauter Ausdrücke, die, wie man sieht, nur eine Scheidung von Theilen anzeigen. Dies ist's, was man unter Tod versteht.

Sagt man demnach, daß die Seele ohne Theile sei, so ist es dasselbe, als wenn man sagt, sie sei nicht dem Tode unterworfen.

Gerade dieses aber, daß die Seele ohne Theile sei, versteht alle Welt darunter, wenn man sagt, sie sei geistig und einfach, d. h. sie sei Seele.

Mit der Idee der Seele ist also von selbst schon die

Idee von Unsterblichkeit gegeben; und wenn man nicht behaupten will, wir seien ohne Seele, so muß man anerkennen, daß wir natürlicher Weise unsterblich sind.*)

Das ist es auch eben, was diese Idee von Unsterblichkeit so naturgemäß in uns macht; denn sie entspringt aus der Idee der Seele, und durch diese aus dem Gefühle unserer eigenen Existenz.

Das Bewußtsein von unserer Existenz haben wir nur durch das unmittelbare Wahrnehmen unserer Persönlichkeit, in der jene wesentlich ihren Grund findet und die wir unser Ich nennen. Dieses Ich können wir aber nur als ein einfaches Sein begreifen; woraus wir folgern, daß es unkörperlich ist. Das ist der höchste Ausdruck von der Untheilbarkeit und von der Einheit. Es wäre ein Widerspruch gegen die Idee und gegen das Gefühl, das wir davon haben, wenn wir sagten, daß unser Sein sich in mehrere Ich zerlegen könne. Die Sprache selbst verträgt nicht diese Mehrzahl, und es ist nothwendig, daß Ich bestehe, oder vollständig der Vernichtung anheimfalle. Wir haben aber gesehen, daß die Vernichtung eines Wesens ohne Beispiel ist; es ist darum nothwendig, daß die Persönlichkeit, womit ich existire, gemäß ihrer Natur und so wie sie ist, Bestand habe, d. h. untheilbar, unverweslich und folglich unsterblich sei.

Die Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seele entspringt also aus dem Gefühle unserer eigenen Existenz, wenn wir dasselbe wohl erwägen und mit dem Verstande darüber nachdenken. Beide Wahrheiten, die von der Unsterblichkeit und die von unserer Existenz, fallen in einer und derselben Wahr-

---

*) „Die gesunde Philosophie und die Offenbarung", sagt Leibnitz, „lehren übereinstimmend diese Wahrheit. In der That, die Seele ist eine Substanz. Keine Substanz kann aber ganz zu Grunde gehen ohne eine vollständige Vernichtung, was ein Wunder wäre. Da nun die Seele keine Theile hat, so könnte sie nicht einmal in mehrere Substanzen zerlegt werden; also ist die Seele natürlicher Weise unsterblich." (Systema theologicum.)

nehmung zusammen, und von dem Einen kann man kühn den Schluß machen auf das Andere, und sagen: Ich bin, — also bin ich unsterblich.*)

III. Was die Unsterblichkeit angeht, so kann es ebenso wenig eine Aehnlichkeit geben zwischen der Bestimmung meiner Seele, die der Sitz meines Ichs ist, und der meines Körpers, wie auch zwischen ihren Naturen. Aus diesem durchgreifenden Unterschiede zwischen der Natur und Thätigkeit der Seele und der Natur und Thätigkeit des Körpers leuchtet ein, daß ihre Verbindung, weit entfernt, eine Nothwendigkeit zu sein, vielmehr von allen Unbegreiflichkeiten die größte ist, und daß ihre Trennung sich weit besser begreifen läßt.

In der geheimnißvollen Gemeinschaft, womit die Seele an den Körper gebunden ist, empfängt sie mittelst der Organe des Körpers Eindrücke, und faßt diesen oder jenen Willen, der sie mit der Außenwelt in Verbindung setzt, oder vielmehr sie dieser Verbindung unterwürfig macht. Aber sie trägt in sich selbst ein Thätigkeitsprincip, welches um so deutlicher hervortritt, je mehr sie von ihren Organen zurücktritt. Sie hat ein durchaus geistiges und dem Körperlichen entrücktes Gebiet, wo sie thätig ist und sich um so freier bewegt, je mehr sie sich vom Körper loswindet und entfernt; daher denn auch die psychologische Erscheinung, die man gewöhnlich Geistesabwesenheit nennt. Man kann sagen, daß in diesem Zustande die Seele abwesend, getrennt vom Körper ist, oder doch wenigstens, daß sie sich vorbereitet zu vollständigerer Tren-

---

*) „Es giebt Wesen, die kurze Zeit dauern," sagt La Bruyère, „weil sie zusammengesetzt sind aus Dingen, die sich sehr entgegen sind und sich wechselseitig schaden. Es giebt auch wieder andere, die länger dauern, weil sie einfacher sind, aber sie gehen unter, weil sie immerhin Theile haben, in die sie zerlegt werden können. Das, was in mir denkt, muß lange Zeit währen, weil es ein reines Sein ist, frei von aller Mischung und Zusammensetzung; und es ist kein Grund, daß es untergehen müsse. Denn wer kann ein Wesen, was einfach ist und keine Theile hat, zerstören oder trennen? Die Seele ist's, die denkt; wie kann sie also aufhören, so zu sein, wie sie ist?" (Chap. XII.)

nung, die begreiflicher Weise später leicht eintreffen kann. Der Körper dagegen bedarf, um zu bestehen, durchaus der Gegenwart der Seele; an und für sich strebt er zum Untergange und zur Auflösung hin. „Die Seele ist's," sagt Cabanis treffend, „welche den Organen alle Bewegungen einflößt, die sie auszuführen die Bestimmung haben; sie ist das Wesen, welches die verschiedenen Elemente, die die Natur zu ihrer geordneten Zusammenstellung gebraucht hat, unter einander verbunden hält und dieselben wiederum der Auflösung preisgiebt, sobald sie sich ein- für allemal von ihnen trennt." Obwohl jedes Ding seine Natur zu erhalten sucht, so muß doch der Körper, sich selbst überlassen, sich auflösen; die Seele aber, sich selbst überlassen, findet sich weit vollständiger wieder, fühlt sich frei und setzt ihr Leben fort. In dieser Verbindung von Seele und Körper sind die beiden Naturen vereinigt unter umgekehrten Bedingungen: die Seele ist herabgedrückt, und die Materie ist gehoben. Darin liegt es auch, daß ihre Vereinigung ein Geheimniß ist; daß ferner ihre Trennung sich desto besser begreifen läßt, je mehr ihre verschiedenen Naturen dazu hinneigen; daß diese Trennung ganz zum Nachtheile des Körpers und durchaus zum Vortheile der Seele ist, und daß somit die Unsterblichkeit der Seele begreiflicher ist, als ihre Verbindung mit dem Körper, und zumal als ihre Vernichtung.

Wenn es hiermit anders stände, so würden alle unsere Begriffe über die Natur und über unser eigenes Sein von Grund aus über den Haufen geworfen. Denn, o wie unbegreiflich! während im Leben Alles uns sagt, daß unser Geist, — das, was in uns Erkennen und Wollen besitzt, — ein Princip sei, höher als der Körper, so würde es im Falle des Todes geschehen, daß dieses Princip nicht blos mit dem Körper dasselbe Geschick theilte, sondern daß es sogar noch tiefer hinabsänke und einen noch elenderen Ausgang nähme. Denn die Bestandtheile unseres Körpers werden nicht vernichtet, sie werden nur getrennt; ja sie werden einige Zeit hindurch nicht einmal getrennt, und der Tod scheint noch Achtung zu haben

vor seiner eigenen Beute. Während deß würde aber die Seele, unser Ich, unsere mit Erkenntniß und Freiheit begabte Persönlichkeit, plötzlich die Beute des Nichts, und so hätte umgekehrt der Leib das Vorrecht, die Seele zu überleben.

Der Selbstmord, dieser schreckliche Mißbrauch der Herrschaft der Seele über den Körper, ist er nicht selbst ein schlagender Beweis, daß ihre Bestimmungen sich beiderseitig scheiden? Kann die Macht, welche tödtet, dieselbe sein, die getödtet wird? Muß sie nicht nothwendiger Weise diese übertreffen und überleben? Kann der Act der Seele, der in diesem unheilvollen Augenblicke eine (in gewissem Sinne) große Heldenthat, oder vielmehr Gewaltthat ist, auch zu gleicher Zeit der Act ihrer Vernichtung sein? Der Wille tödtet den Körper; aber wer tödtet den Willen? Ich kann sehr wohl (abgesehen von der Moralität der Handlung) die Seele begreifen, die den Tod des Leibes beschließt und ausführt, um der Noth und dem Elende dieses Lebens in irgend einem Jenseits zu entkommen, weil ich in dieser That das Gesetz sehe, nach Heilung und Erhaltung zu streben, mag dasselbe nun gut oder schlecht verstanden und angewandt sein; weil ich ferner einen bestimmten Grund sehe, worauf sich Wille, Absicht und That des Selbstmörders stützen können. Aber da das Gesetz der Erhaltung, dieses dringendste und allgemeinste unter allen Gesetzen, welches selbst auch hier zuletzt die Triebfeder ist, der Annahme von einer gänzlichen Vernichtung widerspricht, so kann ich in der Annahme, als stürzten sich Seele und Leib zusammen in eine und dieselbe Vernichtung, die den ganzen Menschen auf einmal zu Grunde richte, nicht begreifen, wo sich der Stützpunkt dieser Thätigkeit der Seele finden sollte; ich kann nicht begreifen, wie die Willenskraft, die der Selbstmord erfordert, ihre Quelle habe in einem Sein, welches eben durch diese Kraft vernichtet würde; mit einem Worte, wie die Kraft der Seele die Seele selbst zerstören könne?

Ich weiß, man kann hiergegen einwenden, daß die Mei-

sten, welche die Greuelthat begehen, über ihr Leben zu verfügen, die Meinung haben, sie würden alsdann vollständig vernichtet sein. Die Antwort habe ich aber bereit: jene Meinung ist nur eine Täuschung ihres kranken Geistes, in der sie das Aufhören dieses traurigen Lebens verwechseln mit der Vernichtung des gesammten Lebens, und im Grunde durch das Gefühl selbst betrogen werden, welches sie antreibt, durch diesen Ausweg Befreiung und Ruhe zu suchen.

Die letztere Bemerkung ist vom h. Augustin mit einer seltenen Philosophie erörtert: „Vergebens werdet ihr mir," sagt dieser tief forschende Geist bei einer anderen Veranlassung, „die Absicht und die Meinung anführen, die der Selbstmörder bei seiner That gehabt hat. Denn wenn Jemand in der Meinung, daß er nach dem Tode nicht mehr sein werde, durch unerträgliche Leiden dahin getrieben wird, durchaus den Tod zu wünschen, und wenn er sich zum Tode entschließt und zu ihm seine Zuflucht nimmt, so hat er in seiner Meinung den Irrthum, daß er ganz aufhören werde, in seinem natürlichen Gefühle aber hat er das Verlangen nach Ruhe. Was aber Ruhe und Frieden hat, kann nicht Nichts sein, ja es hat sogar ein Sein in höherem Maße als das, was in Unruhe und Angst ist. Denn die Unruhe wechselt die Empfindungen, so daß die eine die andere erstickt; die Ruhe aber hat Beständigkeit, und das ist es hauptsächlich, was man unter Sein versteht. — Wenn man also den Willen hat, zu sterben, so geht das ganze Streben nicht dahin, daß man nicht sei, wenn man gestorben ist, sondern daß man in Ruhe sei. So liegt der Grund in dem Irrthum, daß der Selbstmörder meint, er werde nicht mehr sein; in seiner Natur aber hat er das Streben, ruhig und zufrieden zu sein, d. h. das Sein in höherem Maße zu besitzen."*)

So sehen wir also in Allem, was die Erscheinung des Selbstmordes Verschiedenes begleiten kann, selbst in dem Ge-

---

*) De libero arbitrio lib. III. cap. 8.

fühle des Selbstmörders, der sich zu vernichten gedenkt, die Fortdauer der Seele.*)

Aber noch andere Gründe, die weit höher stehen, und rein psychologisch, d. h. aus der Seele allein geschöpft sind, sollen uns den Beweis ihrer Unsterblichkeit vollenden.

---

*) Woraus man ferner noch den Unterschied der Seele vom Körper und ihre Fortdauer nach dem Tode des letzteren handgreiflich abnehmen kann, ist die Fülle des Geistes, die sich zuweilen bei Körpern zeigt, die in eine gänzliche Schwäche gefallen sind. Auch gehören dahin die außergewöhnlichen Lichtstrahlen, die der Geist vornehmlich im letzten Augenblicke des Todes noch leuchten läßt; daher sagen wir so oft: er ist ganz verständig geblieben bis zu seinem Ende. Der Körper ist schon mit der Zeit durch das Alter oder die Krankheit zerstört; die Seele aber ist nun ganz unversehrt und durchdringender als jemals zu den äußersten Grenzen des Lebens gelangt und schwebt, so zu sagen, noch nach dem Tode, — o schauerlicher Wiederschein! — auf Stirn und Lippen, die sie so eben verlassen hat. Man erzählt von Cuvier, daß sein hoher Geist bis zum letzten Augenblicke studirte, daß er den Tod schrittweise beobachtete und die letzten Schläge seiner Berechnung unterwarf; er sah sich sterben, eine Redensart, deren wir uns noch alle Tage bedienen. Aehnliches erzählt man von Wilhelm von Humboldt: „daß er den besten Beweis gegeben habe von der ruhigen und sinnigen Gewalt unseres Gedankens über die Schwachheiten unserer Natur, und daß er im Augenblicke des Todes den ganzen Einfluß bewiesen, den das Genie über ein langes, in Forschungen hingebrachtes Leben ausüben kann. Denn seit langer Zeit hatte er seinen Freunden mitgetheilt, daß er die Absicht habe, gleichsam als letztes Codicill eine kurzgefaßte Abhandlung über die Philosophie der Sprache zu schreiben. Aber in den letzten Tagen seines Lebens, durch die Krankheit dergestalt abgeschwächt, daß er weder Buch noch Feder mehr in der Hand halten konnte, über den Tisch geneigt und gekrümmt, wie er war, von der Last seiner Jahre: da schien er in seinem Innern sich zu sammeln und alle seine Fähigkeiten und Kräfte, die in besseren Tagen ein gleiches Geschick zu den Forschungen der Philosophie, wie zu den Geschäften eines Staatsmannes gezeigt hatten, noch einmal zusammenzunehmen. So hat er denn ein tiefdurchdachtes Werk dictirt über einen Gegenstand, der im Gebiete der Philosophie zu den schwierigsten gehört; ein Werk, welches nach seiner Veröffentlichung nicht verfehlen wird, der Welt ein edles Beispiel zu geben, nicht von einer Leidenschaft, die über den Tod Gewalt übt, sondern von einer obersten Herrscherin-Intelligenz, die aus dem Tode sich Kraft schöpft.“ (Wiseman, Discours sur les rapports entre la science et la révélation, tom. I. pag. 59.)

§. 2.

I. Alles in der Natur, was existirt, existirt vermöge eines Princips, das dem analog ist, wovon es sich ernährt. Das ist's, was man das Gesetz der Assimilation nennt. Dieser Satz kann mit Evidenz nachgewiesen werden. Wenn es das vornehmste Gesetz eines Wesens ist, sich zu erhalten, so kann die Natur es ihm an Erhaltungsmitteln, unter denen zu wählen sie selbst ihm einflößt, nicht fehlen lassen; und es ist klar, daß seine Existenz von der Natur der Substanz, die zu seiner Entwickelung und zu seinem Unterhalte verbraucht wird, etwas an sich haben muß.

Lassen Sie uns also sehen, welches die Substanz sei, von der die Seele Nahrung nimmt. Wonach strebt sie? was will sie bei allen Menschen umfassen?

Auf die Antwort braucht man sich nicht lange zu bedenken. Es ist nur Eins, wonach die Seele verlangt, — nur Eins, was sie mit Eifer, mit Lust und Liebe erstrebt. Dieses Eine, — es ist die Wahrheit.

Die Wahrheit unter allen Gestalten und in allen ihren Anwendungen; die Wahrheit in Natur, Geist und Menschenleben; die Wahrheit in den Wissenschaften und Künsten; das Wahre, das Gute, das Schöne: das ist es, womit die Seele innigst verwandt ist, wozu sie einen unwiderstehlichen Hang hat. Nur wenn sie damit sich beschäftigt, fühlt sie sich selbst, und ihre Ausbildung steht genau im Verhältnisse mit ihrer Annäherung zu diesen Quellen, an denen sie ihr Leben stärkt und erhöhet. Wie eine Flamme, die von dieser materiellen Erde hinweg leicht und behend emporflattert, strebt die Seele unaufhörlich gleichsam durch Alles hindurch, um wieder hinzugelangen zum Herde der Wahrheit, von dem sie ausgeflossen; wie der Planet um seine Sonne kreiset, so schwebt sie beständig um der Wahrheit Licht. Ihr väterliches Erbe, das sie wieder aufgefunden hat, scheint sie begierig wieder an sich zu nehmen; kaum hat sie es angetreten, so athmet

sie freudig auf in heimathlicher Luft. Nichts gleicht ihrer Freude und ihrem Stolze. Sie ist außer sich vor Entzücken; sie ist ein Archimedes, der durch die Straßen von Syrakus rennt und schreiet: Ich hab's gefunden! ist ein Pythagoras, der eine Hekatombe den Göttern opfert, als Dank für die Entdeckung des Quadrats der Hypotenuse; ist ein Galilei, der nicht nachläßt und dem Jahrhunderte, das sich gegen ihn auflehnt, zum Trotz, sein astronomisches System sich hinzeichnet, selbst noch auf den Mauern seines Gefängnisses, und bei dieser durch die Wahrheit belebten Figur ausruft: Aber dennoch drehest du dich! ist ein Sokrates, ein Regulus, ein Thraseas, ein Mathias Molé, die sich für die Wahrheit der Sitte, für die Pflicht zum Opfer brachten; ist der Künstler unter der Gestalt des Pygmalion, der von all' den Einflößungen der Wahrheit im Gebiete des Schönen dem Marmor das Herz erweicht. Die meisten Menschen können bei all' den Verirrungen ihres Geistes und Herzens es nicht über sich bringen, wissentlich im Irrthume zu verbleiben. Sie beschönigen den Irrthum vor sich selber und machen ihn zum System, d. h. sie machen sich ihn zur Wahrheit; sie haben aber dabei den Zweck, für sich selbst leichter eine Entschuldigung dafür zu finden, daß sie die Wahrheit selbst feindlich verfolgen; darum nennen sie dieselbe Irrthum.

Die Wahrheit, ja, sie ist das nährende Princip unserer Seele. „Diese Speise der Geister," wie Malebranche ausgezeichnet sagt, „ist so köstlich und giebt der Seele, wenn sie einmal davon gekostet hat, so großes Verlangen, daß, mag man auch bisweilen müde werden, sie zu suchen, man doch niemals müde wird, sie sich zu wünschen und ihr Aufsuchen wieder zu beginnen; denn sind wir nicht für sie geschaffen?"*)

Die Wahrheit aber ist unsterblich, sie besteht unwandelbar, sie ist gleichewig mit Gott, wie Orpheus sagt.

---

*) 3e Entretien.

Und man will, daß das, was sich an Unsterblichkeit weidet, sterblich sei? Man will, daß die Seele, die etwa nur einen Tag leben sollte, deren ganzes Thun und Lassen nur darin bestände, von dem einen Nichts zu dem anderen überzugehen, sich auf diesem kurzen Wege in das verliebe, was ewig ist? daß alle ihre Kräfte dazu angewendet würden, sie dem gleich zu machen, was gegen ihre Natur wäre; und daß der Gedanke des Menschen, zurückgezogen und versenkt in das Innerste seines Wesens, daselbst das Nichts antreffe und gerade in den Quellen des Lebens seinen Untergang und Tod finde! Nein, meine Vernunft empört sich gegen diesen Widerspruch, und ich rufe aus mit La Bruyère: „Ich begreife es nicht, daß eine Seele, die Gott mit der Idee seines unendlichen und allervollkommensten Wesens erfüllen wollte, jemals dürfe vernichtet werden."*)

Wenn noch die Seele sich blos mit denjenigen Wahrheiten beschäftigte, die für ihre kurzen Schicksale in diesem Leben und für die Wahrnehmung ihrer zeitlichen Interessen nothwendig wären! Aber Nichts von dem. Sie vernachlässigt dieselben und hängt tiefen Gedanken nach; sie ermüdet, ja sie tödtet den Leib bei ihrem unablässigen Suchen nach der Wahrheit; sie liebt die Wahrheit nur der Wahrheit wegen; und was sie auch von Wahrheit mag errungen haben, ihr Streben danach mehrt sich zu unermeßlicher Größe und ihre Fassungskraft wächst von ihren Entdeckungen. Dennoch ist es ihr nur vergönnt, hier auf Erden einen Vorgeschmack von dem vollen Besitze der Wahrheit zu haben. Was werden Sie denken von folgenden staunenswerthen Worten des sterbenden Newton? „Ich weiß nicht, was die Welt von meinen Arbeiten sagen wird; mir aber scheint es, daß ich nichts Anderes gewesen bin, als ein Kind, welches an der Küste des Meeres spielt und bald einen Kiesel, der etwas glatter ist, bald eine Muschelschale, die etwas mehr glänzt, findet, während doch

*) Chap. 16.

der große Ocean der Wahrheit sich noch unerforschlich vor mir ausdehnte."*)

Diese Seele, die groß genug war, um eine solche Idee von der Wahrheit zu fassen, um einen solchen Durst nach ihrem Besitze zu empfinden, und der es beschieden war, über jenen großen Ocean hinzublicken, — wahrhaftig, sie ist nicht am Gestade stehen geblieben! Seit dem Augenblicke, wo sie sich ihrer selbst bewußt wurde, ist auch ihr Sinnen und Trachten auf ihn gerichtet gewesen, unaufhörlich dahin. Sie war also bestimmt, dort, wie in ihrem Elemente, zu leben; und der Augenblick des Todes war nur der ihrer großen Abfahrt!

Der Schluß ergiebt sich uns also mit Sicherheit: Die Seele lebt und athmet in einem unsterblichen Elemente; also stirbt sie nicht.

II. Ein zweites Gesetz, ebenso unabänderlich, wie das, wovon wir so eben die Anwendung gemacht haben, ist dieses: daß alle Wesen sich um so mehr vervollkommnen, je mehr sie ihrer Natur folgen. Man könnte es das Gesetz der Vervollkommnung nennen. Es reicht schon hin, dieses Gesetz zu erklären, um seine Richtigkeit darzuthun. Ein Wesen kann sich ebenso wenig die Entwickelung seines Lebens geben, wie sein Leben selbst; nur von der Natur kann es beides hernehmen. Wenn nun ein Wesen augenscheinlich durch was immer für ein Mittel sich entwickelt, so kann man behaupten, daß dieses Mittel in seiner Natur enthalten, wahrhaft thätig ist, und folglich auch existiren muß. Die Existenz dieses Mittels giebt sich kund auf zweifache Weise: einmal durch die Entwickelung des Wesens, wenn seine Thätigkeit bei ihm in Anwendung kommt, und zweitens durch den Untergang des Wesens, wenn dasselbe jenes Mittels beraubt wird. Das ist ausgemacht und evident, wie ein Axiom.

Nun schöpft aber die Menschheit anerkanntermaßen aus

*) Correspondance de Newton.

der Anwendung des Grundsatzes von der Unsterblichkeit der Seele das kräftigste Hebungsmittel zur Vervollkommnung. Wer könnte dies in Zweifel ziehen? Wenn es auf Erden irgend einen Zaum giebt, uns zu bändigen, irgend eine Triebfeder zu Seelengröße und Tugend, so ist das in Folge dieser Ueberzeugung. Unterdrückt sie, wenn es möglich ist, und setzet an ihre Stelle die andere Ueberzeugung, daß unser ganzes Sein an den Pforten unserer Grabstätte zerschellen werde, und daß unser gegenwärtiges Leben unser Alles sei, die einzige Stätte unserer Seligkeit, das einzige Ziel unserer Verantwortlichkeit: — und bald wird jede Ordnung verloren gehen, jede Verwirrung herrschen; das Gewissen wird nur noch ein lästiger Lügner seyn, von dem Jeder sogleich bemüht ist sich zu befreien; Wahrheit, Pflicht, Gerechtigkeit! o, sie sind ebensoviele Fesseln und Ketten, die jedesmal der Gescheidteste auch am schnellsten abschüttelt. Alles Streben und alles Hoffen wird sich an den Besitz zeitlicher Güter heften; zu ihrem Genusse hinzueilen wird oberstes Gesetz; der Geist wird in der Sorge, sie sich zu verschaffen, ganz vertieft sein; alle Kräfte wird man anstrengen, sie zu erhaschen; die intellectuelle und moralische Welt wird in dem Interesse des Fleisches und der Sinnlichkeit versunken sein, ja selbst dieses Interesse wird zu Grunde gehen durch seine Uebertreibung; und mitten in der majestätischen und prachtvollen Ordnung des Universums wird die Menschheit, die doch deren Mittelpunkt ist, das Schauspiel der Umwälzung und chaotischen Verwirrung geben, und wird rückwärts schreiten bis an den Rand der Vernichtung.

Nun lassen Sie wieder den Gedanken walten, daß unser Leben nur eine kurze Prüfungszeit ist, und daß der Gegenstand unserer Seligkeit darüber hinaus im Jenseits liegt; daß alle Güter und Uebel nur einstweilig sind, und daß sie nicht so sehr den Charakter von Gütern und Uebeln haben, als vielmehr verschiedene Mittel sind, um die wahren Güter und die wahren Uebel eines anderen Lebens zu erlangen oder zu vermeiden: — alsdann werden Sie sehen, wie Entsagung und

Geduld den Armen und Schwachen emporheben, wie Mäßigung und Enthaltsamkeit dem Starken und Reichen das Herz erweitern; Jeder wird sich bestreben, seine Stellung so sehr als möglich im moralischen Sinne aufzufassen; er wird auf ein ewiges Verdienst Bedacht nehmen und dahin arbeiten, daß er jenen Theil seines Wesens zur weiteren Entwickelung bringe, welcher den Tod überleben soll, nämlich seine Erkenntniß und seinen Willen; die Pflicht wird zum Gesetz; die Verachtung der Güter einer Welt, die man verlassen wird, und der Durst nach den Gütern einer anderen Welt, wohin man sich für immer begiebt, werden alle Seelen erfüllen; und weil im Gegensatze zu den irdischen Gütern die moralischen Güter unerschöpflich sind und dahin zielen, Alle, die sie suchen und besitzen, zu vereinigen, so werden Friede und Liebe auf die Erde herabsteigen, und durch sie wird die Menschheit sich zu einer Vollkommenheit erheben, die keine Grenzen kennt.

Diese beiden Bilder, wie ich sie hier entworfen habe, sind niemals in so musterhafter Vollendung auf Erden dagewesen. Die Menschheit war weder jemals so verderbt, noch jemals so vollkommen, weil niemals eine Zeit war, wo der Glaube an ein anderes Leben überall und von Allen ist verworfen oder bekannt worden. Aber alle Bewegungen im Gebiete der Moral, die in der Welt vorgekommen sind, haben zu der Stufe der Erhöhung oder Erniedrigung dieses Glaubens in den Herzen der Menschen in geradem Verhältnisse gestanden. Das ist gewiß.

Und man will noch sagen, daß dieser Grundsatz von der Unsterblichkeit der Seele, durch den die Menschheit sich zu Achtung und Größe emporgeschwungen hat, ohne den sie sich herabwürdigt und zerfällt, nicht in ihrer Natur liege? daß das eine Ironie, eine Lüge sei?

Aber, wie unbegreiflich! Diese Lüge wäre zu mehr Geltung gekommen, als die Wahrheit; das Geschöpf, das sie erfunden hätte, hätte selbst sich besser begriffen, als der Schöpfer; das Nichts hätte sich Sein und Leben gegeben! Der Mensch,

der in der physischen Ordnung der Dinge nicht einmal ein Haar breit seinem Wuchse zusetzen kann, hätte sich in moralischer Beziehung die Größe eines Riesen gegeben! und, entrinnend dem Gesetze, welches ihn verdammte, immer Staub und nur Staub zu kennen, hätte er sich Schwingen gegeben und im hohen Fluge selbst den Himmel berührt! — Gar zu schön! —

Die Vernunft schließt umgekehrt; sie sagt: die Menschheit nimmt ihre Entwickelung und Ausbildung aus der Anhänglichkeit an den Grundsatz von der Unsterblichkeit der Seele. Diese Unsterblichkeit, das Lebensprincip der Menschheit, ist also ein Factum, das sicher und gewiß ist: denn es offenbart sich durch seine Erfolge und durch das Zusammenwirken all' unserer Fähigkeiten, es gleichsam als den Hebel ihrer Veredelung und ihres Wachsthums zu erfassen.

III. Ein drittes Gesetz verbürgt uns ebenfalls diese Wahrheit.

Alles in der Natur hat einen Zweck. Jedes Wesen ist eingerichtet im Hinblicke auf irgend eine Bestimmung. Man müßte die gesammte Natur, sowohl im Ganzen, als auch im Einzelnen leugnen, wollte man nicht überall und stets die Züge dieses Gesetzes lesen. Dasselbe ist so genau und deutlich, daß man meistens aus der Einrichtung die Bestimmung entdecken kann, und aus der Bestimmung wieder auf die Einrichtung zurückgewiesen wird. Wenn auch der Gang dieses Gesetzes noch nicht in Allem und Jedem begriffen ist, so liegt das nicht daran, daß die Natur sich nicht treu bliebe, sondern an der mangelhaften Fassungskraft des Menschen. Setzen wir den Fall, der Mensch habe von der Einrichtung irgend eines Wesens hinreichende Kenntniß, so giebt es über dessen Bestimmung nur zwei Annahmen, zu deren einer er sich entschließen muß: entweder ist seine Bestimmung ewig, oder sie ist es nicht. Wenn nun die eine dieser beiden Annahmen gegen die Einrichtung des Wesens streitet, während die andere mit dieser Einrichtung vollkommen übereinstimmt, dann kann für ihn kein

Zweifel mehr sein über die Folgerichtigkeit, mit welcher sich diese zweite Annahme als wahr erweiset; denn aus einem doppelten Grunde ist sie ihm verbürgt, sowohl durch die Vergleichung mit dem ersten bereits bekannten Gliede des Verhältnisses, als auch durch die Ausschließung jener anderen Annahme, die die einzige ist, welche ihr die Gewißheit abstreiten könnte.

Diese Regel wollen wir auf unseren Gegenstand anwenden.

Die Bestimmung des Menschen — ist das Unbekannte, mathematisch gesprochen. Nur folgende zwei Annahmen sind möglich: Entweder ist diese Bestimmung der Tod des ganzen Menschen mit dem Körper; oder sie ist die Fortdauer der Seele und ihre Berufung zu einem anderen Leben. — Fragen wir nun unsere moralische Einrichtung, die das erste Glied des Verhältnisses, eine bekannte Größe ist, und sehen wir, was sie uns zur Antwort giebt. Diese Einrichtung haben wir aus Erfahrung an den Thätigkeiten und Zuständen der Seele kennen gelernt; sie fußet auf Thatsachen, welche wir in uns tragen, und welche die Geschichte, ja gleichsam das Gewebe unseres Lebens bilden.

Der erste durchgängig vorherrschende Zug dieser Einrichtung ist ein ungeheurer Ekel, eine tiefe Unbehaglichkeit, eine unerbittliche, entsetzliche Langeweile. Das ist's, was unter der Oberfläche des menschlichen Lebens überall zu finden ist, — und wohlgemerkt! ein Ekel, eine Unbehaglichkeit, eine Langeweile, die um so größer werden, je mehr der Mensch mit den Gütern dieser Welt überhäuft ist. Wäre er einzig und allein dafür da, was er hier auf Erden ist, wäre das seine ausschließliche Bestimmung, warum sollten dann seine Wünsche sich nicht auf diese Bestimmung beschränken? warum sollten sie nicht dabei stehen bleiben? Was sage ich? — warum sollten sie nicht desto mehr befriedigt sein, in je höherem Maße sie die Güter dieser Welt erreicht hätten? Aber nein! es ist gerade umgekehrt! Zeigen Sie mir den Menschen, der, dem trügerischen Scheine dieser Welt gemäß, der glücklichste ist, und ich werde Ihnen einen zeigen, der der unglücklichste ist; denn es ist ebenderselbe! Er

wird besser, als irgend ein Anderer, uns den Schrei vernehmen lassen, den die Menschen von einem Geschlecht zum anderen sich zurufen: Alles ist nur Eitelkeit! Es giebt in diesem Leben nur Anfänge und schwache Versuche von Glück. Mag auch der Mensch sich ein Loos wählen, welches seinem Geschmacke und seiner Neigung am meisten entspricht, mag ihm die Erfüllung seiner klügsten Wünsche zu Theil werden, — von diesem unheilvollen Augenblicke an ist es um sein Glück geschehen; indem er die letzte Hand daran legt, stürzt er es in Trümmer. Mag er einmal, zweimal, hundertmal enttäuscht, dennoch den Versuch wieder beginnen, mag ihm ein allmächtiges Genie, ein unfehlbarer Talisman zu Gebote stehen, um ihn nach und nach durch alle Sphären des menschlichen Lebens hindurchgehen zu lassen, überall wird das Glück vor seinen Wünschen fliehen, und sein letzter Seufzer wird sein: Ich habe mich getäuscht!*)

Diese unbegreifliche Erscheinung läßt sich nur bei dem Menschen wahrnehmen. Um ihn her giebt es kein einziges Wesen, welches nicht zufrieden wäre, wenn seinen Bedürfnissen in diesem Leben, so viel als nöthig ist, Genüge geschieht. Er allein, der doch allem Anscheine nach den meisten Genuß haben müßte, weil sein Genie über die ganze Natur verfügen kann, Er allein wünscht dennoch, Er allein seufzt, Er allein härmt sich mit Klagen mitten in allgemeiner Wonne und Lust. Soll man ihn nicht ein Wesen nennen, welches seinem Elemente entzogen ist und sich danach zurücksehnt? Seine Natur und die Welt stehen nicht im Gleichgewicht; unendlich weit schreitet er

*) Daher kommt, um es hier beiläufig zu sagen, der Drang der Menschen zu solchen Dingen, die etwas Großes und Unendliches an sich haben, ja selbst zu denen, die dunkel und geheimnißvoll sind. Das hat nicht darin seinen Grund, daß sie die Finsterniß lieben, sondern daß sie hoffen, in der Finsterniß das erwünschte Gut zu finden; am lichten Tage freilich erkennen sie dann, daß es sich dort unten nicht findet. Darin liegt die Quelle des Erhabenen. Der Seele scheint sich plötzlich eine unverhoffte Aussicht zu öffnen, und sie glaubt, eine Ausflucht zu entdecken, um endlich der Täuschung zu entrinnen.

über dieselbe hinaus; er strebt weiter, und seine Wünsche und launenhaften Einfälle nehmen einen Lauf, der durch nichts hier auf Erden kann aufgehalten werden, ja sie treten allenthalben aus dem Gesichtskreise dieses Lebens.

Das ist der Hauptzug in der moralischen Einrichtung des Menschen und, so zu sagen, sein Grundstoff. Es ist ein Factum, bestimmt, allgemein, beharrlich; es ist dem Menschengeschlechte selbst zum Sprichwort geworden, und jeder Mund sagt es früh oder spät mit Schmerz: Es giebt kein Glück hienieden!

Wie aber diese Erscheinung erklären? —

Das Gesetz, welches wir aufstellten, daß die Einrichtung eines jeden Wesens in Beziehung steht zu seinem Zwecke, — ein Gesetz, welches das Zeugniß des ganzen Universums für sich hat, — führt uns gerades Weges zu folgendem Schlusse: Da der Zweck des Menschen das Glück ist, das Glück aber nicht hier auf Erden ist, so muß dieses Glück nothwendig jenseits dieses Lebens sein; da ferner die Unsterblichkeit der Seele und ihre Berufung zu einer Welt der Gedanken und Empfindungen mehr mit ihrer Natur übereinstimmen, so können sie allein das Geheimniß ihrer Einrichtung erklären und aufhellen.

Dies ist so gewiß, daß, wenn wir die Probe darauf machen und dieser Seele die Aussicht auf Unsterblichkeit eröffnen, wenn wir ihr diese Ueberzeugung und diesen Glauben geben, sofort alle ängstlichen Schwingungen ihres Wesens aufhören. Ein Friede, ein Wohlbehagen, ein richtiger Stand der Dinge in unserem Innern, der sich sogar mitten in unseren Leiden und selbst im Tode bewährt, — sie werden uns laut bezeugen, daß wir das Geheimniß der Natur des Menschen und, so zu sagen, den Schlußstein des Gewölbes gefunden haben, der seinem intellectuellen Kunstbau die Vollendung giebt.

Einen Einwurf aber könnte man daraus hernehmen, daß das menschliche Herz sich für dieses Leben Trostgründe zu machen suche und daß es sich gern Hoffnungen vorspiegele, die es gegen den Schrecken der Vernichtung in Schutz nehmen.

Aber dieser Einwurf wird obigen Schluß eher kräftigen, als schwächen. Denn daß man der Tröstung bedürftig ist und vor dem Nichts einen unwillkührlichen Schrecken hat, ist eben die Folge und nicht der Grund des Gefühls von unserer Unsterblichkeit. Nur dadurch, daß wir unsterblich sind, sind wir untröstlich; nur darum haben wir Schrecken vor dem Nichts, weil dasselbe für uns widernatürlich ist. Wünschen Sie zum Schluß noch ein vollgültiges Zeugniß über die Richtigkeit unserer Beweisführung?

Ich führe Ihnen hier einen Menschen vor, der an nichts glaubte, der wenigstens Partei ergriffen hatte gegen jeden Glauben. Für ihn gab es durchaus keine Vorsehung und vor Allem nichts von Unsterblichkeit. Weit entfernt, sich Hoffnungen zu machen, suchte er mit Vergnügen die Verzweiflung. Ich meine den Herrn de Senancour, den Verfasser des Obermann. Nun, Sie müssen sich wundern, daß er es nicht hindern kann, daß das Gefühl seiner Unsterblichkeit aus dem Innersten seines Wesens hervorbricht und in einem herzzerreißenden Schrei laut wird, ja wie er die Ketten des Systems, unter denen man jenes Gefühl ersticken will, zerbricht und weit von sich wegschleudert.

„Meine Lage ist süß und angenehm, und ich führe ein trauriges Leben. Ich bin hier frei, ruhig, gesund und wohl, ohne Mühe, gleichgültig über die Zukunft, von der ich nichts erwarte, und unbekümmert über die Vergangenheit, die ich nicht genossen habe; aber es giebt in mir eine Unruhe, die mich nicht verlassen will; ich fühle in mir ein Bedürfniß, das ich nicht kenne, das ich nicht begreife, das mich beherrscht, mich verzehrt, und mich forttreibt in's Jenseits der vergänglichen Dinge. O, Sie täuschen sich, und ich selbst hatte mich getäuscht; es ist nicht das Bedürfniß, zu lieben. Es liegt eine große Kluft zwischen der Leere meines Herzens und der Liebe, nach der es so sehr gestrebt hat; aber es giebt etwas Unendliches zwischen dem, was ich bin, und dem, was zu sein ich Bedürfniß fühle. Die Liebe ist unermeßlich,

unendlich ist sie nicht. Ich will nicht genießen; ich will hoffen, ich sehne mich zu wissen! Ich bedarf Träumereien ohne Schranken, — Täuschungen, die sich weithin erstrecken und mich immerfort betrügen. Was liegt mir an dem, was aufhören kann? Die Stunde, die nach sechzig Jahren anbrechen wird, ist mir ganz nahe. Ich mag es nicht, was von weitem sich aufmacht, näher kommt, anlangt und nicht mehr ist. Ich will ein Gut, einen Traum, eine Hoffnung endlich, die mir immer zugegen ist, die selbst meine Erwartung übertrifft und größer ist, als Alles, was mir begegnet; mein Wunsch ist, ganz Erkenntniß zu sein. Zu meinem eigenen Erstaunen finde ich, daß meine Idee mehr umfaßt, als mein Sein, und wenn ich bedenke, wie mein Leben in meinen eigenen Augen lächerlich ist, so verliere ich mich in undurchdringlicher Finsterniß. Glücklicher wahrlich ist der Holzhacker, der sein Weihwasser nimmt, wenn der Donner rollt! er singt noch bei seiner Arbeit. Ich werde seinen Frieden nicht kennen, und muß doch dieselbe Straße gehen, wie er."*)

Welche Ueberzeugung von Unsterblichkeit liegt in diesen Worten, die dem Munde eines Ungläubigen entschlüpft sind! Wie es doch gut steht um unsere Natur, und wie sie sich auflehnt und sich rächt, wenn man ihr widersprechen und ihre Stimme ersticken will! — ähnlich dem hebräischen Riesen, der die Thore seines Gefängnisses mit sich forttrug auf das Gebirge.**)

---

*) Obermann, p. 83. édition de Charpentier.

**) „Dieses Bedürfniß, die Resultate zu suchen, wenn ich gerade sehe, daß sie gegeben sind," sagt derselbe an einem anderen Orte, „diesen unwillkührlichen Trieb, der sich dagegen sträubt, daß wir vergebens sein sollten, — glauben Sie, ich könnte ihn überwinden? Sehen Sie nicht, daß er in mir wohnt, daß er stärker ist, als mein Wille, daß er entweder mich unglücklich machen, oder daß ich ihm gehorchen muß? Sehen Sie nicht, daß meine jetzige Stellung nicht die richtige ist? Ich weise von mir Alles was kommt, und mit Eile stürze ich mich hin zum Endpunkte meines Kummers, ohne nach ihm weiter etwas zu wünschen." (pag. 233.)

Wie kläglich ist diese letzte Bemerkung! So ist das ganze Werk ein

An diesen ersten Zug unserer moralischen Einrichtung schließt sich ein zweiter an und giebt dem Beweise von unserer Unsterblichkeit noch mehr Stärke. Er besteht darin, daß der Mensch Allem, was ihn umgiebt und angeht, die Idee des Unendlichen mittheilt. „Eine ungewöhnliche Sorge hat den Menschen eingenommen, sein Dasein zu verlängern," sagt Montaigne; „in allen Stücken hat er Vorsicht gebraucht. Für die Erhaltung des Körpers sind die Grabmäler, für die Erhaltung des Namens der Ruhm; Alles, was er geeignet hielt, hat er, ungeduldig über sein Schicksal, angewendet, um sich wieder aufzubauen und mittelst seiner Erfindungen sich zu stützen."*) Mit jedem Augenblicke gleiten ihm die Güter dieser Welt aus den Händen; schadet aber nichts! immer heftet er daran einen Blick, als seien sie unsterblich. Aehnlich jenem Könige in der Fabel, der Alles in Gold verwandelt, begabt er Alles, was er sieht, mit Unsterblichkeit. Alle Gegenstände seiner Neigung sind damit bekleidet. Man sollte sagen, er hebe sie zu seiner eigenen Höhe empor, er wolle sie nach seiner Auffassung, nach seinem Schnitt, nach seinem Bedürfnisse sich zurechtzumachen. Da giebt es eine ewige Liebe, unaufhörliche Schmerzen, unsterblichen Ruhm u. s. w. Er benimmt sich durchaus so, als wenn er niemals sterben sollte, und als wenn nichts um ihn her ihn verlassen dürfte. In dieser Beziehung verrathen alle unsere Handlungen einen Sinn, der mit der Erfahrung durchaus nicht stimmt. Und die Moralisten hören nicht auf, über die Verkehrtheit unseres Geschlechtes zu spotten; es nützt nichts, wir sind unverbesserlich. Der Tod ist unseren Plänen nur ein leichtes Hinderniß, und niemals nehmen wir ihn bei unseren Berechnungen in Anschlag, nicht, weil wir ihn nicht sähen, sondern weil wir mit unseren

jammervolles Chaos von Widersprüchen, wo die Natur unter den Ketten eines systematischen Skepticismus seufzt und das eine über das andere Mal gegen diese Fesseln anschlägt, wie ein eingekerkerter Adler, der so gern sich emporschwingen möchte.

*) Essais, liv. II. chap. 12.

Gedanken stets darüber hinweggehen und ihn so wenig beachten wie ein Wölkchen am Horizont; stets gleitet er ab an unserem Geiste. Ja noch mehr! wir bauen auf ihn, und unsere Einfälle, unsere Hoffnungen, unsere Anschläge entflammen uns um so mehr, je gewisser es uns ist, daß ihre Verwirklichung sich über das Grab hinaus erstreckt. Unser ganzes Leben bringen wir damit hin, daß wir uns seines Genusses berauben bis zu einem Zeitpunkte, wo wir dasselbe nicht mehr genießen werden, und diese Vorspiegelung ziehen wir der Wirklichkeit vor; wir sterben, um jene zu erlangen.

Wer sieht nicht in diesem natürlichen Triebe des Menschengeschlechts, mitten durch alle Täuschungen hindurch, wovon er die Quelle ist, die deutliche Offenbarung unserer Unsterblichkeit? Die Macht dieses Gefühls muß doch wohl sehr groß sein, wenn es sich bei allen Menschen so gleichmäßig geltend macht! Diejenigen, welche an eine wirkliche Unsterblichkeit in einem anderen Leben glauben, finden in diesem Glauben eine natürliche und überschwängliche Erweiterung ihres Seins, die sie mit der Wahrheit alles dessen, was sie umgiebt, in Harmonie setzt; sie haben ein gesundes Urtheil und eine richtige Ansicht über alle Dinge dieser Welt, und indem sie über nichts sich Täuschungen machen, geben sie Allem seinen wahren Werth. Dagegen sind jene, die diesen natürlichen Weg der Unsterblichkeit sich verschließen, von der Natur dazu verdammt, sich hier auf Erden einen künstlichen zu bahnen, und zwar dadurch, daß sie alle von der Natur vorgezeichneten Verhältnisse ihres Seins in ihren wahren Beziehungen zu den Dingen dieser Welt verdrehen und ihr ganzes Leben hindurch sich mit Grillen und Träumereien abspeisen lassen. In ihrem Wandel jedoch benehmen sich alle Menschen ohne Ausnahme als unsterbliche Wesen, und der ganze Unterschied besteht nur in der Verlegung des Sitzes ihrer Unsterblichkeit.

Der Mensch ist einmal so. Man müßte seine Natur leugnen und seine Einrichtung zerstören, wollte man die Wahrheit, daß die Unsterblichkeit der erste Trieb seines Wesens ist, aus-

löschen. Ohne sie ist Alles in ihm unerklärlich. Was muß man aber daraus schließen? Doch gewiß, daß wir auch unsterblich sind; weil Gott, der Schöpfer Aller, unsere Natur nicht konnte mit Lügen täuschen dadurch, daß er einen Trieb in sie gepflanzt hätte, der unvertilgbar und zugleich trügerisch wäre.

IV. Endlich ist noch ein viertes Gesetz in unserem moralischen Sein, aus dem diese Wahrheit noch schlagender hervorgeht: nämlich das Gewissen.

Das Gewissen ist ein Factum unserer moralischen Einrichtung, das sich nicht beseitigen läßt; man kann es, ohne ein Narr zu sein, nicht wegleugnen. Nun wohl, ich sage: man muß es entweder leugnen, oder an die Unsterblichkeit der Seele glauben; und ich beweise es.

Was ist das Gewissen? Es ist das Gefühl, das jeder Mensch in seinem eigenen Innern trägt von Gut und von Böse, von Gerecht und von Ungerecht, von Verdienst und von Verschuldung, — ein Ausdruck der höchsten, überall geltenden Gerechtigkeit, durch die alle menschlichen Gesellschaften bestehen und leben; es ist das durch eigene Anschauung gewonnene Wissen unserer Beziehungen zu einem natürlichen, unverjährbaren Gesetze, dem wir unserer Ueberzeugung gemäß früh oder spät über den Gebrauch, den wir von unserer Freiheit gemacht haben, Rechenschaft geben müssen. Alle menschlichen Gesetze und alle menschlichen Rechte fließen aus diesem natürlichen Gesetze, aus dieser verborgenen Gerechtigkeit, wovon das Gewissen die Stimme ist; dort schöpfen sie Beglaubigung und Bestätigung, die sie nöthig haben, um sich Achtung zu verschaffen.

Nun fragt es sich: hat diese ursprüngliche Gerechtigkeit, das Muster und die Bestätigung aller irdischen Rechte, selbst Bestätigung nöthig? Freilich; denn ohne diese würde sie selbst nicht die Existenz haben, die sie den anderen mittheilt. Zu der Idee von Gerechtigkeit und Gesetz kommt man nur durch die Idee von Befehl und Verbot, und zu der Idee von Befehl und Verbot nur durch die Idee von Gewalt und Auctorität.

Eine Gerechtigkeit, die man willkührlich verletzen kann, existirt nicht. Sie ist ein Hirngespinnst; und es ist ungereimt, wie wir schon bemerkt haben, zu sagen, daß wir nach einem eingebildeten Dinge alle unsere wirklichen bemessen sollten. Weil es nun aber eine ursprüngliche Gerechtigkeit giebt, so ist es nothwendig, daß sie sich irgendwo vollstreckt, daß sie uns irgendwo vor ihren Richterstuhl fordert und dort sich selbst eine vollständige und unfehlbare Genugthuung verschafft, wie ihr Wesen sie verlangt.

Wird ihr aber diese Genugthuung schon in dieser Welt gegeben? Nein! das weiß Jeder.

Denn erstlich sind es nicht die menschlichen Gesetze und Rechte, die ihr Genugthuung verschaffen. Diese berühren ja nur einen schwachen Theil unserer wesentlichen Zustände und Thätigkeiten; fast die ganze Summe unserer Handlungen gehört nicht in ihren Bereich oder entgeht ihnen. Noch mehr! Die menschliche Gerechtigkeit thut weiter nichts, als bestrafen, sie belohnt nicht; sie hat, wie Charron sagt, nur einen Arm. Endlich ist sie nur eine künstliche Gerechtigkeit, eine Bleiwaage, die allen Launen und Kunstgriffen der Menschen sich unterwirft, Alles mit sich machen läßt, ja sogar oft an der wahren Gerechtigkeit eine schreiendere Rechtsverletzung begeht, als alle Uebertretungen sind, die sie zu unterdrücken sich anheischig macht. „Ich sah unter der Sonne an der Stätte des Gerichtes Gottlosigkeit und an der Stätte der Gerechtigkeit Unrecht.“ (Eccles. 3, 16.) Daher kommt die Verkehrtheit, welche die menschlichen Gesellschaften verunstaltet, wo man sieht, wie das Unglück oft an die Schritte der Tugend sich heftet, und wie das Wohlergehen dem Laster entgegenlacht. Wer ist, der das Gleichgewicht wiederherstellen und die höchste Gerechtigkeit rächen kann, die unaufhörlich gegen Unordnung schreiet und wegen der falschen Sicherheit, in die wir Alle uns eingewiegt haben, Klage führt? Soll man darauf antworten, daß die Achtung in der öffentlichen Meinung dem Gerechten Trost bereiten, und die Schande den Verkehrten erdrücken werde? Bis zu einem gewissen Punkte

ist das wahr; aber wie viele Laster unter schöner Larve giebt es nicht, die der Oeffentlichkeit entgehen! wie viele verschleierte Tugenden, die nicht an das Tageslicht kommen können, oder die gerade dann ihren Preis verlieren würden, wollten sie ihn fordern! Ferner wie viele grausame Schmähreden führt nicht die öffentliche Meinung, und wie viele fügt sie nicht hinzu zu der Ungerechtigkeit und Härte des Schicksals, wenn sie in ihrer Thorheit über den Tugendhaften herfällt! Will man endlich noch sagen, daß nach allem dem die Achtung oder Verachtung seiner selbst, der Friede des Herzens oder sein Vorwurf Alles wieder gutmachen werden? Ach, der Vorwurf, der Gewissensbiß! — aber je mehr man ihn verdient, desto mehr erstickt man ihn, und am Ende wird das Laster das Gewissen tödten und eine schauderhafte Ruhe finden. Der Friede des Herzens! — ja, woher kommt es, daß Niemand sich damit begnügt? woher kommt es, daß der, welcher ihn genießt, dennoch weint, duldet, für unglücklich gehalten wird? Der Friede des Herzens ist eine Schutzmauer gegen die Verzweiflung, aber ihre Ursachen unterdrückt er nicht. Er ist gleichsam der Ballast der Tugend, der sie blos nicht untergehen läßt; er ist aber nicht ihre volle Vergeltung. Und wie wäre das möglich? Wird der Gerechte in den Tod gehen, ohne gerächt zu sein; der Schuldbare, ohne gestraft zu sein; beide, ohne wenigstens gekannt zu sein? und wird die Ungerechtigkeit, zum Hohn über Beider Geschick, noch nach ihnen auf die Nachkommen sich fortpflanzen und auf den Stein ihres Grabmales sich niedersetzen?

Zurückgeschlagen bis zur letzten Verschanzung, muß also der, welcher die Unsterblichkeit der Seele nicht zugeben will, ebenfalls in Abrede stellen Gerechtigkeit, Sittlichkeit, Pflicht, Gewissen, Gott; und wegen dieser Ableugnung untergräbt er die Grundlage jeglicher Gesellschaft. Denn das Gewissen und die menschliche Gerechtigkeit haben keinen Halt und Stand, als nur durch die Gewißheit einer untrüglichen und obersten Gerechtigkeit, die ihr Vorbild ist; — ja selbst diese Gerechtigkeit läßt sich nicht begreifen ohne die Sicherheit einer vollen Genug-

thuung. So ist es denn bewiesen, daß diese Genugthuung hier auf Erden nicht geleistet wird.

Oeffnen wir nun die Pforten eines anderen Lebens, so wird uns diese allgebietende Gerechtigkeit sofort erscheinen; sie erwartet da den Gerechten und Verkehrten, um Jedem nach seinen Werken zu vergelten. Sie läßt dem Geduldigen, der ihr beständiges Hinhalten ohne Murren ertrug, volle Gerechtigkeit zu Theil werden, und in ihrer Macht trifft sie über seinen Lohn ihre ewige Entscheidung; die moralische Unordnung hier auf Erden berichtiget sie durch die nothwendige Bethätigung unserer Freiheit, mit der wir gewinnen und verdienen sollen; und die Welt, die gewankt hatte, weil sie die Gerechtigkeit aus den Augen verlor, wird von ihr kraft ihrer Festigkeit und ihres sicheren Bestandes zur Ordnung wiederhergestellt.

Man muß dem Gewissen diesen Ausdruck geben oder es ersticken; und ich wundere mich gar nicht, wenn ich hier sogar die Worte des Verfassers des Obermann höre, wo er uns von einem ehrwürdigen Greise, der von seiner einzigen Tochter verlassen und verstoßen stirbt, ein schauderhaftes Bild entwirft, und dann ausruft: „Einen Greis so am Verscheiden sehen! einen Vater, mit so vielem Kummer in seinem eigenen Hause sein Leben endigend! Und unsere Gerechtigkeit vermag nichts? Eine solche Tiefe von Elend und Noth muß nothwendig auf den Gedanken an die Unsterblichkeit bringen.“ *)

Ganz so ist auch der Schluß, den Cuvier durch den unwiderleglichen Grund der Aehnlichkeit aus der Ordnung der Natur, worin er ein so tüchtiger Dolmetscher war, hergeleitet hat: „Wenn man das Unglück der Tugend und das Wohlergehen des Lasters sieht,“ schreibt er, „so ist das Bedürfniß nach einer dereinstigen Ordnung der Dinge ein tiefgefühltes. Denn man sieht gar nicht, daß der Urheber der

*) p. 154.

Natur irgend einen anderen Theil des Universums einer ähnlichen Unordnung preisgegeben hätte." *)

Friede des Herzens und Gewissensbiß, die man vergeblich als hinlängliche Genugthuung für die höchste Gerechtigkeit hier auf Erden will gelten lassen, sind übrigens der unverwerflichste Beweis und die Hauptzeugen für unsere Unsterblichkeit.

In der That, was ist die Freude des Gewissens anders, als das Gefühl von unserem Verdienste und der heiße Wunsch, den Lohn zu empfangen? Was ist der Vorwurf des Gewissens, wenn nicht die Vorladung vor die oberste Gerechtigkeit und die düstere Besorgniß vor ihren Strafen? Wer aber von Wunsch und Besorgniß spricht, setzt nothwendig ein Object voraus, das noch kommen soll, wie ein Zahlungstermin oder wie ein Resultat nach abgelegtem Examen. Sehr treffend hat Seneca gesagt: „Verdienen ist erwarten." **)

Friede und Gewissensbiß, Vertrauen und Furcht folgen uns nach und begleiten uns in die Arme des Todes; und selbst da, o wunderbar! selbst auf der Schwelle unseres Grabmales, dessen Stein uns doch eine gesicherte Zufluchtsstätte gegen alle Pfeile der Gerechtigkeit dieser Welt schuldig wäre, wenn es nicht auch noch jenseits eine Gerechtigkeit gäbe —, selbst in diesem letzten Augenblicke zeigen sich Friede und Gewissensbiß lebhafter als je, und das Gewissen, welk geworden und gebeugt durch das Laster oder durch das Unglück, erhebt sich und grünt wieder auf den Trümmern all' unserer zeitlichen Interessen. Nothwendiger Weise muß also diese Gerechtigkeit, das in der Zukunft liegende Object unserer Besorgnisse und unserer Hoffnungen, auch auf der anderen Seite unseres Grabhügels sich befinden, und die Seele, die in so hohem Grade davon eingenommen ist, muß selbst fortleben, um eben jener Gerechtigkeit zu begegnen. ***)

---

*) Histoire des mammifères.

**) Quisquis meruit, exspectat. Epist. 105.

***) „Wenn ich, falls es mir möglich wäre, mit voller Ueberzeugung meinen

Schließlich fassen wir die Hauptpunkte unserer Beweisführung noch einmal kurz zusammen.

Die Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seele wurzelt in unserem ganzen Wesen, und man kann sie nicht ausrotten, ohne dieses selbst zu zerstören.

Ihr erster Begriff kommt aus unserer innersten Empfindung; es ist eine innere Stimme der Natur, bestätigt durch die unwillkührliche Uebereinstimmung Aller, gegen allen äußeren Schein und somit außer aller Täuschung. — Der Tod ist nur eine Auflösung; die Seele, weil einfach, ist unsterblich. — Ihre Natur und ihre Thätigkeiten sind so sehr von denen des Leibes verschieden, daß die Trennung der beiderseitigen Geschicke sich noch besser begreifen ließe, als ihre Verbindung. — Man kann nicht zugeben, daß die Seele, die Königin des Leibes, ein elenderes Loos habe, als dieser, und vernichtet werde, während der Leib fortdauert, nicht blos in seiner Substanz, sondern

---

Vater getödtet hätte, so würde ich mein ganzes Leben hindurch unglücklich sein, weil er nicht mehr ist, und weil mein Fehler ebenso unverbesserlich wie abscheulich wäre. Man könnte freilich sagen, ein Uebel, welches einem zugefügt ist, der es gegenwärtig nicht mehr empfindet, der nicht mehr existirt, sei nunmehr ein Hirngespinnst und beruhe blos auf Einbildung, wie alle Dinge, die einmal ganz aufgehört haben. Ich kann das nicht in Abrede stellen; aber dennoch würde ich untröstlich sein. Der Grund dieses Gefühles ist sehr schwer zu finden. Wenn es anders nichts wäre, als das Gefühl von einem entehrenden Falle, wo man die Gelegenheit verloren hat, sich mit Ehren wieder emporzuheben, was innerlich trösten könnte; ja, wenn es anders nichts wäre, so würde ich mich beruhigen können und in dem Bewußtsein meiner jetzigen guten Gesinnung die Entschädigung finden. Jedoch man sieht noch immer, wie das Gefühl von dieser Ungerechtigkeit, die doch in ihren Folgen keinen Bestand hat, uns niederbeugt, uns verächtlich macht und unser Herz zerfleischt, geradeso, als müßte die Unthat ewige Resultate haben. Man sollte sagen, der Beleidigte sei nur abwesend, und man müsse dereinst noch dieselben Verhältnisse, die man mit ihm gehabt hat, wiederfinden, aber das in einem Zustande, der nicht mehr zuläßt, etwas zu ändern und wieder gut zu machen, in einem Zustande, wo das Uebel trotz unserer Gewissensbisse fortdauern wird.“

(Obermann, p. 154.)

auch in seiner Form, die noch einige Zeit nach dem Tode bestehen bleibt.

Die beharrlichsten Gesetze der Natur und unserer moralischen Einrichtung insbesondere würden umgestürzt, wenn die Seele nicht den Leib überlebte. Ja, wenn es wahr ist, daß jedes Sein an der Natur dessen Theil nimmt, wovon es sich nährt, so ist die Seele unsterblich; denn die Wahrheit ist es ebenfalls. Wenn die Vervollkommnung der Wesen mit den Grundbedingungen ihrer Natur im Verhältniß steht, so trägt die Seele in ihrem Grunde ein Princip von Unsterblichkeit; denn ihre Vervollkommnung oder ihr Verfall stehen im Verhältnisse zu der Ausbildung oder Verwahrlosung dieses Princips. Wenn es wahr ist, daß die Einrichtung der Dinge ihrer Bestimmung entspricht, so ist die Seele nicht blos für dieses Leben gemacht; denn was in diesem Leben ist, kann sie nicht befriedigen, und alle ihre Triebe versetzen sie jenseits dieser Zeit. Wenn es endlich wahr ist, daß es eine Gerechtigkeit giebt, und daß das Gewissen, durch welches sie uns offenbart wird, nicht ein Hirngespinnst ist, so ist die Seele unsterblich; denn diese Gerechtigkeit zeigt sich nicht ganz hienieden, und der Gute und der Böse scheiden von hier, ohne ihr begegnet zu sein.

So ist es denn nöthig, zu der Ueberzeugung von unserer Unsterblichkeit zu greifen, wenn man nicht gegen Vernunft und Natur blindlings zuschlagen will. Man muß glauben, daß so viele und so starke Beweise uns nicht täuschen können, denn sie gehen der Sache auf den Grund. Die staunenswerthe Ordnung aber, die im großen Universum herrscht, auf dessen Gipfel wir Menschen vermöge unserer Erkenntniß gestellt sind, bekundet eine unendliche Weisheit, die uns nicht konnte betrügen wollen; denn der Irrthum, in den sie uns geführt hätte, wäre ihr eigenes Werk gewesen, und in ihrem eigenen Meisterstücke hätte sie selbst durch ein Chaos von Widersprüchen sich Lügen gestraft.

„Man muß den Gesetzgebern und den alten Ueberlieferungen glauben,“ sagt Plato, „und namentlich denen, die

über die Seele handeln, wenn sie uns sagen, daß dieselbe vom Leibe durchaus verschieden ist, und daß sie das Ich ist; daß unser Leib nur eine Art von Schatten bildet, der uns folgt; daß das Ich des Menschen wahrhaft unsterblich ist; daß es das ist, was wir unsere Seele nennen, und daß sie den Göttern Rechenschaft geben wird, wie es auch das Gesetz des Landes lehrt. Dies ist ebenso tröstlich für den Gerechten, wie schreckbar für den Bösen. Wir werden also nicht glauben, daß jene Fleischmasse, die wir zu Grabe bestatten, der Mensch sei, weil wir wissen, daß jener Sohn, jener Bruder, den wir zu beerdigen glauben, in Wirklichkeit für ein anderes Land geschieden ist, nachdem er beendigte, was er in diesem zu thun hatte. — Das ist gewiß, obgleich der Beweis lange Abhandlungen fordert; und man muß diese Dinge glauben im Vertrauen auf die Gesetzgeber und die alten Ueberlieferungen, es sei denn, daß man keinen Verstand annehmen wollte." (Plato, De Leg. 12.)*)

---

*) Wir haben gedacht, man werde hier mit lebhaftem und heilsamem Interesse einen Brief lesen, der durch die Empfindungen, die er ausdrückt, sich an den eben behandelten Gegenstand anschließt. Er ist geschrieben von einem der beklagenswerthesten Opfer des Erdbebens von Guadeloupe, an einen unserer Freunde, gerade an jenen, für den wir dieses Werk geschrieben haben.

Der Verfasser dieses Briefes war ein glücklicher Mensch: er bekleidete ein hohes Amt, das er durch sein schönes Talent erworben hatte und mit Ehren verwaltete, — war vermählt mit einer Frau, die seiner würdig war, — Vater von sieben Kindern, die schon anfingen, sein Stolz zu sein, — Schwager einer Dame mit einem Herzen, wie ein Engel, die über dieses ganze häusliche Leben die süße Anmuth ihrer Tugend ausgoß. Nun plötzlich sah er diese Schwester, diese Gattin, diese sieben Kinder in weniger als zwei Minuten vor seinen Augen weggerafft. — Das heidnische Alterthum hätte das Antlitz dieses Vaters in einen Schleier gehüllt, und der Judaismus würde nur sein Noluit consolari, quia non sunt über ihn ausgerufen haben; aber das Christenthum, das Trostgründe hat, die unseren Unglücksfällen gleichkommen, und Hoffnungen, die fester sind als die Erde, hat diesem neuen Job folgende erhabenen Worte von Ergebenheit und Glauben eingeflößt: —

Basse-Terre, den 14. Febr. 1843.

Mein theurer D....!

Ich hatte es erfahren, daß Sie nach la Pointe†) gekommen waren, um mich aufzusuchen und mir ein Asyl zu geben. Sie werden es nicht als Beleidigung aufnehmen, lieber Freund, wenn ich Ihnen meinen Dank abstatte; — obgleich einer wahren Freundschaft Dank bringen, voraussetzen hieße, daß sie anders hätte handeln können. Aber wie Sie von mir, so fühle auch ich das Bedürfniß, von Ihnen etwas Neues zu erfahren, zu wissen, was die Ihrigen machen, um an Ihrem Glücke Theil zu nehmen, wie Sie Theil genommen haben an meiner Trauer. Diese ist indeß nicht so bitter, wie Einige denken. Es sind Glaubenslehren da, die uns Trost verschaffen; es giebt Ueberzeugungen, die uns Entschädigung bieten. Die einen wie die anderen liegen so tief, daß ich den geistigen Verkehr mit den Meinigen noch nicht aufgegeben habe. Ich frage sie um Rath; das Herz, das unser einziges Organ geworden, sieht ihre Entschließungen, hört ihre Antwort, und mein Gewissen, das den Verstand in mir vollends überwältigt, giebt bei meinem Urtheil den Ausschlag. O, glauben Sie mir, D...., der Mensch besteht nicht allein aus dem Lehm der Erde!

Als ich es sehen mußte, wie in weniger als zwei Minuten mir entrissen wurden alle jene Körper — so reich an bewunderungswürdiger Schönheit, nicht jener materiellen Schönheit, die von den Würmern so schnell zerstört ist, sondern einer Schönheit, worüber Tugend und Erkenntniß einen himmlischen Wiederschein geworfen haben; ja, als ich sehen mußte, wie die Meinigen, ihrem irdischen Theile nach, versanken in die Materie, — wahrhaftig! ich wäre verloren gewesen, hätte ich den Tod für das Ende des Menschen gehalten! Heute bin ich gefaßt, ruhig, ergeben. Mit Ehrfurcht beuge ich mich unter die Hand, die gewollt hat, daß die Dinge sich so wandten. Ich gehe noch weiter: ich erweise ihr meinen Dank; denn sie ist geleitet von den Grundsätzen einer strengen, ewigen, vollkommenen Gerechtigkeit; ja, als ich es mir erlaubte, all' das Große, Edle und Himmlische werthzuschätzen, das in der Wiedervereinigung liegt mit denen, die mir entrissen sind, — da hat Gott zu mir geredet: Ich setze dich in die Lage und stelle es dir anheim, so thöricht oder so ungerecht zu sein, von mir zu glauben, ich hätte keine Absicht, die edel und meiner würdig wäre.

D...., glauben Sie es Ihrem alten Freunde: Louise ist unsterblich; Victorine und Stephanie sind unsterblich; meine Kleinen, so voll Unschuld und Anmuth, sind unsterblich; diese tugendhafte Malvina, eine Heilige und eine Märtyrin, ist unsterblich. Anderer Meinung sein, hieße alle auf der Tugend basirenden Empfindungen mit Füßen treten, um an ihre Stelle

†) La Pointe und Basse-Terre sind die beiden wichtigsten Städtchen auf der Insel Guadeloupe, die bekanntlich den Franzosen gehört.

die hohlen Theorien und die verrückten Urtheile eines unwissenden und aufgeblasenen Verstandes zu setzen.

Lieber D . . . ., ich stehe hier unter dem doppelten Eindruck: dem der Wahrheit und der Besorgniß meines Herzens für Sie. Wie gern möchte ich sehen, daß auch Sie Theil nähmen an dem Glauben, der einzig und allein Sie glücklich machen wird. Meine gegenwärtige Stellung ist jedoch zu feierlich, als daß ich es, wie gern ich's auch thäte, versuchen könnte, mit der Kraft der Beweisgründe gleichsam Sturm zu laufen und mich jenes Herzens zu bemächtigen, das ich nur auf dem Wege der Ueberführung (ach wie wünschte ich es für Sie) zu gewinnen hoffen darf.

Leben Sie wohl, mein theuerer D . . . ., umarmen Sie statt meiner Ihre wertheste Frau, Ihr Kind, Ihre ganze Welt!

Ihr alter Freund
Nadau-Desislets."

Herr Nadau-Desislets ist zu den Seinigen heimgegangen, genau den Tag, ein Jahr nach dem Unglücksfalle, der sie ihm entrissen hatte.

Viertes Kapitel.

Die natürliche Religion.

Wir haben eine Seele; — es ist ein Gott; — unsere Seele ist unsterblich. Diese drei Wahrheiten sind festgestellt.

Aus ihrer Zusammenstellung geht nun die vierte Wahrheit hervor, daß es eine natürliche Religion, d. h. natürliche und pflichtmäßige Beziehungen des Menschen zu Gott gebe.

§. 1.

I. Die erste Empfindung unseres Seins ist die Lust, zu genießen, anzuschauen und zu betrachten diese herrliche Welt, die ebenso ansprechende, wie ergreifende Harmonie all' ihrer Theile und die unerreichbare Höhe von Vollendung, die auch in ihren kleinsten Einzelheiten herrscht. Wir empfinden, daß unsere Seele für diesen Genuß, für dieses Gefühl der Ordnung geschaffen ist. Je mehr sie sich ihm überläßt, desto mehr empfindet sie sich selbst, desto mehr erweitert sie sich, desto mehr lebt sie.

Nun aber liegt in unserer Natur das Bedürfniß, von allen Dingen den Grund zu erforschen und unseren Gedanken und Empfindungen ein bestimmtes Ziel zu geben. Jenes unbestimmte und schwankende Entzücken, in das wir beim Anblicke dieses Universums versetzt wurden, wird nun einen festen Halt bekommen durch den einfachen Gedanken: daß eine so große Ordnung nothwendig ein erstes Wesen voraussetzt, welches seiner Natur nach ein Herrscheramt führt und unabhängig ist, von welchem Alles herrührt und durch welches Alles lebt.

Ich fühle ferner, daß ich diesem großen Meister aller Dinge nicht fremd bin; denn auch ich bin mit einbegriffen unter seine Werke; ich gehöre ihm zu, wie auch alles Uebrige. Ich brauche nur mich selbst zu betrachten, um seine Schöpfung zu sehen. „Deine Hände haben mich gemacht und mich gebildet um und um; gedenke doch, daß wie Thon Du mich geformt! Haut und Fleisch hast Du mir angezogen, mit Gebeinen und Sehnen mich zusammengefügt. Leben und Barmherzigkeit schenktest Du mir, und Deine Heimsuchung bewahret meinen Geist.“ (Job, 10.)

Durch solche einfache Gedanken finde ich schon eine erste Beziehung zu Gott, nämlich die der Abhängigkeit. Ich freue mich, sie zu erkennen und im Geiste bei ihr zu verweilen, als läge darin die Grundlage meines Seins. Unwillkührlich hange ich ihm an, diesem Urheber meiner Existenz, und halte mich an ihm, wie an meiner Grundfeste und an meiner Stütze.

II. Ich gehe weiter und bemerke, daß nicht allein Macht und Weisheit bei der Bildung des Universums gewaltet haben, sondern daß auch noch eine unerschöpfliche Güte so gnädig war, für jedes Wesen vorzusehen, was zu seinem Fortbestande nöthig ist. Ich bemerke, daß unter allen Theilhabern an dieser Vorsehung ich der Gegenstand ihrer Vorliebe bin, erhoben über alle anderen Geschöpfe durch das Vermögen, das mir gegeben worden, dieselben mir zu unterwerfen und mich als ihren König hinzustellen. Ueber alle Creaturen fühle ich mich erhoben durch die Erkenntniß, wodurch es mir möglich ist, über die Natur zu gebieten; durch das Geschenk der Freiheit, die mir erlaubt, über mich selbst zu herrschen und mir einen Herrn zu wählen, der kein Anderer sein kann, als eben der Geber dieser großen Wohlthaten, zu dem ich mich hingezogen fühle, wie die Welle, die nach der Fluth wieder in den Schooß des Meeres zurückeilt. Daher eine zweite Beziehung, die der Dankbarkeit gegen Gott. Er herrscht über alle meine Empfindungen, denn es ist keine unter ihnen, die ich nicht ihm

verdanke: sowohl das Herz, welches dieselben fühlt, als auch die Objecte, die dieselben erregen, kommen von ihm.

III. Je länger ich nachdenke, desto mehr werde ich zu Gott hingezogen durch die Betrachtung alles dessen, was um mich her ist. Alle Dinge, die meine Empfindungen hervorrufen, sind nur darum für mich anziehend, weil sie mir mit irgend einer Vollkommenheit begabt scheinen; nur darum, weil sie schön, geordnet, gut, weise, edel, anmuthig, erhaben sind. Diese Vollkommenheiten aber, die an den Geschöpfen nur zufällig und flüchtig sind, hat allein Derjenige über sie ausgegossen, der sie auch geschaffen hat, und der somit der Träger, gleichsam das Substantivum von allen diesen Vollkommenheiten sein muß: also die Schönheit, die Güte, die Ordnung, die Weisheit, die Macht, — alles das in unendlichem Maße. „Die Vollkommenheiten Gottes," sagt Leibnitz, „sind dieselben, wie die unserer Seelen und der ganzen Natur; aber Er besitzt sie ohne Schranken; Er ist ein Ocean, von dem wir nur einige Tropfen empfangen haben. Es giebt in uns wohl etwas Macht, etwas Erkenntniß, etwas Güte; dieses Alles aber ist in Gott ganz und vollkommen. Die Ordnung, das Ebenmaß, die Harmonie, die uns entzücken, die Malerei und die Musik, sie sind nur kleine Funken von ihm. Gott ist ganz Ordnung; er bewahrt die ganze Richtigkeit des Ebenmaßes; er schafft die Harmonie des Universums; alle Schönheit ist ein Ausfluß seiner Strahlen."*)

Durch diesen Gedanken geleitet, sehe ich Gott in allen Dingen, die schön und liebenswürdig sind; ich muß sie ihm unterordnen, ich führe sie auf ihn zurück und stelle mir daraus eine Summe von Schönheit zusammen, der ich alle meine Liebe widme, soviel mein Herz nur fassen kann; und weil ich empfinde, daß alle meine Fähigkeiten dazu geschaffen sind, jene Vollkommenheiten zu kosten und daran ihr Wohlbehagen zu finden, so schließe ich, daß sie auch gerade auf Gott, als

*) Theodicée, préface.

auf die Fülle ihrer Befriedigung, müssen gerichtet werden. Er ist der Gegenstand meiner Bewunderung und meiner Liebe, die beim Anblicke seiner Wunder mein Inneres erfüllt. Ich bin glücklich, zu finden, wem mein Gedanke und mein Herz seinen Tribut zolle; bin glücklich, daß eben Der, welcher mir diesen Gedanken und dieses Herz gegeben hat, dieselben auch mittelst seiner Werke wieder zu sich zurückführt, und so der Ursprung und zugleich das Endziel meines Lebens wird; Er ist die unendliche Nahrung meiner Glückseligkeit. Daher eine dritte Beziehung, die der Liebe. Sie begreift jede andere Liebe in sich, wie Gott jede Vollkommenheit in sich begreift; sie treibt mich an, in ihm die höchste Schönheit, die unbeschränkteste Güte, die Ordnung selbst, die bewunderungswürdigste Weisheit und Macht, das vollendetste Vorbild alles Guten zu lieben.

IV. Dieser Gedanke nimmt einen noch erhabeneren Charakter an und ist für mein Herz noch ergreifender, wenn ich erwäge, daß ich als Mensch das einzige Wesen in der Natur bin, welches dieser Huldigung fähig ist. Nun empfinde ich umsomehr das Bedürfniß, gegen Gott die Schuld des Dankes und der Liebe abzutragen, und zwar nicht blos für mich, sondern auch für alle Geschöpfe, die meiner Herrschaft unterworfen sind, für diese ganze große Welt, die sich in meinem Gedanken, gleichsam wie in einem Heiligthume, vereinigt, und die nur zu dem Zwecke mir den Preis und den Ruhm ihres Urhebers erzählt, damit ich denselben ihm wieder zurückgebe. Bin ich also zum Könige der ganzen Natur bestimmt, so erblicke ich darin den Beruf, ihr Hoherpriester und für meine Zeit hienieden der Vasall Gottes zu sein. Diese religiöse Würde, die mich vor allen Creaturen auszeichnet, stellt mich hin als das Band, welches sie alle umschlingt und die Welt mit ihrem Urheber verbindet; diesen meinen wesentlichsten Charakter müßte ich aber verleugnen, wollte ich jene Würde durch Trägheit schänden. So finden die ersteren Beziehungen der Abhängigkeit, der Dankbarkeit und der Liebe gegen Gott ihre Erfüllung

und Vollendung durch eine noch feierlichere, durch die der Anbetung.

V. Aber aus der näheren Betrachtung unseres Wesens entspringen noch innigere Beziehungen. Wie wir gesehen, sind wir kraft unseres Gedankens Bürger einer anderen Welt, einer unsichtbaren, einer intellectuellen und moralischen Welt. Sie ist unsere eigentliche Heimath; in ihr theilt sich uns Gott mit, jedoch nicht mehr mittelst der Geschöpfe, sondern unmittelbar und durch Strahlen, die gerade ausströmen aus seinem Wesen; d. h. durch die Wahrheit theilt er sich unserer Vernunft mit, durch die Gerechtigkeit unserem Gewissen, durch das Gefühl der Ordnung und der moralischen Schönheit unserem Herzen. Diese Wahrheit, diese Gerechtigkeit, diese moralische Schönheit, die nichts Anderes, als die verschiedenen Ausdrucksweisen der höchsten Vernunft sind, fordern in unserem Innern beständig einen religiösen Cultus. Wir entziehen uns dem niemals ohne Angst, ohne Verwirrung, ohne Unglück; er ist gleichsam die Luft und das Licht unserer Seele, die unaufhörlich mit allen ihren guten Trieben dahin strebt, sich der obersten Vernunft ähnlich zu machen. Diese ist, wie wir bereits sagten, der Herd, von wo die Seele ausströmt, um den sie herumkreiset und in den sie wieder einzutreffen trachtet. Wie gern möchte sie dort sich erweitern in dem vollen Besitze ihres Ursprungs! jenes Ursprungs, den wir die Vernunft nennen, und der gleichsam die Stammmutter aller Erkenntnisse ist, Gott. Es ist eine grobe Täuschung, aus der Vernunft irgend etwas Abstractes zu machen, was auf Nichts beruhen und gleichsam nur ein Trugbild sein soll, das unser Verstand sich selber gemacht habe. Unser Verstand ist im Gegentheil ihr Werk; unsere Vernunft ist eine Tochter dieser Vernunft, oder vielmehr sie ist nur der unwillkührliche Athemzug unseres Geistes zu Gott hin, — zu Gott, der, wie Malebranche sich so schön ausdrückt, der Platz der Geister ist, wie der Raum der Platz der Körper.

Man hat vom Adel gesagt, daß er ein Ausfluß der Herr-

schaft sei; so kann man von der Seele sagen, daß sie gewissermaßen ein Ausfluß der Gottheit sei. Wir stammen in der That von Gott ab, und wenn wir bis zu ihm hinaufgehen, so thun wir nichts Anderes, als wir kehren zu uns selbst zurück und treten in unsere Heimath wieder ein. Zwischen uns und Gott liegt freilich ein unendlicher Abstand; aber es ist dies ein Abstand in der Vollkommenheit, der wir ewig gleichzukommen streben, nicht ein unendlicher Abstand in der Natur. Einen unendlichen Abstand in der Natur giebt es zwischen der Seele und dem Leibe, an den sie gefesselt ist, und ebenfalls zwischen der Seele und dem materiellen Universum, in das wir versenkt sind. Wir stehen also mittelst unserer Seele Gott näher, als unserem eigenen Körper*), sind ihm ähnlicher, als allen Geschöpfen; und weil die Annäherung und Aehnlichkeit der Wesen die Grundlage ihrer Verbindung ist, so ist unsere Verbindung mit Gott, — die Religion, — unserer Natur angemessener, als all' unsere Beziehungen zu der äußeren und sichtbaren Welt, die uns umgiebt.

Daher das tiefe Wort in der Schöpfungsgeschichte: „Lasset Uns den Menschen machen **nach Unserem Bild und Gleichniß**," d. h. mit Erkenntniß begabt, wie Wir, die Wahrheit liebend und fähig, sie zu besitzen, wie Wir. Eine solche Aehnlichkeit zwischen Gott und den Menschen ist wirklich da; beide lieben die Wahrheit und sind geeignet, sie zu besitzen, mit dem einzigen Unterschiede, daß Gott sie in sich selbst besitzt, und daß unsere Seele dahin strebt, sie in Gott zu besitzen und sie in Ihm, als in ihrer Quelle, zu schöpfen. Auch Cicero kommt in der hohen Einfalt seines philosophischen Geistes auf diesen Gedanken, wenn er folgende bemerkenswerthen Worte spricht: „Das Gesetz ist der Geist Gottes, dessen absolute Vernunft verbietet oder gebietet. Diese Vernunft, wenn sie in dem Geiste des Menschen Gestalt angenommen und sich ausgeprägt hat, heißt

---

*) „Regnum Dei intra vos est!" sagt das Evangelium.

ebenfalls Gesetz. Da nun nichts besser ist, als die Vernunft, und diese sowohl im Menschen, als auch in Gott ist, so bildet die Vernunft die erste Gemeinschaft zwischen dem Menschen und Gott, nämlich die der Aehnlichkeit. Deshalb kann man sich in der That so ausdrücken: wir haben Verwandtschaft oder gemeinsames Geschlecht oder gemeinsamen Ursprung mit den Himmlischen. Hieraus ersieht man, daß nur derjenige Gott erkennt, der sich seines Ursprunges gleichsam erinnert und bewußt wird."*)

Dieser Cultus der Vernunft, des einzigen Zieles unserer Seele, ist also nichts Anderes, als die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit; er hört aber auf, der wahre zu sein, und wird ein häßlicher und unfruchtbarer Götzendienst, sobald wir an die Stelle Gottes, der doch allein die Vernunft ist, unsere eigene Vernunft setzen und dieselbe vergöttern, da sie doch nur ein Strahl von jener ist; ja er wird eine Abgötterei, wenn wir die sittliche Thätigkeit, die nur zum Fortschreiten in Gott**) uns gegeben worden, auf uns selbst richten und auf uns allein beschränken.

VI. Diese Betrachtung gewinnt noch mehr und führt uns zu einer neuen, noch bestimmteren Beziehung zwischen Gott und dem Menschen. Denn wenn ich meinen Blick noch tiefer in mich selbst versenke, so entdecke ich eine Unersättlichkeit des Geistes und des Herzens, einen brennenden Durst, immer mehr zu erkennen und zu lieben, einen tiefen Abscheu vor Allem, was vergänglich ist, und einen unwiderstehlichen Drang zum Unendlichen. Alles dies bezeugt mir laut und kräftig, daß ich durchaus nicht, wie alle anderen Geschöpfe, die Vollendung meines Seins erhalten habe, sondern blos Fähigkeiten zu deren Erlangung; daß ich hier nur die Vorbereitung habe für meine einstige Bestimmung; daß die

---

*) De Legibus lib. I. 6. und II. 4.

**) „Ambulare in Domino," — ein schöner Ausdruck!

Vervollkommnung und der möglichst größte Fortschritt das Gesetz meiner Natur sind, welches mich treibt und drängt; daß es in diesem Leben nur Anfänge und schwache Versuche von Erkenntniß und Glückseligkeit für mich giebt, daß mir jenseits etwas Unendliches und Ewiges bevorsteht; daß dieses Etwas meine unbegrenzte Fähigkeit und Sehnsucht, zu erkennen und zu lieben, ausfüllen und beruhigen soll, und daß es somit selbst unendlich sein muß an Wahrheit und an Liebe, und als solches der Inbegriff aller Vollkommenheiten — Gott.

Eine so auffallende Unähnlichkeit zwischen dem Menschen und allen anderen Geschöpfen nöthigt uns, zu schließen, daß seine Geschicke unsterblich sind und ihren Aufschwung in Gott haben. Denn alle Geschöpfe, — den Menschen mit einbegriffen, sofern er einen Körper hat, — eilen der letzten Stufe der Entwickelung und Ausbildung, die sie erreichen sollen, unaufhaltsam zu, stehen dann still, und kehren, so zu sagen, im Kreislauf ihrer organischen Ordnung oder ihres Naturtriebes zurück, bis der Verfall und der Einsturz sie wieder dem Ursprunge zuführen, von wo sie ausgegangen. Der Mensch dagegen, ich will sagen der Mensch als Geist, nimmt zu und entwickelt sich unaufhörlich in allen seinen Fähigkeiten; er verfolgt eine endlose Bahn, eine unbegrenzt fortlaufende Linie von Erkenntniß und Tugend; immer ist er unwissend und unvollkommen, weil er immer berufen ist, sich noch mehr Kenntnisse und noch mehr Verdienste zu sammeln. Er ist ein Bau, der nie bis zur Firste vollendet wird. Ein einziger Geist nimmt in kurzer Zeit alle Schätze des Wissens in sich auf, die bis dahin die ganze Menschheit sich erworben hatte, und durch diese unermeßliche Beute noch begieriger, ja gewissermaßen noch behender gemacht, wirft er sich mit desto größerem Eifer auf das Gebiet der Entdeckungen und dehnt die Grenzen der menschlichen Wissenschaften immer noch weiter aus; dann aber, wenn der Tod kommt und ihn überfällt in dem Körper, der ihm bis dahin zur Wohnung diente und

jetzt sein Tagewerk vollbracht hat, — dann hat er kaum das seinige begonnen, steht in seinem Spiele noch am ersten Zuge. Alles, was er sich gesammelt, Alles, was er abgemacht hat, ist, wie Newton sagt, vor dem Ocean der Wahrheit, der sich endlos ausdehnt und für die Entdeckung noch übrig ist, nur mit einem Kinderspiele am Gestade zu vergleichen. Was wir von der Wahrheit in den Wissenschaften sagen, dasselbe können wir auch sagen von der Tugend in unseren Handlungen, von der Schönheit und Vollendung in den Künsten, von der Glückseligkeit in den Empfindungen; und wahr ist es, daß unsere Seele allenthalben nach einem Ocean von unbegrenzter Vollkommenheit hinstrebt und gelüstet. Sie hält sich nur deshalb für so elend, weil sie stets zu etwas Höherem sich berufen fühlt, und die beständige Klage über ihre Dürftigkeit ist nur der Nothschrei nach der Erreichung ihrer stolzen Bestimmung.

Weil also die Religion eine Gemeinschaft mit der unendlichen Vollkommenheit Gottes gründet, muß sie dem ersten Gesetze unserer Natur durchaus entsprechen, da wir von Natur unsterblich und einer unendlichen Vervollkommnung fähig sind. Unsere Seele ist im Zustande einer begonnenen Schöpfung; die Hand ihres Schöpfers ruhet immer noch auf ihr. Das Werk ihrer Vollendung ist noch nicht zum Schluß gekommen und wird auch niemals beendigt werden, eben weil ihre Bestimmung darin besteht, Gott selbst ähnlich zu sein. Wollten wir also der Thätigkeit Gottes, die uns der Vollendung näher bringt, uns entziehen, um an uns selbst und an den Geschöpfen genug zu haben, so würden wir uns des strafwürdigsten Diebstahls an der Gottheit schuldig machen; wir würden an Gottes Absichten Verrath üben, ja an uns selbst würden wir einen moralischen Mord begehen. Dagegen Gott suchen, unsere Seele unter seine väterliche Schöpferhand zurückführen und dort beständig bleiben, mit aller Kraft unseres Geistes und unseres Herzens ihm anhangen, — das heißt uns wiederfinden und uns selbst besitzen;

das heißt zu unserem Ziele eilen und nach unserer wahren Glückseligkeit hinstreben.

VII. Eine letzte Beziehung endlich besiegelt gleichsam alle anderen. Es ist nämlich die, welche uns dem Gerichte Gottes selbst unterwirft und uns vor ihm für unser ganzes Leben verantwortlich macht. Diese Beziehung ist eine unabweisbare und wird uns Alle unfehlbar vor seinen Richterstuhl stellen. Sie wird sich um so fester knüpfen, je mehr etwa die anderen Beziehungen, die freiwillig sind, sich könnten gelockert haben. Vergeblich würden wir uns bemühen, sie nicht zu erkennen. Wenn wir frei sind, so sind wir es nur unter der Bedingung, daß wir verantwortlich sind; und wenn wir kraft unserer Freiheit in Gedanken und Handlungen mit Gott unser Spiel treiben können in dieser Zeit, so werden wir uns zufolge der Verantwortlichkeit Verpflichtungen gegen ihn zuziehen, die ewig sind. Je mehr es somit in unserer Freiheit steht, ihm unseren Dank und unsere Verehrung hier auf Erden zu verweigern, desto weniger dürfen wir es thun, weil der Grad der Freiheit das Maß der Verantwortlichkeit ist. Zwischen beiden ist kein anderer Unterschied, als der, daß die Freiheit des Menschen nur ihre Zeit hat, seine Verantwortlichkeit aber ewig dauert. Wie wir bereits gezeigt haben, kommt die oberste Gerechtigkeit hier auf Erden nicht zur vollen Ausübung; sie läßt gleichsam die Zügel der moralischen Welt schießen, fast wie es unserem Willen beliebt, sogar bis zu dem Grade, daß sie es duldet, wenn wir die Kräfte, die wir von ihrer Macht erhalten haben, gegen sie selber wenden. Das muß eben so sein; denn ohne dies wären wir nicht frei und wir könnten nicht Gott ähnlich werden. Es kommt aber ein Augenblick, wo sein Arm sich plötzlich erhebt und durch Sühne und Schrecken sich die Huldigung erzwingt, die wir ihm kraft unseres Willens und unserer eitlen Liebe verweigert hatten. Das muß ebenfalls so sein; denn ohne dies würde Gott nicht Gott sein, ja er würde noch geringer sein, als der Mensch. Wir ziehen daraus die Folgerung: wenn es das erste Gesetz unseres

Seins ist, seinem Urheber die gebührende Huldigung zu bringen, so wird die erste Rechenschaft, die wir ihm zu geben haben, gerade die Befolgung dieses ersten Gesetzes betreffen; somit sind die wichtigsten und höchsten Interessen geknüpft an unsere Treue oder an unsere Empörung, an unseren Eifer oder an unsere Nachlässigkeit. „O Theodor, o Theotimus! Gott allein ist das Band unserer Gemeinschaft. Möchte er doch auch ihr Ziel sein, wie er ihr Ursprung ist! Mißbrauchen wir nicht die von ihm empfangene Freiheit! Wehe denen, die sie strafwürdigen Leidenschaften dienen lassen! Nichts ist uns heiliger, nichts göttlicher, als diese Freiheit. Ein Gottesraub ist es, sie zu unheiligem Gebrauche zu benutzen; es hieße den gerechten Rächer der Sünden der Bosheit dienstbar machen."*)

So verkündiget denn Alles in mir, wie auch Alles um mich her, mit lauter Stimme die Wahrheit einer natürlichen Religion, einer nothwendigen Dienstbarkeit von Seiten meines Wesens gegen Gott. Es giebt eine Beziehung der Existenz und Abhängigkeit, — des Dankes, — der Liebe, — des natürlichen Priesterthums und der Anbetung, — der Aehnlichkeit und Abstammung, — der Theilnahme an Vernunft und Bestimmung, — der Verantwortlichkeit und ewigen Vergeltung.

Wie falsch und eitel ist demnach die Täuschung, in der die rechtschaffenen (honneten) Leute dieser Welt leben, wenn sie glauben, alle Rechtschaffenheit beschränke sich auf die Erfüllung unserer Pflichten gegen die Gesellschaft und gegen Unseresgleichen! wenn man diese erfüllt habe, sei man der Gerechtigkeit nichts mehr schuldig. Ja wohl! Denn erstlich erfüllt man die Pflichten gegen die Gesellschaft, wenn man ihr das Beispiel der Irreligiosität giebt, wenn man seinen Mitbrüdern zum Anstoß gereicht, wenn man durch seine Gleichgültigkeit ihren Eifer schwächt, wenn man in gläubigen Seelen durch Geringschätzung den Glauben tödtet und die Redlichkeit

*) Malebranche, 7e Entretien sur la métaphysique, No. 14.

zwingt, die Gottlosigkeit zu Ansehen zu bringen! — Haben wir ferner außer den Pflichten gegen unsere Mitmenschen nicht auch noch Pflichten gegen uns selbst, deren vornehmste darin besteht, daß wir mittelst unserer Beziehungen zu der höchsten, unbeschränkten Vollkommenheit uns fortwährend sittlich heben und dem Rufe unserer Unsterblichkeit Folge leisten? — Endlich, haben wir nicht directe Pflichten gegen Gott? und sind diese nicht gerade die ersten von allen unseren Pflichten? Jedem zu geben, was ihm gebührt, — schließt das nicht auch für den Höchstgestellten die Pflicht ein, Demjenigen zu huldigen, dem wir Alles zu verdanken haben? Hat Gott uns geschaffen, daß wir gerecht, dankbar und liebreich seien gegen Jedermann, ausgenommen gegen Ihn, der doch die Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit und Liebe selbst ist? Ist man wohl redlich, ist man rechtschaffen und zuletzt auch honnet, wenn man seine erste Schuld nicht abtragen will? Die Heiden urtheilten anders. Ich berufe mich auf Cicero's schöne Definition von Frömmigkeit: Die Frömmigkeit ist die Gerechtigkeit gegen Gott; Est enim pietas justitia adversus Deum.*)

Wenn also der Mensch gegen Gott erkenntlich ist und ihn ehrt, so ist das nichts Anderes, als bedenken und beherzigen, woher man gekommen ist, von wem man Alles hat, wem man Alles verdankt, zu welchem Zwecke man im Universum eine Stelle einnimmt, wohin man sein Streben richten soll und wohin man nach diesem Leben gelangt; es ist nichts Anderes, als sich anschließen an seinen Ursprung, an seinen Mittelpunkt und an sein Ende; es ist mit einem Worte ganz Mensch sein.

Niemand würde zögern, diese große Wahrheit anzuerkennen, wenn Gott im höchsten Glanze seiner Vollkommenheiten sich vor unserem Blicke entschleierte. Wir würden uns

*) Racine sagte ebenfalls schöne Worte zu seinem Sohne: „Ich schmeichle mir, daß du dein Möglichstes thust, um ein rechtschaffener Mensch zu werden, dabei aber wohl begreifst, daß man es nicht sein kann, ohne Gott zu geben, was man ihm schuldig ist.“ (Lettres de Jean Racine.)

an seinen Busen stürzen als den Ocean der Schönheit und des Lebens. Aber weil er hinter seinen Werken verborgen ist, weil er nur aus den Schönheiten hervorleuchtet, die er dort ausgegossen hat, so lassen wir uns dazu verleiten, ihm auszuweichen, die Liebesregung, die Gott uns einflößte, damit wir zu ihm kämen, den Geschöpfen allein zuzuwenden und an sie die unermeßlichen Schätze unserer Erkenntniß und unseres Herzens zu verschwenden. Weil aber von allen Geschöpfen wir Menschen wegen unserer Fähigkeiten die reichsten, die Gott ähnlichsten sind, so wenden wir bald unser Wohlgefallen und unsere Verehrung uns selber zu und verschwenden sie dann mit der größten Freigebigkeit an Alles, was uns erfreuen kann. Denn das Gefühl der Anbetung und Liebe, das Gott in uns gelegt hat, um uns an sich zu ziehen, verliert sich niemals; nur verirren wird es sich, wenn es sich von den Reizen einnehmen läßt, die Gott über seine Werke verbreitet hat, und die von seiner Schönheit nur ein Lichtstrahl sind, welcher die Geschöpfe im Farbenglanze prangen läßt und auf ihrer Oberfläche hin und her gaukelt. Statt uns dieser Reize zu bedienen, um an ihnen zu ihrem wahren Ursprunge hinaufzusteigen, und vom Werke zum Werkmeister, vom Strahle zu seinem Herde, von den Geschöpfen zum Schöpfer zu gelangen, setzen wir dieselben an seine Stelle; ja wir stellen sie ihm feindlich gegenüber und nehmen uns aus ihnen die Werkzeuge unserer Abtrünnigkeit, die dann aber bald die Werkzeuge unseres Mißgeschickes werden, indem sie uns außer einzelnen flüchtigen Freudenstrahlen nichts lassen, als Armuth und Mangel.*)

Dem Stolze unseres Geistes wird es schwer, und dem

*) „Alle Menschen sind eitel, die keine Erkenntniß Gottes haben, die aus den sichtbaren Gütern Den nicht begreifen, der da ist, und den Meister aus seinen Werken nicht erkennen. Haben sie die Dinge dieser Welt für Götter gehalten, weil sie von ihrer Schönheit eingenommen wurden, so hätten sie doch einsehen sollen, wie viel schöner ihr Herr ist; denn der Schöpfer der Schönheit hat alles dieses gemacht.“ (Weisheit 13, 1.)

Ungestüm unseres Herzens kostet es Ueberwindung, auf das wahre Glück zu warten, dessen bloßer Vorgeschmack doch unendlich mehr werth ist, als der gegenwärtige Genuß der vergänglichen Güter. Es fällt uns schwer, mit dem Glauben und der Tugend den Versuch zu machen, um sie zu gewinnen. Wir wollen sie sofort haben, sie uns selbst schaffen; wir wollen die Krone noch vor dem Kampfe, den Himmel auf der Erde, und zu dem Zwecke mißbrauchen wir alle unsere Fähigkeiten und verderben sie. Alle unsere Anstrengungen zielen darauf hin, unsere Bestimmung zu verfehlen und mit Hast und Eile uns von unserem Ziele zu entfernen.

Eine Dame, die nur zu sehr über diese Verirrung unserer Natur Erfahrungen gemacht, hat dies selbst mit folgenden sehr beredten Worten eingestanden.

„Die Liebe, bester Stenio, ist nicht das, was Sie meinen; sie besteht nicht in jener Sehnsucht, in jenem heftigen Streben aller unserer Fähigkeiten nach einem geschaffenen Wesen; sie ist der heilige Drang des mehr ätherischen Theiles unserer Seele zu dem Unbekannten. Als beschränkte Wesen suchen wir jenen brennenden und unersättlichen Wünschen, die uns verzehren, auszuweichen und sie anders zu deuten; wir suchen ihnen um uns her ein Ziel, und, o wir armseligen Verschwender! wir zieren unsere vergänglichen Götzen mit dem Reichthum der geistigen Schönheiten, wovon wir geträumt hatten. Der Sinnenreiz genügt uns nicht; die Natur bietet uns in dem Schatze ihrer einfachen Freuden nichts, was genug gewählt und ausgesucht wäre, um den Durst nach Glückseligkeit, der in uns ist, zu stillen. Der Himmel thut uns Noth, und den haben wir nicht. Darum suchen wir den Himmel in einem Geschöpfe, das uns ähnlich ist, und vergeuden für dasselbe alle hohe Kraft, die uns zu edlerem Gebrauche verliehen war. Wir verweigern Gott das Gefühl der Anbetung, ein Gefühl, das nur darum in uns gelegt worden, um uns zu Gott wieder hinzuführen; wir übertragen es auf ein unvollkommenes und schwaches Wesen, welches nun der Gegenstand unserer Ab-

götterei wird; ja bei poetischen Seelen geht heutzutage das Gefühl der Anbetung sogar in die physische Liebe über. O sonderbarer Irrthum einer gierigen, aber ohnmächtigen Generation! Wenn der Schleier des Götzen fällt, wenn hinter den Wolken von Weihrauch und hinter dem Heiligenschein von Liebe das Geschöpf sich zeigt, armselig und voll von Mängeln, — dann erschrecken wir vor unserer Täuschung, erröthen, stürzen den Abgott nieder und treten ihn unter die Füße. Und dann suchen wir uns wieder einen anderen; denn Lieben ist uns ein Bedürfniß, und wir betrügen uns noch oft, bis wir endlich, enttäuscht und aufgeklärt, die Hoffnung auf eine dauerhafte Liebe in diesem Leben aufgeben, uns zu Gott erheben und ihm mit Begeisterung und mit reiner Liebe jene Huldigung bringen, die wir niemals einem Anderen hätten zuwenden sollen, als ihm allein."*)

Diese Huldigung liegt in unserer Natur, alle unsere Beziehungen laufen darauf hinaus, unser eigenes Bestes fordert sie, sie ist der erste Artikel des natürlichen Gesetzes, du sollst deinen Gott lieben mit deinem ganzen Geiste und von ganzem Herzen.

VIII. Das Mittel, wodurch diese Huldigung ausgeübt wird, und wodurch die ganze Religion sich bekunden soll, ist das Gebet.

Zu dem Ende müssen wir in uns einkehren und tief unten in unserem Gewissen gleichsam ein Heiligthum errichten, wo wir stets unsere Gedanken vor Gott sammeln, bis diese Gegenwart durch Gewohnheit uns so fühlbar wird, daß wir sie mitten in den Sorgen und Bedrängnissen des Lebens nie ganz aus dem Gesicht verlieren und in bestimmten Zeiten der inneren Sammlung, die wir regelmäßig der Prüfung und Besserung unseres Innern widmen, mit Leichtigkeit wiederfinden. Dort werden wir über die Absichten bei unseren Handlungen Bericht erstatten, werden die Gluth unserer bösen Begierden

---

*) George Sand, Lélia.

auslöschen, unsere Widerwärtigkeiten und Leiden aufopfern und für eine immer gewissenhaftere Beobachtung des Gesetzes der Gerechtigkeit und Wahrheit die Kraft und den Muth schöpfen. Der Gedanke, der die Gottesverehrung nährt und unterhält, ist und bleibt unerklärlich ohne das Wort, sei es auch nur im Innern gesprochen; darum müssen wir uns dazu bequemen, durch das Gebet mit Gott zu verkehren. Eben im Gebete wird die Seele mit all' ihren Schwächen, ihrem Elend und ihrer Dürftigkeit vor der unumschränkten Vollkommenheit des Schöpfers ihre Empfindungen ausgießen, nicht damit Gott von diesem Elend und dieser Dürftigkeit Kenntniß erhalte, sondern damit wir selbst sie fühlen und erkennen, indem wir sie ausdrücken, und andererseits von den göttlichen Vollkommenheiten durchdrungen werden, während wir dieselben betrachten. Durch dieses Mittel, beständig ausgeübt, wird endlich ein inniger und wohlgeordneter Verkehr zwischen Gott und uns, eine himmlische Vermählung unserer Seele mit ihm entstehen, und die Erfahrung wird es uns bald zeigen, daß diese Einigung keine unfruchtbare ist, und daß Gott nicht zögert, seine Gaben reichlich über sie auszuschütten.*)

IX. Ein ferneres sehr geeignetes Mittel, unsere Beziehungen zu Gott zu befestigen, welches den zweiten Artikel des Naturgesetzes bildet, ist die Liebe zu unseren Mitmenschen.

Gleichwie wir der Gegenstand der unendlichen Liebe Got-

---

*) „Jeden Tag muß man zu ihm beten," sagt der vortreffliche Joubert; „täglich seinen Gedanken heften auf dieses Licht, welches uns läutert, auf dieses Feuer, das unsere Verderbtheiten verzehrt, auf dieses Musterbild, das uns regelt, auf diesen Frieden, der unsere Aufregungen besänftigt, auf diese Quelle alles Seins, die unsere Tugend wieder belebt." (Pensées, essais et maximes de J. Joubert, tom. I. p. 120.)

„Nur diejenigen wachen, o Gott, die an Dich denken und die Dich lieben. Alle Anderen sind in Schlaf versunken; sie träumen und hängen sich an ihre Täuschungen. Du allein bist die Wirklichkeit. Nichts ist gut als nur die Beschäftigung unseres Geistes und Herzens mit Dir, — nichts, als Alles für Dich zu thun und nur durch Dich uns bestimmen zu lassen." (Derselbe, tom. I. p. 107.)

tes sind, geschaffen nach seinem Ebenbilde, berufen, ihn zu besitzen, geradeso sollen wir auch in jedem unserer Mitmenschen den Gegenstand derselben Liebe, ein Kind Gottes, einen Bruder erblicken. Das beste Mittel also, Gott dem Herrn, dem Ursprunge alles Guten, dem wir eigentlich nichts Gutes erweisen können, wohlgefällig zu sein, liegt darin, daß wir denen Gutes thun, denen er selbst wohlwill, und daß wir einander die Werkzeuge sind, durch deren Hände die Spendungen seiner Vorsehung fließen; es liegt darin, daß wir die Zahlung unserer Schulden gegen den Vater an die Kinder entrichten, die der Himmel mit dessen Rechten betraut hat, und daß wir ihnen das sind, was wir wünschen, daß sie uns sein möchten, indem wir ihnen all' das Gute thun, was wir wollen, daß man uns thue. Eine solche allgemeine Wohlthätigkeit, die die Liebe Gottes zur Quelle, die Selbstliebe zum Maß und die Liebe unserer Mitmenschen zum Gegenstande haben soll, bildet die Ergänzung und Vollendung der natürlichen Religion: du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst.

Von der gemeinschaftlichen, über Alle sich erstreckenden Vaterschaft Gottes leitet sich also die Brüderlichkeit der Menschen her; die Bande der ersteren fester knüpfen, heißt zugleich die Bande der zweiten enger zusammenziehen. Vater unser! Die ganze Religion liegt in diesen zwei Worten.

X. Man würde sich aber seltsam getäuscht finden und auf eine Klippe stoßen, die ich jetzt schon näher bezeichnen will, wenn man von der Einfachheit der Theorie auf die Leichtigkeit schließen wollte, womit diese natürliche Religion sich befolgen ließe. Gott und den Nächsten lieben, ist bald gesagt, aber nicht sobald gethan. Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß alle menschlichen Anstrengungen ihr nicht nachkommen können.

Man wird dies leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß jene Liebe zu Gott, welche die Grundlage der Religion ausmacht, alle unsere anderen Gefühle überwiegen muß, und folg-

lich den Haß gegen alles das einschließt, was uns von ihr abwendig macht, insbesondere gegen uns selbst, die wir so gern uns ausschließlich lieben.

So handelt es sich denn um nichts Geringeres, als um Leben oder Tod der Eigenliebe und der Leidenschaften, d. h. um Leben oder Tod der Seele, die nur selbstsüchtig und leidenschaftlich ist. Die Seele allein kann diese Frage, die ihr zu hoch liegt, nicht zur Entscheidung bringen; denn bei ihrer verderbten Natur kann sie das Licht und die Kraft nicht finden, die ihr unumgänglich nöthig wären, um sich herauszuhelfen.

Woher kommt dieser auffallende Gegensatz zwischen der Seele und ihrem höchsten Gute? und wie geschieht es, daß, während im Reiche der Vernunft und der Wahrheit Alles behülflich ist, uns zu Gott hinzuführen, im Gebiete unserer natürlichen Neigungen und Triebe Alles zusammenwirkt, uns von ihm wegzuziehen? Wir stoßen da auf einen Abgrund, in welchem der Knoten unserer moralischen Beschaffenheit versteckt liegt und den wir noch nicht untersuchen dürfen. Täglich können wir uns auf dem Gebiete der Religion von diesem Gegensatze zwischen unseren Neigungen und unseren Pflichten überzeugen, und so gewiß dieser Gegensatz ist, so unübersteigbar ist er für unsere bloße Natur.

Daher die Folgerung, zu der ich als zu einer Berichtigung des Vorhergehenden kommen wollte, daß das Wort Natürlich, welches wir der Religion, so lange wir sie wissenschaftlich betrachten, beilegen, plötzlich aufhört passend zu sein, sobald wir zur praktischen Ausführung übergehen. Wir müssen sie, um bei der Wahrheit zu bleiben, übernatürlich nennen, und darum nimmer ausführbar, — es sei denn mit übernatürlichem Beistande.

Diese große Erfahrungswahrheit ist der Stein des Anstoßes bei den Deisten und ein Eckstein des Christenthums.

Wenn die Deisten jede geoffenbarte Religion ausschließen, so schließen sie damit zugleich auch jede natürliche Religion

aus, weil diese auf Finsterniß und Erbärmlichkeit, wie das der Zustand unserer Seele ist, gestützt wäre und sich von selbst nicht aufrecht halten könnte, es sei denn, wie schon Sokrates und Plato sagten, daß es Gott gefalle, seinerseits uns Irgendeinen zu schicken, um uns zu belehren und zu bessern.*)

Aus Mangel an gutem Willen, sich zu beugen und diese Wahrheit anzuerkennen, bleibt also der Deist in der That ohne Religion; und wie kann er sich alsdann von Gott eine Idee bewahren, die seiner nur im geringsten würdig wäre? und warum stellt er sich nicht in die Reihen der Atheisten?**)

Kann man es begreifen, daß Gott existire, und doch uns ohne Mittel und Wege gelassen habe, zu ihm zu gelangen? daß er sich unser angenommen, um uns auf die Bahn zum Himmel hinzustellen, und nun sich unser nicht mehr annehme, um uns fortzuhelfen und weiter zu führen? daß er uns in hinreichendem Maße die Idee seiner selbst gegeben, so daß es uns unmöglich ist, nicht an ihn zu denken, und daß er dennoch sich nicht genug offenbart habe, um uns zu verhindern, in eine Menge wunderlicher Muthmaßungen und abergläubischer Gebräuche zu fallen, die meistens das Ver-

---

*) Plato, in Apol. Socratis.

**) Auch ist er von zwei Seiten her gehalten, dies zu thun, sowohl von Seiten der Atheisten, als der Gläubigen; so falsch und widersprechend ist seine Stellung. — „Wenn Gott ist, sagt der Verfasser des Système de la nature, warum sollten wir ihm keinen Dienst erzeigen?“ (Tome II. p. 224.) — „Es giebt zwei Arten von Atheismus, sagt Joubert: die eine, welche dahin strebt, die Idee von Gott zu entbehren, und die andere, welche behauptet, daß Gott sich der menschlichen Angelegenheiten nicht annehme.“ (Tome I. p. 112.) — So werden die Deisten in das Christenthum getrieben durch die Atheisten, und von den Christen werden sie wiederum zurückgeschlagen in den Atheismus; ähnlich jenen kleinen Fürsten, wie de Bonald sagt, die ihr Ländchen zwischen zwei Krieg führenden Mächten haben und bald für die eine, bald für die andere Partei nehmen: sie gehen durch beide zu Grunde.

derbniß der Sittlichkeit und der Vernunft gewesen sind? Dem Instinkt der Ameise hat Gott nichts mangeln lassen; er leitet sie und giebt es ihr ein, was sie thun soll, indem er diesen Instinkt in ihr unterhält, so lange sie lebt: und den religiösen Trieb des Menschengeschlechts sollte er versäumen? Hat etwa nicht auch der Mensch bei der Schöpfung seinen Antheil erhalten; ist er vielleicht enterbt worden? ist etwa die Thorheit sein Antheil? O ihr Seelen des h. Vincenz von Paul und des Fénélon, ihr gebet uns die Antwort auf diese entsetzlichen und widernatürlichen Vermuthungen; auf der hohen Stufe der Vollkommenheit, zu der ihr gelangtet, zeiget ihr uns augenscheinlich, daß die Hand des Vaters zu seinem Kinde ausgestreckt gewesen.

Dennoch bleibt die natürliche Religion, wie wir sie eben entwickelt haben, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, immer gleichsam das Bild der ursprünglichen Religion und gleichsam der Stempel, an dem wir später die Wahrheit der christlichen Religion erkennen werden, die nur die praktische Wiederherstellung der ursprünglichen ist. Denn eine geoffenbarte Religion konnte wohl die natürliche weiter ausbilden und uns dieselbe leichter machen; sie konnte ihr aber nicht widersprechen. Wenn Gott gesprochen hat, um die Menschen wieder zu sich zu führen, so mußte das ausführlicher und bestimmter geschehen, als es schon früher einmal geschehen war, aber nicht verschieden davon. Im Gegentheil, gerade in der genauen Uebereinstimmung der beiden Sprachen wird man denselben Gott erkennen.

Nunmehr wollen wir die Wahrheit einer natürlichen Religion noch durch Thatsachen erweisen, und wollen der bisherigen Darstellung noch das Siegel der allgemeinen Uebereinstimmung aufdrücken.

§. 2.

Trotz aller Verfälschungen, denen die Huldigung Gottes wegen der Verirrungen des menschlichen Geistes sich unter-

ziehen mußte, hat sie dennoch immer und überall den Grundzug unserer Natur ausgemacht. Der Eckstein jeglicher Genossenschaft ist ein Altar gewesen; und wenn dieser Altar gestürzt wurde, so ist die ganze Verbindung mitgestürzt. Es war dem Menschen niemals verliehen, sich erhalten zu können ohne dieses unauslöschliche und angestammte Element seines Geschlechtes. Nicht allein der gebildete Mensch, sondern der vom gesellschaftlichen Leben am weitesten abstehende, der Wilde, ja der Mensch, der eben nur noch Mensch ist, — auch er hat stets dieses Feuer vom Himmel in seinem Busen getragen. Oft hatte er von der menschlichen Natur nichts Anderes als eben dieses; aber dies hat er immer gehabt: es ist der tiefste Trieb seines Wesens, der bei ihm am festesten Wurzel gefaßt und sich am meisten ausgebreitet hat.

„Unter so vielen Gattungen von Geschöpfen giebt es keines außer dem Menschen," sagt Cicero, „das eine Kenntniß von Gott hat; unter den Menschen ferner selbst giebt es kein Volk, weder so unbändig, noch so wild, das nicht, selbst wenn es nicht weiß, wie man sich Gott vorstellen soll, dennoch wüßte, daß man sich einen vorstellen muß."*)

„Ihr könnet Städte finden," sagt Plutarch, „die keine Mauern haben, keine Häuser, keine Plätze für gymnastische Uebungen, keine Gesetze, Münzen, Buchstaben und Schrift; aber ein Volk ohne Gott, ohne Gebete, ohne Eide, ohne religiöse Gebräuche, ohne Opfer, — noch niemals hat ein solches gelebt."**)

In neueren Zeiten haben die Entdeckungen der Schifffahrt für die Erfahrung dieser Thatsachen ein großes Feld geöffnet; aber auf keinem Punkte der Erdoberfläche hat dieselbe nicht ihre Bewährung gefunden. Auf dem ganzen Continent von Amerika hat man den Glauben an die Existenz Gottes und an die Unsterblichkeit der Seele als die Hauptgrundlage der Religion bei

---

*) De Leg. lib. I. cap. 8.

**) Adv. Coloten.

den Wilden vorgefunden.*) Alle Reisenden bezeugen übereinstimmend, daß dieser Glaube in ganz Afrika allgemein sei**); die Neger glauben fest an die Existenz Gottes, auf dessen Güte sie ihr Vertrauen setzen, dessen Macht sie anbeten und dem sie einen Theil ihrer Nahrungsmittel als Opfer bringen.***) Endlich hat man überall, wo es eine Spur von Menschen gab, auch Spur von Religion gefunden.

Diese Thatsache muß doch gewiß feststehen, wenn sie den Verfasser des Système de la nature zwang, folgendes Bekenntniß niederzuschreiben, das übrigens mit seinem Werke in so schreiendem Widerspruche steht: „Es scheint nicht, daß man vernünftiger Weise vermuthen könne, es gebe ein Volk auf Erden, dem der Begriff einer Gottheit durchaus fremd wäre.“†) Warum zieht er nicht auch gleich den Schluß, daß ein Begriff, der so allgemein ist, nothwendiger Weise natürlich und somit wahr sei? daß dieser unmöglich das Resultat einer allgemeinen Uebereinkunft sein könne? Ist es weniger ungereimt, der Stimme der Natur zu widersprechen, wenn sie zu allen Menschen redet, daß es einen Gott giebt, den man ehren müsse, — als wenn sie sagt, daß wir wegen unserer Vernunft höher stehen, als die Thiere? denn der Trieb des religiösen Gefühls ist nicht weniger natürlich, nicht weniger allgemein, als auch die Vernunft bei allen Menschen; so daß man, um eine Definition vom Menschen zu geben, ihn ebensowohl ein lebendes Wesen mit Religion begabt genannt hat, als auch ein lebendes Wesen mit Vernunft begabt. „Für Religion nicht empfänglich sein,“ sagt Joubert, „das war

---

*) Carli, Lett. améric. tom. I. p. 105; Ramusio, Navig. du nouv. monde; La Hontan, Voy. dans l'Amérique sept. tom. II. p. 123; Jos. Acosta, liv. V. p. 475 etc. etc.

**) Relat. de Guinée, par Salmon; Relat. de Desmarchais, p. 66; Voy. d'Issiny, p. 17; Pilgrin, t. I. p. 180; Dapper, Description de l'Afrique t. II.

***) Voy. à Surinam et dans l'intérieur de la Guyane, par le capitaine Stedman.

†) Tome II. chap. XIII. p. 376.

bei den Alten eines der charakteristischen Merkmale des Abgangs aller Vernunft.“*)

Obgleich nun aber Alle darin übereinstimmen, daß es nothwendige Beziehungen zwischen Gott und dem Menschen gebe, so gehen doch die Meinungen über die Art und Weise dieser Beziehungen auseinander. Allein mag auch diese Verschiedenheit der Meinungen über die Art und Weise immerhin von Irrthum zeugen, so ist doch das einstimmige Urtheil über den Grundsatz ein Zeugniß für die Wahrheit.

Man muß sich also wohl vor der Schlinge hüten, die uns der Atheismus des achtzehnten Jahrhunderts und namentlich Volney, in seinen Ruines, gelegt hat. Dieser macht sich ein Geschäft daraus, alle Widersprüche und Wunderlichkeiten der verschiedenen Religionen, die bei den Menschen üblich waren, zur Schau zu stellen, um daraus den Schluß zu ziehen, daß diese alle falsch seien, und daß es überhaupt **keine wahre** Religion gebe, weil die Wahrheit, die sich nur in Einheit mit sich selbst offenbare, nicht solche Widersprüche mit sich bringen könne.

Dieser letzte Grundsatz ist richtig; aber die Anwendung, welche Volney von ihm macht, ist falsch.

Es ist richtig, zu sagen, daß die Wahrheit nur in der Einheit sich findet. Wir stimmen diesem Grundsatze gern bei; ja wir machen von ihm Anwendung auf unseren Gegenstand und ziehen aus dem Widerspruche, der zwischen den verschiedenen Religionen herrscht, den Schluß, daß sie nicht alle wahr sind. Aber darf man wohl schließen, daß sie alle falsch seien?

Da steckt der Knoten des Sophisma.

Das allgemeine Zeugenverhör nämlich, welches Volney über alle religiösen Thorheiten abzuhalten beliebt, zeigt uns genau und auf das Bestimmteste, wie einmüthig und allgemein man an dem Principe und an der Wahrheit einer Religion festhält.

---

*) Tom. I. p. 113.

Wenn jede der Religionen, die bei den Menschen zur Ausübung gekommen sind, behauptet hat, sie sei die wahre, und wenn sie Geister finden konnte, die bereit waren, es zu glauben, so ist das nothwendiger Weise dadurch bedingt, daß schon vorher alle Welt darin einverstanden war, daß es überhaupt eine wahre Religion gebe. Ueber diesen Punkt herrscht allgemeine Uebereinstimmung, und es giebt demnach gemäß der Regel, die Volney selbst aufgestellt, wirklich **eine wahre**. Das ist denn auch der Gemeinplatz, der von allen Marktschreiern in Sachen der Religion abgenutzt und ausgebeutet worden. Niemals hätte man auch nur eine einzige falsche Religion einführen, einen einzigen Narren des Aberglaubens machen können, ohne die vorgängige Wahrheit von einer Religion. Wenn es nun so weit gekommen ist, daß die Menschen nicht blos eine, sondern hundert Betrügereien von Religion angenommen haben, so beweiset dies hundertmal mehr die Kraft der allgemeinen Ueberzeugung von der Wahrheit einer Religion. Diese Uebereinstimmung macht unseren Beweis um so kräftiger, als die allgemeine Uneinigkeit und Spaltung, die sich über die Art der Religion eingeschlichen hat, uns nachweiset, daß die Menschen, sich selbst überlassen, über nichts sich verständigen können; und daß somit, wenn sie über einen einzigen Punkt, wie z. B. über das Princip einer Religion, sich allgemein verstehen, dies nothwendig daher kommt, daß die Macht der Natur und der Wahrheit sie einigt. „Jedem Irrthum liegt eine Wahrheit zu Grunde, die man mißdeutet“, sagt Bossuet irgendwo. Es giebt falsche Religionen, wie es auch falsche Münzen giebt, falsche Heilmittel, falsche Krankheiten, die man dem Monde zuschreibt. Also ist es nothwendig, ich wiederhole es, daß, wenn man alles dies im Grunde betrachtet, es einen wahren Gottesdienst, eine wahre Religion giebt. Denn ohne diese hätte kein Mensch es sich einfallen lassen, die falschen Religionen für wahre auszugeben, wie auch Niemand so unbesonnen gewesen wäre, an dieselben zu glauben, wenn nicht der Geist des Menschen eben durch die Wahrheit von einer Religion

schon dazu vorbereitet und geneigt gewesen wäre, von allen diesen Unrichtigkeiten sich täuschen zu lassen, gleichwie er aus der Existenz der guten Münzen, der Wirksamkeit gewisser Heilmittel und aus einigen wirklich von den Gestirnen abhängenden Krankheiten sich verleiten läßt, an falsche Münzen, an falsche Heilmittel, an falsche Krankheiten zu glauben.*)

Ist es übrigens wohl wahr, daß mitten in diesem Chaos aller Gottesverehrungen die wahre nicht leicht für schlichte und gerade Herzen zu erkennen gewesen wäre? Hat es nicht immer und überall, zerstreut unter allen Völkern, Weise gegeben, die das heilige Feuer der natürlichen Religion bewacht haben und gegen die abergläubischen Thorheiten ihrer Zeitgenossen aufgetreten sind, die selber nicht in den Atheismus fielen, sondern vielmehr dem wahren Gotte eine fromme und eifrige Verehrung wiederherstellten? Das ist es, was wir, um aufrichtig zu sein, nunmehr zu untersuchen haben. Es wäre aber unverzeihlich, hierüber in Unkenntniß zu sein; denn es wird durch die empfehlenswerthesten Denkmäler der Philosophie und Geschichte bezeugt.

---

*) „Die Wahrheit von der Existenz Gottes ist für den Menschen zu wenig (fuhr der General Bonaparte in seiner Unterredung mit Monge fort, von der wir den Anfang bereits erzählt haben); er will noch mehr wissen über sich selbst, über seine Zukunft, — eine Menge von Geheimnissen, die das Universum ihm nicht sagt. Leiden Sie es doch, daß die Religion ihm alles das sage, was zu wissen er so sehr verlangt, und haben Sie doch Achtung vor dem, was sie ihm sagen wird! Freilich, es ist wahr, daß die eine Religion vorbringt, was wieder andere Religionen verneinen. Ich jedoch schließe anders, als Herr de Volney. Daraus, daß es verschiedene Religionen giebt, die ihrer Natur nach sich widersprechen, schließt er gegen alle; er behauptet, daß sie alle schlecht seien. Ich aber würde sie vielmehr alle gut finden; denn im Grunde sagen alle dasselbe.“ (Histoire du Consulat et de l'Empire t. III. p. 220 et 221.) — Wahr ist es, nicht daß alle Religionen gut sind, sondern daß alle Religionen im Grunde etwas Gutes haben, welches zu ihnen aus der wahren Religion herüberkommt, die allein gut ist, und von der jene, wie wir später sehen werden, alle nur Verfälschungen und Bruchstücke sind.

Ich will Ihnen einige vorführen. „Die Erfindung der Götzen,“ sagt ein altes Buch, welches zum wenigsten auf all' unsere Achtung Ansprüche hat, und welches mit dem wohlverdienten Titel Buch der Weisheit benannt wird, „ist der Unzucht Anfang, und ihre Einführung das Verderbniß des Lebens. Sie waren nicht von Anbeginn, und werden auch nicht ewiglich bleiben.“ *)

Dieses Zeugniß wird durch alle Profanschriftsteller bestätigt. „Ursprünglich,“ sagt Lucian, „hatten die Aegyptier gar keine Bildsäulen in ihren Tempeln.“**) Ebenso war es bei den Cariern, Lydiern, Arkadiern und Pelasgern, die erst in späterer Zeit die Verehrung der ägyptischen Gottheiten annahmen, wie uns Herodot erzählt.***) Bis dahin hatte sich der Gottesdienst, wie auch der Glaube, rein erhalten. „Man betete keine äußerlichen Bilder an, sagt Theophrast; man hatte noch nicht die Namen und die Abstammung all' der vielen Götter gefunden, die in der Folge verehrt worden sind; man brachte dem Urwesen aller Dinge in Einfalt seine Huldigungen, indem man ihm als Zeichen der Anerkennung seiner obersten Herrschaft Kräuter und Früchte darbot.“ †)

Varro versichert uns, daß die Römer während mehr als hundert und siebenzig Jahren keine Bildnisse von Göttern gehabt haben, und daß diejenigen, die diesen Gebrauch einführten, einen Irrthum stifteten, den man bis dahin nicht gekannt hatte.††) Dadurch wird die Auctorität des Plutarch noch erhöhet.†††)

Es ist sicher, daß die ursprüngliche Religion der Celten und Germanen von Abgötterei frei war und dann erst anfing, verfälscht zu werden, als diese Völker ihre alten Ueberlieferun-

---

*) Weisheit, 14, 12 und 13.
**) Lucianus, de Dea Syr.
***) Herodot, lib. II. 9.
†) Theophr. ap. Porphyr. de abstin. animal.
††) Varro, angeführt vom h. Augustin, de Civitate Dei lib. 4.
†††) Plutarchus, vita Numae.

gen aufgaben und ägyptischen und römischen Aberglauben annahmen.*)

Die Bewohner von Amerika**), Persien***), Indien†), erwiesen ursprünglich nur dem einzigen, wahren Gott ihre Verehrung.

Dasselbe war auch der Fall in allen Gegenden von China.††)

---

*) Antiquités de Vesoul, etc., par M. le comte Wilgrin de Taillefer.

**) Carli, Lettr. améric. t. I. p. 105. — „Garcilasso de la Vega lehrt uns, daß vor der Ankunft der Inkas nach Peru die alten Bewohner dieser Gegenden glaubten, es gäbe einen höchsten Gott, dem sie den Namen Pacha-Camack, Schöpfer der Welt, beilegten; daß dieser allen Dingen das Leben gebe, und daß er die Welt erhalte. Sie sagten, er sei unsichtbar. Man errichtete ihm einen einzigen Tempel, an einem Orte, genannt Thal Pacha-Camack's."

***) Sir John Malcolm, Histoire de la Perse, t. I. p. 273: „Die allererste Religion Persiens," sagt er nach Monsin Fani, „war ein fester Glaube an einen höchsten Gott, der die Welt durch seine Kraft gemacht hat und sie regiert durch seine Weisheit; ferner eine fromme Furcht vor diesem Gott, die gemischt war mit Liebe und Anbetung; eine große Achtung vor den Eltern und Greisen; eine brüderliche Zuneigung zu jedem Menschen." Man sehe auch d'Herbelot, Bibliothèque orientale, art. Caiumarath, t. I. p. 180; Paris 1783.

†) „Der Theismus," sagt de Sainte-Croix (Observ. prélimin. sur l'Èzour-Vedam, t. I. p. 13 et 14.), „ist die allererste Religion des Menschengeschlechtes gewesen. Die Ausbreitung der Vielgötterei würde diese Wahrheit voraussetzen, wenn anders die Thatsachen sie nicht bewiesen. Bei den Indiern, wie bei allen anderen Völkern des Landes, erkennt man, trotz der wunderlichsten Fabeln und Dichtungen, eine Gottesverehrung, die in ihrem Ursprunge rein war, in ihrem weiteren Verlaufe aber getrübt worden ist ... Der Verkehr der Völker verfälschte den öffentlichen Gottesdienst der Indier. Obgleich sie von Aegypten weit entfernt waren, so kann man dennoch nicht bezweifeln, daß sie von der Religion dieses Landes Kenntniß gehabt haben ..."

††) Ein Schriftsteller, der die Geschichte von China mit vieler Sorgfalt scheint studirt zu haben, versichert, „daß die Chinesen von ihrem ersten Ursprunge an bis zu den Zeiten des Confuzius keine Götzenbilder gehabt, daß sie nur den Schöpfer des Universums angebetet haben, den sie Xan-ti nannten, und dem ihr dritter Kaiser, Namens Hoam-ti, einen Tempel erbaute." (Morale de Confucius, Avertissement p. 15.) Dasselbe wird noch bestätigt durch die Motifs du prince Jean pour embrasser la Religion chrétienne. (Lettres édifiantes, t. XX. p. 349—350.)

Alle neueren Gelehrten, die über diesen wichtigen Punkt Forschungen angestellt haben, verkündigen gleichsam wetteifernd diese Wahrheit. Die große Menge des Stoffes, die noch zu durchlaufen ist, hält mich ab, sie anzuführen; ich mache blos aufmerksam auf Mignot*), Dr. Shuckford**), Leland***), Voltaire selbst†) und Bolingbroke.††)

Mignot, Shuckford und Leland und andere Gelehrten kommen alle auch über diesen Punkt überein, der den historischen Boden der Menschheit bildet, und worüber wir uns folgendermaßen erklären: „Als nach der Sündfluth die Menschen sich zerstreueten, um die Erde zu bevölkern und deren verschiedene Länder zu bewohnen, da nahmen die Häupter oder Anführer einer jeden Horde die ersten Grundsätze der Religion und der Moral mit sich in jene Länder, wo sie sich niederließen. Sie bewahrten dieselben wenigstens einige Zeit und pflanzten sie auf die folgenden Geschlechter fort. Die Auctorität galt ihnen als Philosophie, und die Ueberlieferung war ihr einziger Beweis. Sie verbreiteten also ihre wichtigsten Grundsätze und Sittenlehren als Belehrungen, die sie von ihren Vätern, und diese wieder von ihren Vorgängern gelernt hatten, bis hinauf zu den ersten Menschen, zu denen Gott gesprochen. Ihr Glaube war hauptsächlich auf alte Ueberlieferung gestützt, die dahin lautete, daß im Anfange Gott dem Menschen das Gesetz gegeben habe.“†††)

---

*) Mém. de l'Acad. des inscript., t. LXI. p. 240.

**) Connexion de l'Histoire sacrée et de l'Histoire profane, t. I.

***) Nouvelle Démonstr. évangél. t. III. p. 57—59.

†) Man sehe Lettres de quelques Juifs portugais, t. II. p. 73, édit. de 1817, in 12.

††) Tome V. p. 277, in 4. — „Die Lehre von Gott, von der Unsterblichkeit der Seele, von einem künftigen Zustande der Belohnungen und Strafen, scheint sich bis ins graue Alterthum zu verlieren: sie geht allen historischen Nachrichten, die wir darüber haben, voraus. Sobald wir aus dem Chaos der Alten Geschichte etwas herauskommen, finden wir diesen Glauben in dem Geiste der ersten Nationen, die uns bekannt sind, vollständig fest vor.“

†††) Leland, loco citato.

Aus allen diesen Citaten, deren Zahl wir bedeutend beschränkt haben, geht hervor, daß die Völker in ihrem Ursprunge eine reine Religion hatten, die aus der Tiefe des menschlichen Herzens und des menschlichen Geistes entsprang, sich an einen Gott richtete und ihn verehrte durch die Tugend im Innern, und äußerlich durch öffenliche Ceremonien, welche ungemein einfach und frei von Aberglauben waren; es geht daraus hervor, daß damals diese Religion sich allein vorfand, und daß sie sich hauptsächlich auf die Auctorität der Vorfahren und auf die Ueberlieferung stützte, die hinaufreichte bis auf eine Unterweisung durch Gott selbst.

Weil aber diese Ueberlieferung, die Grundlage der ursprünglichen Religion, auf keiner bestimmten und unwandelbaren Auctorität beruhete, sondern blos auf der mündlichen Mittheilung der Väter an die Kinder, so kam es, daß das Verderbniß der Sitten die Einfachheit der Lehre umwölkte, daß mit der Länge der Zeit Irrthum und Aberglauben sich in die ursprüngliche Gottesverehrung einschlichen, daß unvermerkt die Leidenschaften an die Stelle der Tugenden, die Sinne an die Stelle des Geistes, die Form an die Stelle des Gedankens, der Mensch an die Stelle Gottes traten, und daß die natürliche Religion endlich überall in das Chaos der Abgötterei hinabsank.*)

Nichtsdestoweniger ist die Erde jenes kostbaren Schatzes, der ihr anvertraut worden, niemals vollständig beraubt gewesen. Außerhalb des jüdischen Volkes, welches im Alterthume keine andere Bestimmung gehabt zu haben scheint, als die reinen Begriffe von Gott zu bewahren, und welches man ein Priester-Volk nennen könnte, haben sich noch auf allen Punkten der Erde Weise gefunden, die gegen die abgöttischen Thorheiten ihrer Zeitgenossen öffentlich auftraten und mitten in der Nacht, in die die Welt versunken war, einige Strahlen der ursprünglichen Wahrheit festhielten.

---

*) Der Ursprung des Götzendienstes ist wunderbar trefflich auseinandergesetzt im 14. Kapitel des Buches der Weisheit.

Diese Thatsache will ich noch mit einigen Citaten stützen.

Der Götzendienst hat anfänglich nichts mehr ausgerichtet, als den Glaubenssatz von der Einheit Gottes zu verdunkeln, ohne ihn vollständig zu tilgen. Unter anderen haben noch die ägyptischen Priester dieses Dogma gelehrt. Man kann daran nicht zweifeln, weil Solon, Thales, Pythagoras, Eudoxus, Plato, die jenen Satz vortrugen, nach Aegypten gegangen waren, um die alten religiösen Ueberlieferungen kennen zu lernen. So erzählt es uns Plutarch.*)

Ebenfalls erzählt uns Plutarch, daß man am Eingange des Tempels von Sais folgende Inschrift las:

Ich bin, der gewesen ist, der ist und der sein wird.
Kein Sterblicher wird jemals meinen Schleier lüften.**)

Das ist eine Definition, die nur der höchsten und alleinigen Intelligenz zukommen kann, und die an jene der Bibel erinnert: Ich bin, der ich bin.

Ueber dem Eingange des Tempels zu Delphi las man auch das Wort *Eἶ*, du bist, sammt jenem berühmten Sprichworte: Erkenne dich selbst! Plutarch sagt darüber: „Deshalb ist es meine Meinung, daß diese Inschrift weder Zahl bezeichnet, noch Ordnung, noch Verbindung; sie ist ein bloßer Gruß und eine Benennung Gottes, die den Leser, wenn er diese Worte ausspricht, veranlaßt, über die Größe und Macht desselben nachzudenken.“***)

Endlich war auch in Athen jene bekannte Inschrift: Dem unbekannten Gotte, an der Vorderseite eines Tempels zu lesen, worauf der h. Paulus in seiner Predigt vor dem Areopag anspielt. Während dieselbe mit natürlicher Einfalt die Unwissenheit aussprach, drückte sie den Begriff des wahren Gottes aus, der sich aus der Abgötterei noch gerettet hatte. „Man sieht,“ sagt ein Gelehrter, „daß die Athener vor diesem unbekannten Gotte große Ehrfurcht hatten, da sie bei

*) De Is. et Osir.

**) Ebendaselbst.

***) Plutarch, in der Abhandlung über das Wort *Eἶ*.

wichtigen Gelegenheiten gerade bei ihm schwuren. Wir sehen das in einem Dialoge Lucians, betitelt Philopatris, in welchem Critias bei dem unbekannten Gotte der Athener schwört, und Tryphon die Uebrigen sogar zur Anbetung dieses Gottes auffordert. Wir freilich, sagt er, beten den unbekannten Gott der Athener an, den wir entdeckt haben; und, die Hände zum Himmel erhoben, statten wir ihm unseren Dank ab, daß er uns würdig gemacht hat, einer solchen Macht unterworfen zu sein. Das beweiset, daß die Inschrift dieses Altares nur für einen einzigen Gott war, und daß man ihn höher glaubte, als alle übrigen."*)

Alle alten Philosophen Griechenlands, namentlich Thales, Hermotimus, Anaxagoras, Heraklitus, Archelaus, erkannten Gott als das älteste der Wesen, welches gar keinen Anfang gehabt.**) Es ist die Seele, sagten sie, es ist der Geist, welcher der Ursprung von Allem, der Grund und der Herr des Universums ist.***)

„Gott giebt ein glückliches Fortkommen dem, der das Gute thut," sagt Solon; „er ist der Herr aller Dinge und selbst der Unsterblichen; Keiner kommt ihm gleich an Macht."†)

„Wisset," sagt Sokrates, „daß euer Geist, so lange er mit dem Körper vereinigt ist, denselben nach Belieben lenkt. Man muß also auch glauben, daß die Weisheit, die in Allem lebt, was existirt, dieses große All so lenkt, wie es ihr gefällt. Dieser Gott, der Alles sieht, der Alles lenkt, ist derselbe, der im Anfange den Menschen gemacht hat."††)

„Weil die Welt einen Anfang genommen hat, hat sie nothwendig eine Ursache," sagt Plato. „Diese Ursache ist Gott, der Urheber und Vater von Allem, was gut ist; er ist

*) L'abbé Anselme, Méd. de l'Académie des inscript., t. VI. p. 307.
**) Diogen. Laërt., in Thalet.
***) Diogen. Laërt., in Anaxagor.
†) Solon, Sentent. inter gnomic. graec. Ed. vet.
††) Xenophont. memorab. Socrat., lib. I. 4.

ewig, höchst intelligent, allmächtig. Die Welt, die alle sterblichen und unsterblichen Wesen in sich schließt, ist das Bild dieses erkennbaren Gottes, der allein durch sich selbst ist."*)

Wollen Sie aber ein vollständiges Glaubensbekenntniß der wahren Religion? Hören Sie denselben Plato!

„Sterbliche! es ist ein Gott, den die Väter unserer Väter den Anfang, die Mitte, das Ende aller Dinge genannt haben. An seiner Seite wandelt ewiglich die Gerechtigkeit, die an den Uebertretern des göttlichen Gesetzes Strafe übt. Der Mensch, der zum Glücke vorherbestimmt ist, hält sich zu ihr und folgt mit heiliger Scheu der ehrwürdigen Spur ihrer Tritte, während der Unverständige, der durch seine Leidenschaften blind geworden ist, sich bald ohne Gott, ohne Tugend findet und alle Ordnung umstößt. Nachdem er einen Augenblick sich eines falschen Ruhmes erfreut hat, wird er das Opfer der unvermeidlichen Gerechtigkeit und richtet sich selbst, sammt seinem Hause und seinem Vaterlande, zu Grunde. — Was muß demnach der Weise denken, was thun? — Alle seine Gedanken, alle seine Bemühungen sollen auf Gott gerichtet sein; von ihm muß man geliebt werden, ihm muß man nachfolgen. Es ist nur ein Weg, und die Vernunft der alten Völker hat ihn uns bereits vorgezeichnet: man gefällt dem, dem man ähnlich ist. Nun ist aber Gott das höchste Gut, und all' unsere menschlichen Vollkommenheiten verschwinden vor ihm. Um ihm also zu gefallen, muß man suchen, ihm ähnlich zu werden dadurch, daß man Gutes thut. Wenn man das Böse thut, so entfernt man sich von ihm, man bleibt allein, und die Gerechtigkeit ist schwer beleidigt. — Diese Unterscheidung führt uns zu einer schönen und großen Wahrheit: Wenn der Gerechte sich den Altären nähert und mit den Göttern anknüpft durch Gebete, Opfergaben und alle Pracht des religiösen Dienstes, so verrichtet er eine edle, heilige, ersprießliche und mit

---

*) Plato.

seiner Natur durchaus im Einklang stehende Handlung."*)

Das wäre also die wahre Religion, geradeso, wie wir sie auseinandergesetzt haben; Alles ist da: Gott, der äußere Dienst und das Gebet.

Wenn etwas noch bezeichnender sein kann, als diese Stelle von Plato, so sind es nach der Anführung, die Aristoteles in seinen Werken davon macht, folgende einfachen Worte, die dieser noch hinzufügt: „Glücklich, ja glücklich der, welcher seit dem Beginne seines Lebens an dieses Gesetz sich angeschlossen hat."**)

Aber der Stoff wird mir gar zu reichlich, und ich weiß nicht, was ich bei dieser Menge von Zeugnissen zu Gunsten der wahren Religion in allen Zeiten zuerst wählen soll.

„O du, Musäus," rief der Priester der Ceres aus in einem Hymnus, der bis in die entferntesten Zeiten des Alterthums zurückreicht und in den Mysterien gesungen wurde, „o du, Musäus, Sohn der glänzenden Selene, leihe ein aufmerksames Ohr meinem Gesange; erhabene Geheimnisse will ich dir offenbaren. Mögen doch die eitlen Vorurtheile und die Neigungen deines Herzens dich von dem glücklichen Leben nicht abwenden! Hefte deine Blicke auf diese heiligen Wahrheiten! Oeffne deine Seele der Erkenntniß, und den rechten Weg wandelnd, versenke dich in Betrachtung des Königs der Welt! Er ist einer, ist von sich selbst; von ihm allein sind alle Dinge geboren; er ist in ihnen und über ihnen; sein Auge weilt über allen Sterblichen, und Keiner der Sterblichen sieht ihn nicht."***)

---

*) Plat., de Legibus, lib. VI. Oper. t. VII. p. 185—86, ed. Bip.

**) De mundo, cap. VII. Oper. t. I. p. 476.

***) Man sehe Christ. Eschembach, de poësi orphica, p. 136. — Wer auch der Urheber dieses Hymnus sein mag, sagt Abbé le Batteux, man kann nicht leugnen, daß er aus dem höchsten Alterthume sei; der Sinn, ja sogar die Worte zeigen das an. (Mém. de l'Acad. des inscript., tome XLVI. p. 371.)

Es war jedoch nicht allein die Leier der Oberpriester, von der zuweilen diese erhabenen Wahrheiten ausgingen, selbst von der Bühne aus ließen sie ihre Stimme vernehmen und suchten sich oft von der mythologischen Einfassung loszureißen. Hören Sie den Sophokles; man sollte sagen, diese Klänge seien der Harfe David's entwendet!

„O könnte ich doch das Glück genießen, die Heiligkeit in meinen Handlungen und in meinen Worten zu bewahren, ganz den erhabenen Gesetzen gemäß, die herabgestiegen sind von der höchsten Höhe der Himmel! Der König des Olymps ist ihr Vater; sie kommen nicht von dem Menschen, und niemals wird Vergessenheit sie auslöschen. In ihnen ist Gott, der nicht altert . . . O Gott, ich rufe dich an! Niemals werde ich aufhören, meine Stütze in Gott zu nehmen . . . Oberster Meister der Welt, dessen Reich ewig ist, zeige, daß nichts deinem durchforschenden Blicke sich entziehet."*)

Euripides, der Freund des Sokrates, oder vielmehr Sokrates selbst unter dem Namen des Euripides, schleuderte ebenfalls bisweilen die Pfeile der lauteren Wahrheit mitten in die Irrthümer seiner Zeitgenossen:

„Die göttliche Macht waltet langsam; aber ihre Wirkung ist unfehlbar. Sie verfolgt den, der sich in trauriger Verirrung gegen den Himmel auflehnt und ihm seine Huldigung versagt; ihr unvermerkter und verborgener Gang erreicht den Gottlosen mitten in seinen eitlen Anschlägen. O thörichter Hochmuth, der sich vermißt, weiser zu sein, als die Weisen und die alten Gesetze! Darf es unserer Schwachheit schwer fallen, einzugestehen die Kraft eines höchsten Wesens, wie auch immer seine Natur sein mag, und anzuerkennen ein heiliges Gesetz, das aller Zeit vorhergeht?"**)

So hören wir zu allen Zeiten und an allen Orten hehre und lautere Stimmen sich hoch über die Thorheiten

---

*) Sophocles, Oedipus rex, v. 863—905.

**) Euripides, Bacch. v. 880.

des Götzendienstes erheben: wir sehen, wie sie sich begegnen in einer geistigen Religion, wo sie den wahren Gott anbeten und ihm einen Dienst erweisen, der seiner würdig ist, nämlich den Dienst der Erkenntniß, den Dienst des Herzens, den Dienst der Tugend, den Dienst im Geiste und in der Wahrheit.

Noch ein Umstand, der die Existenz dieser ursprünglichen und wahren Religion deutlich bezeugt, ist wohl zu bemerken. Die Apostel dieser Religion, immer mehr zurückgedrängt und gleichsam erdrückt durch die stets wachsenden Fortschritte des Aberglaubens und des Atheismus, die sich immer einander auf dem Fuße folgen, kämpften gleichmäßig und insgesammt gegen diese beiden Dämonen der Erkenntniß und gaben sich alle Mühe, die reine und wahre Religion, die in der Mitte lag, von ihren Zusätzen und ihren Schlacken zu befreien. Sie hatten nicht blos einen Krieg zu führen, gegen den Aberglauben, sondern auch noch einen anderen, nicht minder nachdrücklichen, gegen den Atheismus.

In seinem Briefe Plato's an Dionysius von Syrakus lesen wir folgendes bemerkenswerthe Wort: „Es sind Manche, die mich um Briefe bitten, gegen die ich mich aber nicht offen aussprechen mag. Merke es dir also! diejenigen von meinen Briefen, in denen ich meine ernstliche Meinung ausspreche, fangen an mit dem Worte: Gott; die anderen mit diesen Worten: „Die Götter.“*)

In seiner Schrift De Divinatione, wo er ein Verzeichniß von den abergläubischen Gewohnheiten seiner Zeit anfertigt, kann Cicero die Regung der Wahrheit in seinem Innern nicht länger zurückhalten und läßt sie in folgenden Worten hervorbrechen:

„Um die Wahrheit zu sagen! ein Aberglaube, der sich über die Nationen verbreitet, hat fast alle Gemüther überwältigt und sich der menschlichen Schwachheit bemächtigt. Ich

---

*) Oper. t. XI. p. 177. edit. Bipont.

glaubte sowohl mir selbst, als auch unseren Mitbürgern zu nützen, wenn ich diesen Aberglauben gänzlich ausrottete. Keineswegs aber — und dies will ich sorgfältig beachtet wissen (id enim diligenter intelligi volo) — wird durch Zerstörung des Aberglaubens auch die Religion zerstört. Denn es geziemt einem weisen Manne, die Satzungen der Vorfahren durch Beobachtung der heiligen Gebräuche und Ceremonien aufrechtzuhalten; und die Schönheit der Welt, so wie die regelmäßige Anordnung der Himmelskörper, zwingt uns das Geständniß ab, daß es ein erhabenes und ewiges Wesen gebe, und daß dieses die Verehrung und Bewunderung des menschlichen Geschlechtes verdiene. Wie aber eben deshalb die mit der Erkenntniß der Natur verbundene Religion befördert werden muß, ebenso müssen alle Wurzeln des Aberglaubens ausgerottet werden. Denn er bedrängt uns und setzt uns zu und verfolgt uns, wohin wir uns auch wenden mögen."*)

Wie Cicero, so seufzte auch Plutarch, sehen zu müssen, wie die wahre Religion unter dem Aberglauben und dem Atheismus erstickt werde, und in seiner lebhafteren und gedrängteren Sprache sagt er:

„Es giebt Einige, die den Aberglauben fliehen und nun mit aller Hast und Eile sich in die rauhe und steinichte Verwegenheit des Atheismus stürzen, indem sie über die wahre Religion, die zwischen beiden in der Mitte liegt, hinwegspringen."**)

Der Atheismus versteckte sich öfters, besonders in jenen letzteren Zeiten, unter einen oberflächlichen Dienst der Natur und unter ein unfruchtbares Anstaunen ihrer Wunder. Genau derselbe Irrthum trat im achtzehnten Jahrhunderte wieder hervor. Seneca bekämpft ihn folgendermaßen:

„Was ist die Natur, wenn sie nicht Gott ist, die göttliche Vernunft, verbreitet im Universum? Wohin man sich auch

*) Cicero, de Divinatione, lib. II. cap. 72.

**) Plutarch, de Superst.

wenden mag, überall wird er sich uns zeigen; nichts ist leer von Gott, er erfüllt sein Werk. O undankbarer Mensch, du täuschest dich also, wenn du sagst: Ich habe Gott nichts zu verdanken, wohl aber der Natur; denn es giebt keinen Theil der Natur ohne Gott. Nennet ihn Natur, Bestimmung, Geschick, — das sind nur Namen desselben Gottes, der auf verschiedene Weise von seiner Gewalt Gebrauch macht."*)

Schließen wir endlich unsere Citationen. Wir könnten ihnen noch eine weit größere Zahl anreihen. Die gegenwärtigen sollen aber hinreichen, um die Wahrheit zu bekräftigen, daß es eine ursprüngliche, wahre, natürliche Religion giebt; daß es niemals erlaubt war, sie zu verwechseln mit den menschlichen Thorheiten, die ihr den Namen abgestohlen haben; daß sie zu allen Zeiten Anhänger gehabt hat; daß sie, unabhängig von dem jüdischen Volke, wo sie gleichsam wie in ihrem Herde vorzugsweise aufbewahrt wurde, bei allen anderen Völkern mitten in die Finsterniß des Götzendienstes Strahlen geworfen hat, indem sie aus den alten Ueberlieferungen und aus den vereinigten Stimmen des Gewissens und der Natur ihre Nahrung nahm. So konnte der h. Paulus, der Verkündiger dieser natürlichen Religion, die der Welt wiedergegeben wurde, in seinen Donnerworten gegen die Heiden mit Recht aussagen, daß sie sich nicht entschuldigen könnten, die Wahrheit mißkannt zu haben, oder vielmehr, wie er nachdrücklich sagt, sie hätten die Wahrheit Gottes durch Ungerechtigkeit aufgehalten; „was von Gott kennbar ist," fährt er fort, „das ist unter ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen offenbart. Das Unsichtbare an ihm ist seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen kennbar und sichtbar, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit, so daß sie keine Entschuldigung haben. Denn nachdem sie Gott erkannt hatten, haben sie ihn nicht als Gott verherrlicht, noch ihm gedankt, sondern wurden eitel in ihren Gedanken, und ihr unverständiges Herz ward ver-

---

*) Seneca, de Benefic. lib. IV. cap. 7.

finstert. Sie gaben sich für Weise aus, sind aber zu Thoren geworden. Sie vertauschten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit dem Gleichniß und Bilde des vergänglichen Menschen, auch der Vögel, und der vierfüßigen und kriechenden Thiere. Darum überließ sie Gott den Lüsten ihres Herzens, der Unreinigkeit, so daß sie ihre eigenen Leiber an sich selbst schändeten; und wie sie die Erkenntniß Gottes verwarfen, überließ sie Gott dem verwerflichen Sinne, zu thun, was sich nicht geziemt."*)

Wie sollte hier nicht selbst Jeder von uns in sich gehen, wenn er solche Vorwürfe hört? Schon gegen die Heiden sind sie schrecklich, wie sollten sie nicht für uns ein Sporn zum Guten sein? Denn es ist nicht mehr allein der Ruf der Schöpfung und die Stimme des Gewissens, die uns aufwecken; es ist nicht blos der überall, selbst mitten in der Finsterniß der Abgötterei, sich kundgebende Einklang der Edelsten unter den Menschen, sondern es ist, — ja, ich will's sagen! die Wahrheit selbst ist's, die Wahrheit in Person, die da kam, um die Welt zu erleuchten. Sie hat für immer ihr Licht in unserer Mitte aufgestellt und zeigt sich unseren Blicken seit achtzehn Jahrhunderten durch unzählige Wunder, unter denen jenes von ihrer Erhaltung unstreitig das größte ist. Furcht und Zittern muß uns ergreifen, ja auch uns, weil wir sie ebenfalls in Ungerechtigkeit gefangen halten. Möge doch von unseren Lippen, die vielleicht seit langer Zeit dem Gebete verschlossen waren, endlich einmal wieder jene uralte Huldigung emporsteigen, die das Menschengeschlecht, noch in seiner Wiege, in Anbetung niederfallend seinem Schöpfer widmete:

„Du, der Unsterblichen Höchster, Du Vielbenannter, der ewig
Nach Gesetzen beherrscht die Natur, ihr mächtiger Führer,
Sei mir gegrüßet, o Zeus! Denn alle Sterblichen dürfen
Dich anreden, o Vater, da wir ja Deines Geschlechts sind,

*) Paulus, im Briefe an die Römer.

Nachhall Deiner Stimme, was irgend auf Erden nur lebet.
Also will ich Dich preisen und ewig rühmen die Herrschaft
Deiner Macht, der rings nm die Erde die Kreise der Welten
Willig folgen, wohin Du sie lenkst, und dienen Dir willig.
Denn du fassest in Deine nie zu bezwingende Rechte
Deinen Boten, den flammenden, zweigezackten, den ewig
Lebenden Blitz; es erbebet die Welt dem schmetternden Schlage.
Also lenkst Du den Geist der Natur, der dem Großen und Kleinen
Eingepflanzet, sich mischt in alle Wesen und Körper.
Höchster König des Alls, ohn' den auf Erden, im Meere
Nichts geschiehet, noch am ätherischen, himmlischen Pole,
Außer was sinnenberaubt der Frevler Böses beginnet.
Aber Du weißt auch da das Wilde zu fügen in Ordnung,
Machst aus der Unform Form und gesellst Unfreundliches freundlich.
Also stimmest Du Alles zu Einem, das Böse zum Guten,
Daß in der weiten Natur ein ewig herrschend Gesetz sei,
Eins, dem unter den Sterblichen nur der Frevler entfliehn will.
Ach des Thoren! der immer Besitz des Guten begehret,
Und verkennet des Herrn der Natur allwaltende Richtschnur,
Will nicht hören, was, wenn er gehorcht', ihm glückliches Leben
Und Verstand gewährte. Nun stürmen sie Alle dem Guten
Grade vorbei, hierher, dorthin. Der kämpfet um Ehre
Fährlichen Kampf; der läuft nach Gewinn mit niedriger Habsucht;
Jener buhlet um Ruh' und um süße Werke der Wollust, —
Alle mit Eifer bemüht, dem nichtigen Wunsch zu begegnen.
Aber, o Zeus, Du Wolkenumhüllter, der Blitze Gebieter,
Du, der Du Alles giebst, befreie die Menschen vom schweren
Unsinn, nimm die Wolke von ihren Seelen, o Vater,
Daß sie die Regel ergreifen, nach der Du billig und sicher
Alles regierst; damit wir, denen Du Ehre gegönnt hast,
Wieder Dich ehren und Dich in Deinen Thaten besingen,
Wie's dem Sterblichen ziemt; denn weder auf Erden, noch jenseits
Giebt's ein höheres Loos, als ewig und ewig des Weltalls
Herrschende Regel gerecht in Wort und Werken zu preisen." *)

---

*) Dieser herrliche Hymnus, der in das höchste Alterthum hinaufreicht, wird dem Cleanth zugeschrieben. Er ist uns aufbewahrt durch Stobaeus, Eclog. lib. I. Er ist in Versen übersetzt in mehrere Sprachen: in's Lateinische von Jacques Dupont, in's Französische von Bougainville, und in's Deutsche von Gedicke und Herder. Man sehe noch über dieses kostbare Monument der Theologie des Alterthums: Fabricius, Bibliotheca Graeca t. II. p. 397; l'abbé Souchay, Mémoires de l'Académie des inscriptions; Thomas, Essai sur les Eloges.

Die letzten Klänge dieses erhabenen Gebetes sind der Hauch der menschlichen Ohnmacht, und rufen um Beistand beim Vater der Menschen, daß er seine ewige Weisheit, durch welche die Welt regiert wird, ihnen offenbare und sie lehre, ihn so zu ehren, wie es sich gebühre. Siehe, das sind die letzten Seufzer der natürlichen Religion! sie sind das wahre Kennzeichen, woran dieselbe zu allen Zeiten sich kundgegeben.

Fünftes Kapitel.

Nothwendigkeit einer Uroffenbarung.

Schon dieser Titel, fürchte ich, wird bei gewissen Lesern Mißtrauen und leichtfertige Vorurtheile erwecken, gegen die ich erst zu kämpfen habe und an denen die Schuld liegt, daß der einfache Gang der Wahrheit hier in etwas gehemmt wird.

Das achtzehnte Jahrhundert hat gegen das große Dogma der Offenbarung öffentlich soviel geschrieen und heimlich soviel angezettelt, daß die folgende Generation allerlei Uebel davon mitbekommen hat: eine Abneigung des Herzens, eine Dunkelheit des Gesichts, eine eingewurzelte Anlage zum Stumpfsinn, zur Ungerechtigkeit und selbst zur Reizbarkeit gegen Alles, was die Lehre von der übernatürlichen Einwirkung Gottes auf die Geschicke der Menschheit auch nur leise berührt.

Seit einiger Zeit kommt man jedoch von dieser Abneigung wieder zurück; aber diese Rückkehr macht sich, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, durch Mißgriffe und Uebertreibungen bemerkbar. Anhänger der Offenbarung giebt es überall, aber der wahre Offenbarer ist fast nirgends. Sein göttlicher Geist ist gleichsam nur ein Mantel, den die überspanntesten Systeme der Reihe nach umhängen. Hat man auch seine Lehre aufgenommen, so ist es noch lange nicht der häusliche Herd, wo man derselben Platz anbietet, noch auch will man sie im Leben und Wandel mitsprechen lassen. Dort ist sie noch abwesend. Man hat sie empfangen nur unter dem Titel Wundersam; man meint, sie sei blos geeignet, das Flitterwerk der Künste und der Mode zu vergolden, durch die Reinheit und Strenge ihrer Gegensätze das Spiel der Leidenschaften zu erfrischen und dadurch, daß sie den mystischen Ver-

kehr der Seele mit dem Himmel sinnlich macht, unseren Begierden eine größere Stärke und einen leichteren Aufschwung zu geben. So werden denn unsere Beziehungen zu Gott, die doch die Leidenschaften zu unterdrücken bestimmt sind, zum Hülfsmittel eitler Ergötzlichkeit herabgewürdigt. Ein solches Verfahren zeugt doch wahrlich nicht von Verstand, in einem solchen Benehmen liegt keine Wahrheit, und es fehlt nicht viel, — ich darf es wohl sagen, — so werde ich diesen Vergötterungen der geheimen Zirkel und des öffentlichen Opernhauses, wie man sie in unseren Tagen eifrig betreibt, eine offene Feindschaft gegen das Christenthum vorziehen. *)

Was uns angeht, so wollen wir mit allem Ernste diesen wichtigen Gegenstand aufnehmen und in philosophischer Weise, ohne Vorurtheil wie ohne Eigensinn, behandeln. Das Christenthum kennt schon seit langer Zeit nicht mehr diese Art von Prüfung, wiewohl sie die einzige ist, vor der es sich nicht fürchtet, die es sogar in Anregung bringt. Mögen diejenigen, welche ihm eine solche Prüfung wollen zukommen lassen, uns folgen. Jene aber, die es mir abschlagen, diese Bedingung einzugehen, mögen bei der Wahrheit von einer natürlichen Religion, wie wir sie soeben festgestellt haben, stehen bleiben; oder sie mögen vielmehr wieder zurückgehen bis zur Finsterniß des Zweifels, von wo aus wir zur Religion, zur Unsterblichkeit, zu Gott, zur Seele, zu Allem gekommen sind. Denn wenn uns dieser Weg nicht wirklich zum Christenthume hinbringt, so giebt es auf ihm nirgends einen Punkt, wo für die Erkenntniß ein Stillstand möglich wäre, und man muß entweder vorwärts schreiten, oder in die Tiefe zurückfallen. **) Wir erklimmen einen Berg; ausgegangen von der Ebene stoßen wir auf Wahrheiten,

---

*) Dies ist geschrieben im Jahre 1841; seitdem hat der tobende Ausbruch des Uebels bewirkt, daß man nach etwas ernsteren Heilmitteln sich umsah.

**) „Wenn man nicht glauben kann, daß es eine Offenbarung gegeben hat, so glaubt man nichts mit Bestimmtheit, mit Festigkeit, mit Entschiedenheit." (Joubert, Pensées, t. I. p. 111.)

die immer steiler hervortreten, die sich aber auf einander stützen und durch Uebergänge, die nichts Schroffes haben, sich wechselseitig feststellen, so daß für jene, welche sich etwa unterwegs aufhalten wollen, kein vernünftiger Vorwand übrig bleibt. Ich mache Ihnen bei diesem Punkte über die Nothwendigkeit einer Offenbarung in Vergleich zu den früheren leichteren Punkten über die Existenz Gottes und über das Geistesleben der Seele nicht den Vorschlag zu einem größeren Opfer, wohl aber zu größerer Bemühung für Ihren Geist; dafür verspreche ich Ihnen aber auch mehr Befriedigung. Denn wenn die ersteren Wahrheiten die folgenden stützen und tragen, so wirken diese ihrerseits wieder mit Macht auf jene zurück, ergänzen sie und geben ihnen Festigkeit, indem sie dieselben objectiviren und gleichsam einzelne Stufen daraus machen, auf denen man zum Gipfel gelangt. Dort hält man die ganze Kette und hat auf ein Mal in einem Ueberblicke den Genuß des harmonischen Ganzen von all' den Punkten, die man mühsam durchlaufen.

Das ist übrigens die Bedingung aller Wissenschaften für den gefallenen*) Menschen. Aus Abgründen von Unwissenheit muß er schrittweise sich herausarbeiten, um von dem Einfachen zum Zusammengesetzten, von dem Allgemeinen zum Besonderen, von dem Bekannten zum Unbekannten, von der Synthese des Zweifels zur Analyse der Beobachtung überzugehen, falls er die Synthese des Wissens erreichen will. Lassen Sie uns diese Bedingungen für das Studium der Religion annehmen, so wie wir es auch alle Tage für das übrige Wissen thun müssen; lassen Sie uns doch nicht eine Philosophie haben für die Wissenschaften, wie Portalis sagt, und wieder eine andere für die Religion!

Die beiden Kapitel über die Nothwendigkeit einer Uroffenbarung und über die Nothwendigkeit einer zweiten Offenbarung müßten im unmittelbaren Zusam-

*) Dieses Wort ist mir zu früh entfallen; ich lasse es jedoch stehen.

menhange dargestellt werden. In meinem Gedanken durften sie nur ein einziges Kapitel bilden. Die Ausdehnung und Wichtigkeit dieser Materie haben mich aber vermocht, dieselbe in zwei Kapitel abzutheilen, welche aber den Eindruck ihrer ursprünglichen Vereinigung auf uns machen werden, und daher fordern, daß man sie beide zusammennehme.

Gehen wir nun zu unserem Gegenstande über!

1. Die Wahrheit, sagte Zoroaster, ist keineswegs eine Pflanze dieser Erde. In der That, wenn wir uns über die Genealogie der Wahrheit hier auf Erden Rechenschaft geben wollen, und von Zweig zu Zweig weitergehen bis zum Stamme und bis zu den Wurzeln, so werden wir sehen, wie sie sich immer mehr dem menschlichen und individuellen Elemente entwindet, sich fernerhin nur auf eine allgemeine Uebereinstimmung stützt, die Pfade der Ueberlieferung zurückgeht und endlich sich an nichts mehr festhält, als an jener ersten Hand des höchsten Wesens, die zuerst in das Nichts ein reiches Dasein warf, den Menschen bildete und mit Erkenntniß begabte, und dann in diese Erkenntniß des ersten Menschen selbst den Samen der Wahrheit legen mußte, gleichsam die Vorräthe derselben, von denen das ganze Geschlecht durch mündliche Fortpflanzung zehren sollte.

Wenn wir in dieses Leben eintreten, bringen wir in unserem Geiste gar keinen Begriff von Wahrheit mit, sondern nur Fähigkeiten, um alle Wahrheiten, die uns später dargeboten werden, aufzunehmen, zu hegen und zu pflegen.

Die menschliche Gesellschaft, in die wir uns bald einmischen, bietet uns allenthalben den Schatz der Wahrheiten, der Ideen, der Kenntnisse, die sie in ihrem Schooße trägt. Mit wunderbarer Leichtigkeit eilen wir ihnen entgegen, machen sie unserer Erkenntniß, die zu ihrer Aufnahme ganz vorbereitet ist, anpassend, und wähend wir sie uns aneignen, befruchten wir sie und verbreiten dann ihre neuen Früchte in größerer oder geringerer Fülle wieder um uns her.

Diese Befruchtung würde aber nicht stattfinden, wenn uns nicht schon zuvor die Gesellschaft die ersten Elemente der Wahrheit, die wir niemals würden in uns selbst gefunden haben, hergegeben hätte. Wir haben nicht die Macht, auf unserem eigenen Boden die Wahrheit zu erzeugen, sondern blos, wenn ich so sagen darf, ihre Absenker in unseren Geist einzulegen. Die größten Genies, die das Gebiet der Wahrheit auf Erden bereichert haben, Newton, Bossuet, Pascal, hatten in ihrem staunenswerthen Geiste keine einzige Idee, die nicht unmittelbar oder mittelbar aus ihrer Gemeinschaft mit dem Menschengeschlechte herrührte. Ich sage noch mehr: ihre gewaltige Fruchtbarkeit mag größtentheils durch tausend Umstände der Zeit und der Stellung, worin sie gelebt haben, veranlaßt worden sein. Wären sie daher von diesen Umständen entblößt gewesen, so würden sie nicht so ausgezeichnete Werke erzeugt haben; und wären sie von jeder Berührung mit dem Menschengeschlechte abgeschnitten gewesen, so würden sie nichts hervorgebracht haben; ihre großen Fähigkeiten wären leer ausgegangen und jungfräulich geblieben.

Ziehen wir also den Schluß, so ist schon eine Offenbarung der Wahrheit von Seiten der Gesellschaft in dem Maße für uns vorhanden, als wir in den Schooß derselben eindringen.

Nun müssen wir aber die Frage stellen: Wie hat diese Gesellschaft der Menschen die Wahrheit bekommen? Hier gilt es, sich nicht mit zweideutigen Worten durchzuhelfen und den Faden der Rede, mit dem wir begonnen haben, nicht zu verlieren. — Wenn jeder einzelne Mensch, wie wir nachgewiesen haben, bei seinem Eintritte in die Welt durchaus keinen Begriff von Wahrheit mitbringt, und höchstens nur den Boden, den er da vorfindet, befruchtet, so ist es rein unmöglich, zu begreifen, wie die Gesellschaft, welche doch nur ein Zusammenleben eben dieser Einzelnen ist, die nichts von einem gemeinschaftlichen Einsatze mitbringen, sich dennoch im Besitze eines Bodens, eines Capitals findet; und man ist genöthigt, zu

schließen, daß irgend eine höhere Erkenntniß ihr damit Vorschuß geleistet habe, wie auch sie selbst uns Allen damit Vorschuß leistet.

Mag auch das Genie eines einzelnen oder mehrerer Menschen, eines Volkes oder eines Jahrhunderts, mit Riesenschritten in der Wahrheit weiter vordringen; mag deren Gebiet je nach der Regsamkeit des menschlichen Geistes, je nach dem Zufall seiner Entdeckungen oder nach den Umwälzungen seiner Geschicke sich ausdehnen oder enger zusammenziehen, — alles das beweiset nur die Entwickelung, den Gang der Wahrheit, aber keineswegs ihren Ursprung und ihre Quelle; und weil wir von einem Volke dasselbe sagen können, wie vom einzelnen Menschen, so dürfen wir kühn behaupten, daß dieses Volk sich nicht die Wahrheit ursprünglich gegeben, sondern daß es sie von seinen Vorfahren oder von seinen Nachbarn durch irgend einen Canal, durch irgend eine Eingießung erhalten habe, wie auch diese ihrerseits sie erhalten haben; dergestalt daß, wenn man zwischen zwei auf einander folgenden Generationen eine gänzliche Trennung und einen unüberschreitbaren Abstand annehmen dürfte, die letzte, mag sie noch so sehr mit sich selbst kämpfen und ringen, doch ewig im Schatten des geistigen Todes bleiben würde: sie wäre für immer jeglichen Elementes der Civilisation beraubt, lebte nur nach ihrem Instinkt und nach dem Gelüsten ihrer Sinne, und ihr Leben würde bald in den Ausschweifungen ihrer viehischen Wildheit vor moralischer Entkräftung erlöschen.*)

Die Beobachtung der Thatsachen bestätigt vollkommen das Gesagte. Denn obwohl die Annahme, die wir so eben machten, sich niemals ganz verwirklicht hat, so werden doch die wilden Horden, die man im Innern von Afrika und Amerika entdeckt hat, und der unverrückbare Zustand ihrer thierischen

---

*) Das ist's, was man im achtzehnten Jahrhundert den Naturzustand nannte; als wenn der Naturzustand nicht der vollendete, der vollkommene Zustand, und somit für den Menschen der gesellschaftliche wäre. Mit demselben Rechte könnte man auch sagen, die Eichel sei der natürliche Zustand des Eichbaums.

Dummheit, worin sie Jahrhunderte lang in Folge ihrer Abgeschiedenheit gelebt haben, hinreichend sein, um uns zu beweisen, daß die Gesellschaft ebensowenig, wie der Einzelne, sich die Wahrheit geben kann; andererseits aber wird uns das Fortschreiten des Lichts und der Aufklärung in der gesitteten Welt zeigen, wie die Fackel der Civilisation, der Künste und Wissenschaften von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert sich allmälig weiter mitgetheilt hat vom hohen Asien her, wahrscheinlich ihrem ersten Herde, nach Aegypten hin, nach Kleinasien, nach Griechenland und seinen Colonieen, nach Rom und den gegenwärtigen Staaten des westlichen Europa's, und von hier aus über die ganze Welt. So erscheint uns die Wahrheit wegen dieser Vererbung und dieser Regelmäßigkeit im Fortgange wie ein Bote aus dem Himmel, der der Erde Mittheilungen macht und sich den Völkern, wie den Einzelnen, offenbare. Sein Geburtsort aber befindet sich nicht unter ihnen; sonst würde er wohl an verschiedenen Punkten zum Vorschein gekommen sein.*)

Wenn wir nun dem Endresultate unserer Forschung näher gehen und von unseren Urtheilen und Beobachtungen auf die erste Generation der Menschen, die sich auf Erden vorfand, Anwendung machen, so fragen wir uns, wie es möglich war,

*) Alles in der Geschichte weiset darauf hin, daß der Orient die Wiege des Menschengeschlechts gewesen. Colonieen, die sich mehr oder weniger gewaltsam von ihrer ersten Familie, oder von ihrer Nation lostrennten, verbreiteten sich über die Erde; weil sie aber nur dürftige Vorräthe von Gesittung und Wahrheit mit sich nahmen, so hatten sie in ihrer Abgeschiedenheit dieselben bald erschöpft, während der große Behälter des Lichts und der Erkenntnisse seine Fülle behielt und sich in regelmäßigen Strahlen vom hohen Asien her ergoß, von wo einige Jahrhunderte später die Civilisation sich weiter ausbreitete und auch die Nachkommen der ersten Auswanderer mit ihrem Glanze erleuchtete. — Der neuere Ursprung des Menschengeschlechts auf dem Erdball, seine ursprüngliche Familien- und Spracheinheit sind übrigens Thatsachen, die heutiges Tags ebenso durch die Wissenschaft wie durch den Glauben gewonnen und geschützt sind. Später werden wir auf diesen Gegenstand zurückkommen.

daß diese erste Gesellschaft, die an alle nachfolgenden das Licht der Wahrheit überbracht, offenbart hat, es selbst mag bekommen haben. Hier hat sich die Schwierigkeit bis zu ihrer letzten Grenze zurückgezogen; die Entscheidung muß erfolgen. Ueber diesen so genau bezeichneten Punkt kann es aber keine zweierlei Meinungen geben; denn es ist offenbar, daß die ersten Menschen, — weil sie nicht ebenso die Wahrheit von anderen Menschen empfangen haben, wie sie selbst sie weiter Anderen überbrachten, und weil sie andererseits unfähig waren, sie sich selbst zu geben, — sie haben empfangen müssen von dem alleinigen Wesen, von dem sie bereits das Leben und die Erkenntniß bekommen hatten; es liegt klar am Tage, daß im Anfange ein Verkehr hat stattfinden müssen zwischen den ersten Menschen und Gott, wie es seitdem einen gegeben hat zwischen den Menschen unter einander; mit einem Worte, daß es eine Uroffenbarung gab.

Die Untersuchung, die uns zu diesem Resultate geführt hat, kann man übrigens auf sehr einfache Sätze zurückführen.

Die ganze Frage besteht darin, zu wissen, ob die nothwendigen Wahrheiten, die allgemeinsten Ideen in jedem Menschen als angeborene sich vorfinden. Denn wenn sie nicht angeborene sind, so sind sie übertragene, und zwar übertragene an die Einzelnen jetzt mittelst der Gesellschaft, und an die Gesellschaft ursprünglich durch Vermittelung Gottes.

Das System der angeborenen Ideen, welches man jetzt allgemein wieder aufgegeben hat, bestand nach der Auffassung seiner ersten Anhänger, unter denen Descartes und Leibnitz die hervorragendsten waren, nur in einigen dunklen Vorbegriffen, die so unklar sind, daß sie fast mit unseren Fähigkeiten zusammenfallen; es fehlte denselben an eigener Kraft, um sich von den Fähigkeiten abzulösen und sich zur Höhe und Selbständigkeit einer Idee zu erheben.*)

*) „Damals, als ich noch sagte, die Idee von Gott sei angeboren," schreibt Descartes, „habe ich niemals etwas Anderes darunter ver-

Diese Lehre, selbst so verstanden, konnte nur darum ihren Anhängern Eifer einflößen, weil sie gegründeten Widerspruch fand und in die Enge getrieben wurde von der entgegengesetzten Lehre, nämlich: daß im menschlichen Geiste keine Idee sei, bevor die Sinne sie geweckt hätten, Nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu; eine Lehre, die bekanntlich von Locke und von Condillac vorgetragen worden, und die uns den Materialismus von Cabanis und von Broussais eingebracht hat.

Wenn man sich aber nicht dem Idealismus des Descartes und Leibnitz anschließen will, so ist es darum noch gar nicht nöthig, nach dem Sensualismus von Locke und Condillac zu greifen. Der allgemeine Fehler dieser beiden, wie auch vieler anderen Systeme, liegt darin, daß sie a priori gemacht sind und nicht auf dem festen Boden der Beobachtung ruhen. Ihr besonderer Fehler aber ist, daß sie dem einzelnen Menschen Eigenschaften beilegen, die nur dem ganzen Geschlechte zukommen.

Die Beobachtung hat es bewiesen, und es ist eine ausgemachte Sache, daß die nothwendigen Wahrheiten, wie da sind die Wahrheiten der natürlichen Theologie und der Moral, uns nicht auf dem Wege sinnlicher Erfahrungen zukommen. — Ebenso hat auch die Beobachtung gezeigt, daß sie uns nicht angeboren sind, und daß das bloße Nachdenken nicht

standen, als was auch mein Gegner darunter versteht, nämlich, daß die Natur in uns eine Fähigkeit gelegt hat, mittelst deren wir Gott erkennen können; aber niemals habe ich geschrieben oder gemeint, daß solche Ideen wirklich hervortretende seien, oder daß sie irgend welche bestimmt geschiedene Arten unserer Denkfähigkeit seien." (Lettres, t. II. p. 477.)

„Man muß jedoch zugestehen", sagt Leibnitz, „daß unsere Neigung, die Idee Gottes kennen zu lernen, in der menschlichen Natur liegt; und wollte man auch die erste Belehrung, die den Menschen zu Theil wurde, der Offenbarung zuschreiben, so kommt die Leichtigkeit, die die Menschen bei Aufnahme dieser Lehren bewiesen haben, doch stets von der natürlichen Beschaffenheit ihrer Seelen." (Nouveaux Essais sur l'entendement humain, liv. I.) Das wollen wir denn auch gern gelten lassen.

im Stande ist, sie aus einer vereinzelt dastehenden Erkenntniß hervorzulocken. — Endlich ist es auch noch ungenau, zu sagen, sie kämen von der Thätigkeit des Geistes bei den sinnlichen Eindrücken, wie es, nach Locke, Laromiguière hat behaupten wollen.

Was diese drei Systeme zu nichte macht, ist die Erfahrung, daß der einzelne Mensch, der in vollkommener Trennung von allen übrigen aufwächst, in einer gänzlichen Unthätigkeit seiner Erkenntnißkraft verbleibt, möge er auch mit allen Werkzeugen ausgerüstet sein, mit deren Hülfe die Ideen in uns zu Stande kommen.

Die nothwendigen Wahrheiten, die jedes Gebäude unserer Wissenschaften tragen, kommen ursprünglich alle aus unserer Berührung mit der Gesellschaft, in die sie eingegossen sind, wo sie thatsächlich existiren und wo sich Alles mittheilt und erlernt, selbst die Tugend. Die Beobachtung ist's, die uns davon überzeugt, und Alles, was wir im Vorhergehenden über den Gang des Lichtes und der Aufklärung in der Welt gesagt haben, trägt dazu bei, diesen Beweis hier vollständig zu machen. Mit einem Worte, die Kenntniß der nothwendigen Wahrheiten, die unsere Ideen sind, ist eine angeborene, aber nicht im Menschen, sondern in der Gesellschaft.

Daraus geht hervor, daß das Erbgut der Wahrheiten, welches die Gesellschaft besitzt, der Urstiftung nach nicht von Menschen herrührt, denn diese können höchstens nur von ihm nehmen; und daß es, wenn es nicht von den Menschen kommt, nur von Gott kommen kann. — So kann denn dieses Programm von Grundsätzen, das wir Vernunft nennen, dieser Codex von Sittenlehren, den wir Gewissen nennen, kurz das natürliche Gesetz, nur deshalb so heißen, weil wir dabei den Gegensatz einer späteren Offenbarung im Sinne haben, und weil wir ganz unwillkührlich und doch mit der größten Sicherheit Anwendung davon machen. Aber an sich und in Beziehung auf unsere eigene individuelle Natur ist dieses natürliche Gesetz auch nur ein geoffenbartes,

ein angenommenes, ein mitgetheiltes Gesetz, und nur durch Rückwirkung unserer Fähigkeiten, die zu seiner Aufnahme bereit sind, geschieht es, daß sie es sich zu einem natürlichen machen.*)

II. Mag diese wichtige Wahrheit von einer Uroffenbarung durch die Betrachtungen, die wir so eben über die Abstammung der Wahrheit auf Erden entwickelt haben, noch

---

*) Diese Schlußfolgerung hat auch die Auctorität der Erfahrung für sich. Wie viele Ideen haben wir nicht, die uns natürlich geworden sind und es noch immer mehr werden, die es aber vor achtzehn Jahrhunderten bei Weitem nicht waren! Ich spreche von allen den Ideen, die durch das Christenthum in die Welt gebracht sind, und die Anfangs von der heidnischen Gesellschaft als widernatürliche und antisociale zurückgestoßen, später aber sogar die Grundlagen der Vernunft aller und die allgemein gültigen Regeln des moralischen Gefühls geworden sind, und zwar es so sehr geworden sind, daß heute bei uns die Unterscheidung zwischen ihnen und dem natürlichen Gesetze ganz fortfällt. — Es ist ein sehr großer Irrthum, zu sagen, wir trügen das natürliche Gesetz eingeschrieben in unser Gewissen. Dieser Satz hat sehr viel Schein und ist in einem gewissen Sinne sehr moralisch; daher ist mancher hervorragende Geist in diesen Irrthum gefallen. Aber die Deisten des vorigen Jahrhunderts haben seine ganze Falschheit und seine ganze Gefährlichkeit sehen lassen, indem sie seine Consequenzen gegen die Religion richteten. Obgleich dieser Spruch so trefflich lautet und ganz üblich geworden ist, so ist er doch bei einer philosophischen Prüfung nicht stichhaltig. Soviel ist wahr, daß das Gewissen erstaunlich gern und leicht das natürliche Gesetz aufnimmt; aber die Hand der Gesellschaft ist's, nicht die der Natur allein, die die Züge dieses Gesetzes darin eingräbt. Will man jedoch der Metapher zu Ehren und der gewohnten Redeweise zu Liebe darauf bestehen, daß wir das natürliche Gesetz in unserem Gewissen eingeschrieben tragen, so muß man auch sagen, daß es mit sympathetischer Dinte da eingeschrieben sei, und daß seine Buchstaben an den Brennpunkt der Gesellschaft und an die Fackel der Religion müssen angehalten werden, um unseren Augen sichtbar zu sein. „Die allgemeinsten und wichtigsten Vorschriften dieses Gesetzes," sagt Puffendorf, „sind so offenbar und deutlich, daß diejenigen, denen man sie vorlegt, sie sofort billigen, und daß, wenn man sie einmal kennt, sie sich nicht mehr aus unserem Geiste vertilgen lassen." — „Hier zeigt sich zweierlei," bemerkt de Bonald, „erstens, daß wir diese Gesetze nur insofern kennen, als man sie uns vorlegt; zweitens, daß wir sie darum so natürlich finden, weil sie der Natur unserer Vernunft so gemäß sind."

so unumstößlich festgestellt sein, so könnte sie etwa doch in unserem Geiste jenen leisen Zweifel zurücklassen, der über die am besten bewiesenen Wahrheiten zurückbleibt, solange sie nur auf eine einzige Art bewiesen sind. Aus der großen Anzahl von Beweisen soll aber ein zweiter, — und auch dieser darf noch nicht der letzte sein, — ihr als Gegenprobe dienen, damit so die Grundlage unserer Ueberzeugung sich noch mehr erweitere.

Ich spreche nun von dem Ursprunge der Sprache. Der Ursprung des Wortes ist durchaus unerklärlich ohne eine Uroffenbarung. Auf diesen interessanten Gegenstand wollen wir unsere Aufmerksamkeit eine kurze Zeit fixiren.

Was ist das Wort? Offenbar der sinnlich wahrnehmbare Ausdruck, gleichsam der Körper des Gedankens. Der Gedanke muß also schon vor dem Worte dasein. Das Denken muß man bereits verstehen, um sprechen zu können; kurz, wenn die Ersten, die gesprochen haben, die Erfinder des Wortes gewesen sind, so haben sie das nur mit Hülfe und auf Antrieb des Gedankens sein können. Dies ist unbestreitbar.

Aber dieser Gedanke, der zur Erfindung des Wortes hat hinführen müssen, was ist er selbst anders, als ein inneres Wort des Geistes, der mit sich selbst spricht? Und wenn dem so ist, wie hat man denken können, wenn man nicht schon sprechen konnte? Das Wort wäre also dem Gedanken voraufgegangen? Aber so eben haben wir gesehen, daß die Erfindung des Wortes selbst unerklärlich ist ohne die Beihülfe und Präexistenz des Gedankens. Ein verhängnißvoller Zirkel, in den die Menschheit wäre eingeschlossen gewesen! Man begreift nicht, auf welche Weise sie anders hätte herauskommen können, als wie auch das Kind alle Tage herauskommt, indem es von befreundeter Auctorität, die früher war, als es selbst, das Wort und zu gleicher Zeit die Regung des Gedankens bekommt.*)

*) Es ist sogar auffallend, daß das Kind früher sprechen als denken lernt. Wie viele Worte sind in seinem Gedächtnisse, ehe ihr Sinn und

Diese Folgerung ist unvermeidlich, wenn es wahr ist, daß der Gedanke, ohne dessen Hülfe man die Erfindung des Wortes nicht begreifen kann, sich selbst nicht begreifen läßt ohne Hülfe eines schon vorher existirenden oder doch wenigstens zugleich existirenden Wortes.

Alles hängt von diesem Punkte ab, und es ist viel daran gelegen, dies möglichst festzustellen.

Die Eindrücke, die die sinnlichen Objecte auf uns machen, lassen in unserem Geiste nur Bilder, Empfindungen, zurück. Mittelst der Thätigkeit des Gedankens geben wir uns alsdann das Bewußtsein von diesen Bildern, von diesen Empfindungen; wir erwägen sie, vergleichen sie, zerlegen sie in Theile und benennen sie; wir leiten daraus bejahende oder verneinende Folgerungen her, stellen endlich Betrachtungen über das Ganze an und sprechen uns aus. Das ist der Mechanismus des Gedankens. Aber um zu erwägen, zu zerlegen, herzuleiten, Betrachtungen anzustellen, Folgerungen zu ziehen, kurz, um zu denken, muß unsere Erkenntniß nothwendiger Weise zu ihrem Dienste einen Wortvorrath haben, der dazu dient, die so verschiedenen Gegenstände und Elemente ihrer Operationen zu benennen, zu unterscheiden und festzuhalten. Der Gedanke ist eine Rechenschaft, die der Geist sich selbst abgelegt hat. Bei der Thätigkeit des Gedankens scheint es, daß wir unsere Fähigkeiten zerspalten, damit jede in der Sphäre ihrer Bestimmung wirksam sei, und daß wir sie dann wieder zusammenberufen, damit sie geheimen Rath mit uns halten. Zu dem Ende ist es aber nöthig, daß sie sich Rede und Antwort geben durch innere Zeichen, über die sie einig sind, wie wir es auch äußerlich mit den übrigen Menschen thun. Ohne das würden die Fähigkeiten in fortwährender Unthätigkeit

---

Gedanke in seinem Geiste geordnet sind! Lange Zeit spricht es durch den Gedanken seiner Mutter; ja sein Wort ist nur das gelehrige Echo von ihr; nur allmälig wird sich sein individueller Gedanke von ihr ablösen und kraft der eigenen Erkenntniß zum zweiten Male den Boden in Besitz nehmen, der bereits mittelst des Wortes und des Glaubens gewonnen war.

bleiben. Daß es also ohne Monolog keinen Gedanken giebt kommt daher, weil der Monolog in diesem Falle nur eine Unterredung zwischen unseren Fähigkeiten ist. So ist es ja manchmal der Fall, daß, wenn uns plötzlich ein Gedanke ergreift, wir in der Ueberraschung uns vergessen und in der Mehrzahl von uns sprechen, oder wohl gar in der dritten Person, als gäbe es in uns mehrere Individualitäten. Wie geheimnißreich ist die Tiefe der Seele, wo wir zu gleicher Zeit die Einfachheit ihrer Natur bei der Verschiedenheit ihrer Fähigkeiten und die Verschiedenheit ihrer Fähigkeiten bei der Einfachheit ihrer Natur wahrnehmen. Wenn wir dieses hier vergleichen mit dem, was uns die Religion über die Dreiheit der Personen in einem einigen Gotte lehrt, so scheint sich jenes große Wort des Schöpfers in der Genesis zu bestätigen: „Lasset Uns den Menschen machen nach Unserem Bild und Gleichniß."

Wir wollen aber diese Betrachtung, die vielleicht für den Augenblick noch zu kühn sein mag, lieber auf einfachere Verhältnisse zurückführen. Nie und nimmer können wir uns auch nur von einem einzigen Gedanken Rechenschaft geben, ohne den Beistand dieses inneren Wortes anzunehmen, von dem ich so eben gesprochen habe. Jeden Augenblick können wir das bewahrheiten, denn es ist eine Thatsache, die unserem inneren Blicke nicht entgehen kann. Descartes mag sich noch so viele Mühe geben, in seinem Begriffsvermögen tabula rasa zu machen und sich zu überreden, er habe nun seinen Geist von allem dem, was er gelernt hatte, ausgeleert, um seine Kenntnisse keinem Andern mehr zu verdanken, als sich selber. Der erste Entdeckungsact, den er in seiner Unabhängigkeit nach jenem berühmten: Ich denke, folglich bin ich, vornimmt, besteht darin, daß er anfängt zu borgen, und zwar bei dem Worte seiner Amme; denn ohne sie hätte er sich nicht das Bewußtsein des Denkens oder des Seins geben können.

Das ist's, was Herrn de Bonald dieses preiswürdige

Axiom vorbringen ließ, daß man sein Wort erst denken muß, ehe man seinen Gedanken spricht.*) Aus eben demselben Grunde hat auch schon Plato gesagt, der Gedanke sei die Unterredung, die der Geist mit sich selber hält.**) So hatten auch die Hebräer dem Menschen den Namen: redende Seele gegeben, und der λόγος der Griechen bezeichnete ohne weitere Unterscheidung Wort oder Gedanke. In demselben Sinne ist endlich auch in der Sprache des Evangeliums, die im höchsten Grade philosophisch ist, der ewige und urwesentliche Gedanke, jener Gedanke, von dem das wahre Licht, das jeden Menschen an den Pforten dieser Welt erleuchtet, ausströmt, Wort genannt, nur das Wort, Verbum; geradeso, als wenn der Gedanke so wesentlich ein redender wäre, daß die höchste Aeußerung seiner Kraft darin bestände, im Wort sich ganz und gar zu verlieren und viel mehr Wort, als Gedanke zu sein. Außerdem macht nun noch eine tagtägliche Erfahrung diese Wahrheit aller Welt handgreiflich. Wenn wir in einer fremden Sprache sprechen, was geht da vor sich? Ehe wir unseren Gedanken äußerlich in dieser fremden Sprache hervortreten lassen, bilden wir uns ihn bei uns selbst in unserer Muttersprache und übertragen ihn dann in die andere. Mit welcher Schnelligkeit dies auch geschehen mag, die Erscheinung dieses doppelten Sprechens, wie es auf einander folgt, findet immer statt. Man denkt deutsch, und spricht, ich will einmal nehmen, englisch: ein deutlicher Beweis, wie nothwendig das Wort sei, um den Gedanken anzuregen.***)

---

*) Der große Name des Herrn de Bonald fordert hier seinen Tribut der Ehre und des Lobes; die Lehrsätze, die ich hier auseinandersetze, sind nur von ihm so klar und bestimmt und zugleich so allgemein verständlich dargestellt worden.

**) Plato, in Theaet., Oper. t. II. p. 150—151.

***) Hierin finden wir bestätigt, daß jener Vers von Boileau vollkommen wahr ist:

. . . . . Was man gut begreift,
Schnell zu klaren Worten reift.

Für diese Nothwendigkeit giebt es auch einen Beweis, der noch offenbarer ist und blos auf Erfahrung beruht; er bestärkt Alles, was wir im Vorhergehenden über die Vermittelung der Gesellschaft behufs der Fortpflanzung der Wahrheit unter den Menschen gesagt haben: wir meinen den Zustand der Taubstummen, die bei einer gänzlichen Verwahrlosung von Seiten der übrigen Menschen ebenso wenig Gedanken, als Worte haben. Das Factum ist in demselben Grade gewiß, wie auch entscheidend. Alle jene, die sich der Hülfeleistung und dem Unterrichte dieser Unglücklichen gewidmet haben, sowohl in Frankreich, als auch in den verschiedenen anderen Ländern Europa's, bestätigen einstimmig diese allgemein beobachtete Wahrheit, daß der Taubstumme, an und für sich, des intellectuellen und moralischen Lebens ganz und gar beraubt ist.*) Herr de Gérando allein hat dieser prak-

*) In der Université catholique (9. Lieferung vom September 1846) wird man über diesen Gegenstand eine sehr sorgfältig ausgearbeitete Abhandlung vom Herrn de la Haye finden. Die große Menge und Mannigfaltigkeit der Zeugnisse von den competentesten Richtern überfüllen da das Maß unserer Ueberzeugung. Einige wenige von ihnen will ich hier anführen. — „Die Taubstummen," sagt der Abbé de l'Epée, „sind gewissermaßen zurückgesunken auf die Stufe der unvernünftigen Thiere, und verbleiben da, wofern man sich nicht bemühet, sie aus der dichten Finsterniß, in der sie begraben sind, herauszureißen." — „Blos auf die physische Bewegung beschränkt," wie der Abbé Siccard sagt, „hat der Taubstumme, bevor man ihm die Hülle, unter der seine Vernunft begraben liegt, zerbricht, nicht einmal jenen Instinkt, der doch die Thiere mit so außerordentlicher Sicherheit leitet. Der Taubstumme ist allein in der Natur; seinen intellectuellen Fähigkeiten ist keine Uebung möglich; sie bleiben ohne Thätigkeit und ohne Leben..., es sei denn, daß es einer wohlthätigen Hand gelinge, ihn aus diesem Todesschlafe herauszuziehen. Was die Moral angeht, so ahnt er nicht einmal ihre Existenz. Er hat nur Augen für die physische Welt! und dazu noch was für Augen? er sieht alles ohne Theilnahme. Die moralische Welt existirt nicht für ihn, und Tugenden und Laster sind ihm ohne Wirklichkeit. Das ist der Taubstumme in seinem Naturzustande. Zu dieser Beschreibung hat mich das Leben mit ihm und die tägliche Beobachtung in Stand gesetzt." — Paulmier, der berühmt gewordene Stifter der Taubstummen-Schule zu Paris, wurde einst vor die Assisen des Seine-Bezirks gerufen, um bei

tischen Erfahrung die Theorie gegenübergestellt und eine Zeit lang den Versuch gemacht, diese Wahrheit in Zweifel zu ziehen; er hat aber zuletzt der Evidenz nachgeben und selbst versichern müssen, „daß die Geheimnisse der intellectuellen Welt dem Taubstummen unbekannt sind; daß man darüber vergeblich Rechenschaft von ihm verlangen würde, und daß der Unterricht allein die Taubstummen in das gesellige, sittliche und religiöse Leben einführen kann.“*)

Wir wollen also bei diesem Factum von der Nothwendigkeit des Wortes für die Anregung des Gedankens nicht länger

---

einem Taubstummen, der eines Diebstahls angeklagt war, als Dolmetscher zu dienen; da hat er sich denn folgendermaßen ausgesprochen: „Macht man sich wohl eine Idee von dem Elende eines Taubstummen, der ohne Unterricht geblieben? bedenkt man wohl seinen Zustand der Hülflosigkeit? . . . Er ist doppelt stumm; denn, des Gehörs beraubt, ist er in ewiges Schweigen vertieft; aber auch an seiner Vernunft, wenn man so sagen darf, ist er stumm, weil keine hülfreiche Hand ihn herauszog aus der Finsterniß der Unwissenheit, in der er tief begraben bleibt.“ — Eschke, Gründer der Schule zu Berlin und zugleich Lehrer daselbst, hat die Taubstummen in gleicher Weise beurtheilt. „Der Taubstumme,“ sagt er, „lebt nur für sich; er kennt kein gesellschaftliches Band und hat keinen Begriff von Tugend. Die Erziehung allein kann ihn über das Thier erheben, u. s. w.“ Cäsar in Leipzig hat Beobachtungen gemacht, wodurch alle vorhergehenden noch erhärtet werden. „Die Taubstummen,“ sagt er, „haben freilich die menschliche Gestalt, aber das ist auch fast Alles, was sie mit den übrigen Menschen gemein haben. Wie sie der Sprache beraubt sind, so ist ihnen auch der Eintritt in den geistigen Verkehr mit den übrigen Menschen geraubt; es ist ihnen nicht vergönnt, irgend eine gesellige Tugend zu üben und aus ihrer groben Sinnlichkeit sich zum geistigen Leben und Erkennen emporzurichten. Sie kommen niemals dahin, die geistigen Vermögen ihrer Seele zu gebrauchen und durch den Gebrauch sie zu entwickeln, zu bilden und zu kräftigen. Durch ihre Unthätigkeit werden sie sogar von Tag zu Tag unfähiger, auf etwas zu achten. Das ist der Zustand ihres Geistes. Der ihres Herzens aber ist nicht weniger zu bedauern. Sie sind fortwährend der Spielball der Eindrücke, die sie von außen bekommen, und der Leidenschaften, die sich in ihrer Seele erheben; sie kennen weder Gesetz noch Pflicht, weder Gerechtigkeit noch Ungerechtigkeit, weder Gut noch Böse: Tugend und Laster sind für sie; als wären sie gar nicht . . . .“

*) Histoire de l'Académie des sciences, t. II. p. 453 et 661.

stehen bleiben; es ist zur Genüge erwiesen. Der Schluß ist der, daß man's verstehen mußte, das Wort zu sich selbst zu sprechen, um denken zu können, wie man's verstehen mußte zu denken, um das Wort an Andere richten zu können: ein circulus vitiosus, wie wir früher schon sagten, aus dem das Menschengeschlecht wohl niemals von selbst würde herausgekommen sein, und in dem das Factum enthalten liegt, daß der Mensch ursprünglich ein allerhöchstes Wort vernommen habe, wovon seine ersten Gedanken nothwendig der Wiederhall gewesen sind. Wenn der Gedanke dem Worte hat vorausgehen müssen und zu dessen Erfindung nothwendig gewesen ist, so hat der Gedanke seinerseits, um selber sich zu entwickeln, eines Wortes bedurft, das schon fertig da war. Ohne dieses Wort hätte er keinen Schritt weiter gethan; dasselbe war für ihn gleichsam das erste Modell, nach welchem er sich gebildet hat, um später selbst sich seine äußerlich wahrnehmbare Sprache, die ihm als Ausdruck dienen sollte, zu modelliren.

J. J. Rousseau, dieser störrige Deist, der sich alle Mühe gab, den Antheil Gottes bei den Beschließungen der menschlichen Vernunft so klein und so ungültig, als nur möglich, zu machen, für den das Wort Offenbarung gleichsam ein Schimpf auf die Natur war, ist dennoch blos durch die Kraft seiner Logik zu dem Bekenntniß gebracht worden, daß der Ursprung der Sprache ohne eine Uroffenbarung unerkärllich sei. In seiner berühmten Abhandlung: „Ueber den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit bei den Menschen," stellt er das Problem und seine natürliche Unlösbarkeit also auf: „Wenn die Menschen des Wortes bedurften, um denken zu lernen, so haben sie noch weit mehr das Bedürfniß gehabt, denken zu können, um die Kunst des Sprechens zu finden. Wenn es ferner begreiflich wäre, wie man die Töne der Stimme als allgemein angenommene Ausleger und Vermittler unserer Ideen verstanden habe, so würde immer noch übrig bleiben, zu wissen, woher denn die Vermittler dieser allgemeinen Uebereinkunft selbst hätten kommen sollen, um

Ideen mitzutheilen, die in Ermangelung irgend eines sinnlichen Gegenstandes weder durch Geberden noch durch die Stimme sich andeuten ließen. So kann man sich kaum erträgliche Muthmaßungen machen über die Entstehung jener Kunst, seine Gedanken Anderen mitzutheilen und einen Verkehr zwischen den Geistern zu begründen. Ich wenigstens bin hinlänglich überzeugt von der fast bewiesenen Unmöglichkeit, daß die Sprachen durch rein menschliche Mittel hätten entstehen und sich bilden können. Die Erörterung dieses schwierigen Problems überlasse ich übrigens dem, der sie unternehmen will."

Diese Meinung Rousseau's ist um so bemerkenswerther, weil sie von ihm ganz unparteiisch ausgesprochen ist; denn sie hatte mit dem Systeme seiner Abhandlung nichts zu thun; und die wahrhaft philosophische Zurückhaltung, wodurch sie sich auszeichnet, steht in schroffem Gegensatze mit der Gewohnheit und mit dem Bedürfnisse, das dieser erfinderische Geist hatte, sich von allem Rechenschaft zu geben. Hier legt er das Bekenntniß ab, daß der Ursprung der Sprache sich nicht auf menschliche Weise erklären lasse. Es schien ihm eben nicht rathsam, weiter zu gehen; er würde sich in die Meinung seiner Zeit hineinverloren haben, und würde die kühne und paradoxe Stellung, die er in seiner Abhandlung eingenommen hatte, auf's Spiel gesetzt haben, wenn er sich so weit vergessen hätte, jene Wahrheit des Katechismus aus seiner Feder fließen zu lassen, daß im Anfange der Schöpfer zu seinem Geschöpfe geredet. Das ist aber im Grunde genommen ganz der Gedanke Rousseau's. Denn in einer anderen, etwas bescheideneren Schrift, die er später veröffentlichte, über den Ursprung der Sprachen, wo er diesem Problem nicht ausweichen konnte, kommt er wirklich mit der wahren Lösung heraus, verbirgt sich aber gleichwohl noch unter dem Mantel des Vaters Lami: „In allen Sprachen," sagt er, „sind die lebhaftesten Ausrufungen nichtartikulirte; die Seufzer sind einfache Laute; die Stummen, d. h. die Taubstummen, stoßen nur unartiku-

lirte Töne aus: Vater Lami begreift nicht einmal, daß die Menschen jemals andere Töne hätten erfinden können, wenn Gott sie nicht eigens das Sprechen gelehrt hätte."*)

Andere Stimmen, von ganz anderem Gewichte, als die des Jean-Jacques, sowohl vor ihm als nach ihm, haben sich zu derselben Meinung bekannt und haben sie als die einzige über diesen Gegenstand erklärt, die der Vernunft Genüge leiste.

Plato sagt schon in seinem Buche Von den Gesetzen, daß jeder verständige Mensch dem Alterthume für die große Anzahl glücklicher und natürlicher Worte, die es den Dingen beigelegt habe, großes Lob schuldig sei**); dann zieht er aber an einer anderen Stelle daraus die unabweisbare Folgerung und sagt: „Was mich angeht, so betrachte ich es als ausgemachte Wahrheit, daß die Worte uranfänglich den Dingen nur von einer übermenschlichen Macht konnten beigelegt werden; daher kommt es denn auch, daß sie so richtig sind."***)

---

*) Essai sur l'origine des langues, chap. 4.

**) De legibus, VII., Op. t. VIII. p. 379.

***) In Crat., Op. t. II. p. 343. — „Es giebt Einige, welche meinen," sagt ein Gelehrter in einem anonym herausgegebenen Werke, „daß die Sprachen menschlicher Anordnung seien und daß sie ihren Ursprung einem Uebereinkommen verdanken, welches die Menschen unter sich willkührlich getroffen hätten, um den Dingen bestimmte Namen zu geben. Sie haben aber niemals mit Aufmerksamkeit darüber nachgedacht, was sie vorbringen. Denn man muß ja schon sprechen und verstanden werden, um über irgend einen beliebigen Punkt ein Uebereinkommen zu treffen; der Ton, den ein Mensch bildet, muß mit einer bestimmten Idee im Geiste eines anderen verbunden werden; kurz, das Uebereinkommen muß mittelst des Wortes festgestellt werden, um neuen Wörtern neue Bezeichnungen unterzulegen. Ohne dies wären die Menschen unter sich stumm, und hätten nichts Gemeinschaftliches, als jene allgemeinen Ausrufungen, wodurch sich unsere heftigen Aufregungen und Leidenschaften zu erkennen geben und an denen die Menschen freilich wohl nach Anordnung des Schöpfers, aber nicht nach eigener willkührlichen Bestimmung ein Mittel haben könnten, sich zu einigen und gemeinschaftlich zu leben. Ja selbst nachdem es geregelte Sprachen giebt, wird es einem Araber nicht möglich sein, mit einem Deutschen über-

Der berühmte Wilhelm von Humboldt, der alle Kräfte seines Genies auf das Studium, die Sprachen unter ihrem grammatischen, philosophischen und historischen Gesichtspunkte zu vergleichen, gerichtet hatte und die ausgebreitetste Gelehrsamkeit mit dem durchdringendsten Forscherblicke verband, hat niemals begreifen können, daß die Menschen sich nach und nach die Sprache gebildet hätten. Nicht daß er so ganz ohne Weiteres die Erklärung annimmt, die uns der Glaube hierüber giebt; er arbeitet vielmehr lange, um zu versuchen, mit der Vernunft allein zu einer anderweitigen Erklärung zu gelangen. Er spricht von einer göttlichen Kraft, von einem schöpferischen Genius, von einem geheimnißvollen Proceß der Natur, von einer Grundursache; aber dabei kann er nicht stehen bleiben, und von Vergleich zu Vergleich bringt ihn die Aufrichtigkeit seines Geistes in den Schooß dieser Wahrheit, die schon dem Plato so evident schien. Wir geben seine Meinung hier wörtlich wieder: „Nach meiner vollen Ueberzeugung muß man das Wort betrachten als unzertrennlich mit dem Menschen verbunden; denn wenn man es betrachtet als das Werk des Verstandes, der bei dem Entstehen seiner Kenntnisse ganz einfach darauf gekommen sei, so ist es durchaus unerklärlich. Die Sprache konnte nicht erfunden werden ohne ein Vorbild, welches im Menschen schon vorher dasein mußte. Durch irgend einen geheimnißvollen Proceß der Natur sind die Sprachen gewissermaßen in ein Modell geworfen, aber in ein lebendiges Modell, wo sie mit all' ihren schönen Gliedern und Verzierungen wieder herauskamen; und dieses

---

einzukommen, die Dinge auf diese oder jene Weise zu benennen, wenn nicht wenigstens einer von beiden den anderen versteht; mögen indeß auch beiderseits alle Worte gefunden sein, so handelt sich's noch darum, zu bewerkstelligen, daß derjenige, der ihren Sinn nicht kennt, sie annehme. — Die Anfänge zu einer Unterredung sind eine sehr einfache und sehr natürliche Sache; aber niemals würde man dahin gelangt sein, sie zu finden und anzuwenden, wenn Gott nicht dem Menschen eine Sprache verschafft hätte, um ihm das Mittel zu geben, sich durch Worte verständlich zu machen." (Explications de la Genèse, Paris, 1732, t. II. p. 347.)

Modell ist der Geist des Menschen."*) — „Ich bin fest davon überzeugt, daß man jene wahrhaft göttliche Kraft nicht verkennen darf, die in den menschlichen Fähigkeiten verborgen liegt; daß man nicht verkennen darf jenes Schöpfergenie der Völker, zumal in ihrem Urzustande, wo alle Ideen, ja selbst alle Fähigkeiten der Seele eine Kraft annehmen, die wegen der Neuheit der Eindrücke lebendiger ist, wo der Mensch Zusammenstellungen ahnt und Berechnungen herausfindet, zu denen er auf dem langsam fortschreitenden Wege der Erfahrung niemals würde gelangt sein. Dieses Schöpfergenie überspringt die Grenzen, die den späteren Geschlechtern vorgeschrieben scheinen; und wenn es uns auch unmöglich ist, der Spur seines Weges zu folgen, so ist doch seine belebende Gegenwart nicht weniger offenbar. Anstatt bei der Erklärung des Ursprungs aller Sprachen den Einfluß dieser mächtigen und ursprünglichen Ursache nicht gelten zu lassen und sämmtlichen Sprachen einen gleichmäßigen und mechanischen Gang beizulegen, der sie Schritt vor Schritt vorwärts geschleppt hätte, von ihrem rohesten Anfange an bis zu ihrer Vollendung, — dafür will ich lieber an der Meinung derer mich halten, die den Ursprung der Sprachen auf eine unmittelbare Offenbarung **der Gottheit** zurückführen."**)

*) Mémoires de l'Acad. roy. de Berlin, cl. hist. et philos., 1820—21; Berlin, 1822. p. 247.

**) Lettre à M. Abel Rémusat; Paris, 1827. — Diese letzte Lösung ist in der That die einzige, bei der ein verständiger Mensch stehen bleiben kann, sobald er in der Bildung der Sprachen nicht mehr das Werk des Verstandes sehen mag, der beim Entstehen seiner Kenntnisse ganz einfach darauf gekommen sei. Jene Ausdrücke des berühmten Gelehrten: Mächtige und ursprüngliche Ursache, — Dieses Schöpfergenie, — Dieser geheimnißvolle Proceß der Natur, sind nur nutzloser Wortschwall, wenn sie nicht wahre Synonyma der Gottheit sind. Dieses geheime Widerstreben, das ihn von dem offenen Bekenntnisse zurückhält, — kommt es nicht her von jener Schwachheit, die sich selbst an die kräftigsten Geister heftet, nämlich seine eigenen Erfindungen dem vorzuziehen, was bereits der öffentliche Glaube festhält, und sich beliebig nach seinem Sinn Gründe zu bilden, die ihm zur Entschuldigung dienen

In der That, es giebt keinen anderen Ausgang aus diesem Labyrinthe über den Ursprung des Wortes; ebenso wenig giebt es auch einen anderen aus jenem über den Ursprung der Wahrheit hier auf Erden, wie wir bereits gesehen haben. Mag man auch hin und her suchen, immer muß man wieder hierauf zurückkommen. Diese beiden Probleme gehen sogar bis zu einem gewissen Punkte in einander, und lassen den menschlichen Geist vollends verzweifeln, falls er den Schlüssel nicht annehmen will, den ihm der Glaube giebt, um ihn herauszuführen, und der eben derselbe ist, welchen ihm definitiv auch seine bloße Vernunft darbietet. Ja, sie sagt uns, daß das Geschenk der Wahrheit und des Wortes für die menschliche Seele ebenso nothwendig war, wie das Geschenk der Seele selbst für den Leib. Obwohl der Leib bereit war, die Intelligenz aufzunehmen und ihr dienstbar zu sein; obgleich er durch alle seine Organe geschickt war, seine Verrichtungen für sie auszuführen, so würde er, ungeachtet der deutlichen Merkmale seiner Bestimmung, dennoch ewig eine Leiche geblieben sein; nie hätte er sich selbst den geringsten Lebensfunken geben können, — wäre ihm nicht die Seele von Gott eingehaucht worden. Die Seele wiederum, obwohl bereit, die Wahrheit aufzunehmen und mit all' ihren Fähigkeiten der Vernunft zu dienen, wäre ebenfalls in geistiger Nacht und Unthätigkeit geblieben, wenn Gott nicht gekommen wäre, in ihr den Gedanken sich entzünden und ihr das Wort entschwirren zu lassen. So erscheint uns die Uroffenbarung als nothwendige Ergänzung der Schöpfung und als

---

sollen, wenn er nun seine eigenen Erfindungen, und in diesen sich selbst anbetet? „Er gleicht den Kindern," sagt Malebranche von einem ähnlichen Gelehrten, „die beim Anblicke ihrer eigenen Spielgenossen zittern, nachdem sie dieselben schwarz gemacht haben; oder wenn man einen edleren Vergleich will, der aber vielleicht nicht so genau paßt: Er gleicht jenen berühmten Römern, die vor ihren eigenen Einbildungen in Furcht und Schrecken geriethen und bei den Vergötterungen ihrer Kaiser zuerst den Adler davonfliegen ließen und dann dieselben anbeteten." (Recherche de de la vérité, 2. part., chap. 3.)

Abschluß des göttlichen Unternehmens; jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß dieser letzte Act des göttlichen Werkes nicht, wie das Geschenk des Körpers und der Seele, in jedem einzelnen Menschen erneuert, sondern blos im Geschlechte unterhalten wird. Gott hat also gewollt, daß, wenn wir den Leib und die Seele unmittelbar von der Natur bekommen, wir zur Wahrheit und zum Worte nicht anders gelangen können, als mittelbar, und zwar durch die Ueberlieferungen der Gesellschaft. Darum offenbarte er sich auch ihrem Haupte, und nicht ihren Gliedern. O wunderbares Walten der Vorsehung, die uns ihren Plan sinnreicher Einheit dadurch bemerken läßt, daß sie die Wahrheit zu einem Erbgute macht, welches die Menschen nicht unter sich vertheilen und zersplittern können; die sogar durch die Gesetze der Natur schon im Voraus gegen die Unbescheidenheit des Deisten uns ihre Rechtfertigung giebt über das Wie und Warum einer zweiten Offenbarung, welche sie uns aufbewahrte!

Zugleich mit dem Worte mußte Gott auch Ideen und Wahrheiten geben, weil diese beiden sich nothwendig einander voraussetzen. Woran dem Menschen am meisten zu wissen gelegen ist, und wonach seine geistige Natur am entschiedensten sich sehnt, das mußte Gott ihn lehren; und weil das erste Bedürfniß dieser Natur die Wahrheit, die Vernunft, die Liebe ist, die ihre volle Entwickelung und ihr wahres Object nirgends anderswo finden können, als in Gott, der die Wahrheit selbst, die lautere Vernunft und die Summe aller Vollkommenheiten ist, so mußte demnach Gott selbst sich zuerst dem Menschen offenbaren und durch die Religion das Aufblühen aller seiner keimenden Fähigkeiten lenken.

Die Entdeckung der übrigen Wahrheiten von niederer Ordnung konnte für den menschlichen Geist, der einmal auf das Feld der Reflexion und des Gedankens geworfen war, in Aussicht gestellt und als Stoff zu Forschungen gelassen werden*); aber die religiöse Wahrheit, d. h. die für die

*) ,,Tradidit mundum disputationibus.“ (Ecclesiastes 3, 11.)

menschliche Vernunft unentbehrlichste und zugleich am wenigsten zugängliche Wissenschaft, mußte nothwendiger Weise der erste Gegenstand der Offenbarung sein. Der Mensch mußte sie bekommen, und nicht erfinden.*)

III. Alles, was wir über die Wahrheit im Allgemeinen gesagt haben, findet genau seine Anwendung auf die religiöse Wahrheit, und zwar mit ganz besonderer Beweiskraft. Es muß uns daran gelegen sein, dies zu sehen.

Die religiöse Wahrheit hat stets auf drei oder vier Fundamentalpunkten beruhet, nämlich: daß es in uns ein immaterielles Princip gebe, — über uns ein im höchsten Grade intelligentes und vollkommenes Wesen, — Beziehungen der Verbindlichkeit zwischen uns und diesem Wesen, — ferner, daß der Tod nur ein Uebergang in ein anderes Leben ist, wo die Seele unsterblich fortleben und über den Gebrauch, den sie von ihrer Freiheit in dieser gegenwärtigen Zeit gemacht hat, Rechenschaft geben wird.

Nun fallen aber alle diese Begriffe, die überall und immer angenommen sind, natürlicher Weise nicht unter die Sinne. Unser Verstand bewegt sich nur in dem Kreise natürlicher Dinge und empfängt keine Nachrichten, als nur durch das Zeugniß der Sinne; aber alle diese Wahrheiten gehören einer außersinnlichen, einer übernatürlichen Ordnung an. Wie könnte also der Verstand von selbst dazu kommen, von ihnen etwas zu ahnen, sei es auch nur ihre Existenz? Es giebt kein geistiges Werkzeug, das bis dahin reichen könnte; und wie wir es nicht begreifen könnten, daß ein Bewohner dieser Erde

---

*) „Gott hat die Natur=Wissenschaften in der Zeit sich erzeugen lassen; die anderen aber hat er für sich behalten: er selbst ist der Schöpfer der Moral, der Poesie u. s. w. — Die ersten Keime, die frisch von seiner Hand hervorwuchsen, wurden durch ihn in den Seelen und in den Schriften der ersten Menschen niedergelegt. Daher muß uns das Alterthum, das allen Schöpfungen näher stand, in diesen Dingen zur Richtschnur dienen, weil die ersten Lehren, die es empfangen und weiter überliefert hat, die reinsten waren. Um uns nicht zu verirren, müssen wir unseren Fuß in ihre Spuren setzen.“ (Joubert, Pensées, t. I. p. 409.)

wüßte, was auf einem anderen Planeten vorgehe, ohne eine Offenbarung zu haben, die von demselben ausgegangen wäre: gerade so würden wir es nicht begreifen, wie unsere Seelen, im Gefängnisse der Natur und der Sinne*), jemals den geringsten Begriff hätten haben können von dem, was sich außerhalb der Natur und der Sinne befindet, es sei denn, daß eine Stimme aus der Höhe gekommen wäre, es ihnen mitzutheilen. Wenn, wie gesagt, eine Welt existirt, die höher ist, als die, welche wir bewohnen, so bedurfte es eines Gesandten aus dieser Welt, um uns ihre Existenz zu verkündigen und uns zu lehren, in welcher Beziehung wir zu ihr stehen. Wenn es übernatürliche Wahrheiten giebt, so bedurfte es auch eines übernatürlichen und jenen Wahrheiten analogen Wortes, um sie uns zu lehren. „Die Kerne, die im Granatapfel sind,“ sagt ein Kirchenvater, „können nicht in Verbindung treten mit dem, was sich außerhalb der Schale befindet; der Mensch, der mit allen übrigen Geschöpfen in der Hand Gottes eingeschlossen ist, kann mit seinem Blicke nicht hinausreichen, so daß er Gott selbst sähe.“**) Auch wundere ich mich gar nicht,

---

*) Clausae tenebris et carcere caeco.

**) Theophilus. — Der h. Hilarius hat ebenfalls trefflich gesagt: „Unsere Natur ist nicht der Art, daß wir uns aus eigenen Kräften zu himmlischer Einsicht erheben könnten. Von Gott müssen wir lernen, was wir von Gott lernen sollen.“ (De Trinitate, 20.) — Origenes, dem man doch vorgeworfen hat, daß er der Philosophie die Herrschaft über die Religion einräume, hat in gleicher Weise gesprochen: „Der menschliche Verstand ist nicht hinreichend, Gott auf was immer für eine Art zu suchen oder auch nur ihn zu benennen, es sei denn mit Hülfe dessen selbst, den er sucht.“ (Contra Celsum, lib. VII.) — Voltaire selbst endlich, dieser neue Celsus, hat einst, von seinem gesunden Sinne geleitet, unwillkührlich diese große Wahrheit ausgesprochen: „Es ist klar, daß der Mensch nicht durch sich selbst über alles dieses unterrichtet sein konnte. Der menschliche Geist erwirbt sich keinen Begriff, als nur durch die Erfahrung; aber keine Erfahrung kann uns Belehrung geben über das, was vor unserem Dasein war, noch auch, was nach uns sein wird. Die größten Philosophen wissen über diese Gegenstände nichts mehr, als auch die Ungelehrtesten. Man muß da auf das gemeine Sprüchwort zurückkommen: Ist das Küchlein vor dem Ei, oder ist das Ei vor dem Küchlein?

den eifrigsten unter den Deisten, den glühendsten Anhänger des Rationalismus und erklärtesten Feind der Offenbarung zu hören, wie er in einem unvorsichtigen Augenblicke uns über diese augenfällige Wahrheit von Gott sagt: „Das unbegreifliche Wesen ist weder unseren Augen sichtbar, noch mit den Händen greifbar; das Werk zeigt sich, aber der Meister verbirgt sich: es ist gar keine leichte Sache, am Ende zu erkennen, daß er existirt.“*) Siehe, dahin gelangt man, wenn man die Hülfe der Offenbarung von sich abweisen will, selbst nachdem man sie erhalten hat! Wohin würde man aber kommen, wenn man ihre Wohlthat niemals gekannt hätte?

Aber wie! werden Sie mir sagen, hatten Sie nicht selbst behauptet, blos mit der Vernunft jene Wahrheiten gehörig beweisen zu wollen, nämlich die von der Seele, von Gott, von der Unsterblichkeit der Seele und endlich von einer natürlichen Religion? und jetzt wollen Sie dieselben ganz aus dem Bereiche unserer Vernunft setzen? Was haben Sie denn in den vorhergehenden Kapiteln gemacht? Sie stürzen selbst Ihr eigenes Werk um. Besser wäre es gewesen, Sie hätten uns sofort von der Offenbarung gesprochen. Wenn es da mehr Gefahr gegeben hätte, so wäre doch wenigstens die Kühnheit größer gewesen.

Die Macht und den rechtmäßigen Gebrauch der Vernunft auf dem Gebiete der religiösen Wahrheit stelle ich nicht in Abrede und bin weit davon entfernt, die Wahrheiten, die ich ihrer Beurtheilung bereits unterworfen habe, ihr wieder zu entziehen; ich werde gewiß jede von denen, die wir noch vor uns haben, auch wenn Sie dieselbe noch so tief in das Heiligthum des Glaubens hineinversetzen, ihrem prüfenden Blicke vorlegen: aber hier ist der Knoten, wo die beiden Mächte der Vernunft und des Glaubens zusammenkommen, und worüber

---

Dieses Sprüchwort ist trivial, aber es beschämt die höchste Weisheit, die über die ersten Anfänge der Dinge nichts weiß ohne eine übernatürliche Hülfe.“ (Voltaire, poëme sur le Désastre de Lisbonne, notes.)

*) J. J. Rousseau, Emile, liv. II.

man aus Mangel an Klarheit und gehöriger Abgrenzuug so oft gestritten hat.

Die Vernunft ist gleichsam das Auge des Geistes und der Blick der Seele; die Offenbarung ist das Licht, welches auf die Objecte fällt und sie sichtbar macht. Das Auge allein sieht nicht; es ist nöthig, daß es durch das Licht Kunde erhält von der Existenz der Objecte. Das Licht allein macht nichts sichtbar, wenn das Auge sich nicht öffnet, auf die Objecte seines Anblickes sich nicht heftet und nicht bis zu ihnen vordringt. Da hätten wir ein Gleichniß für die Vernunft und den Glauben. Die religiöse Wahrheit ist für die menschliche Seele durchaus passend, und diese ist mit all' ihren Fähigkeiten, mit all' ihren natürlichen Trieben bereit, jene aufzunehmen; in dem Augenblicke nun, wo sie ankommt, wo sie unsere Intelligenz anrührt, wird sie von dieser, so zu sagen, wiedererkannt und als der einzige Gegenstand, mit dem sie sich verwandt fühlt, ergriffen; nachdem aber die Erkenntniß, wie ein Krystall, von ihr erleuchtet ist, wird sie selbst erleuchtend und strahlt um sich herum nach allen Seiten hin geradeso wieder, als ließe sie das Licht aus ihrem eigenen Innern hervorquellen. Die Vernunft hatte sich vorher nichts ahnen lassen; sobald sie aber von der Wahrheit getroffen ist, ruft sie in ihrem Innern plötzlich aus: Das ist's, — das ist wahr, — das ist einleuchtend, — so muß es sein! — und die Erörterungen und Beweise kommen hinterdrein in Menge, um der Wahrheit gleichsam ein Fest zu bereiten und sie mit dem menschlichen Geiste zu verloben: sie machen dieselbe vernünftig.

Was aber der menschliche Geist dazu thut, um die geoffenbarte Wahrheit zu erhalten, besteht vielmehr darin, daß er ihr beistimmt und in sie eingeht, als daß er sie erfinde und entdecke. Zuerst mußten wir den Schlüssel des Räthsels haben; dann sind wir mit Leichtigkeit hineingekommen: sonst wären wir ewig draußen geblieben. „Diese Dinge lassen sich leicht und vollkommen begreifen," sagt Plato in seiner

tiefblickenden Einfalt, „wenn Jemand sie uns lehrt; aber," fügt er hinzu, „Niemand wird sie uns lehren, es sei denn, daß Gott selbst ihm den Weg zeigt."*) Damit ist Alles gesagt.

Es folgt aber daraus, daß die religiöse Wahrheit dabei verliert, wenn sie der ausschließlichen Thätigkeit unserer Urtheilskraft unterworfen wird, oder mit anderen Worten, wenn diese an dem Glauben, d. h. an dem Lichte, ehebrüchig wird; denn alsdann fällt die Urtheilskraft wieder in den Kreis der natürlichen und sinnlichen Dinge zurück, geht rasch durch alle Stufen des Zweifels und verschwindet in der Tiefe der sie umlagernden Finsternisse, und zwar in dem Maße, als sie ihre Beziehungen mit der Quelle jener Wahrheit abschneidet. Sie kommt endlich dahin, Gott zu leugnen und sich selbst zu leugnen, und zwar kraft der Vernunft, die in Anbetracht des Gesichtspunktes, auf den sie sich gestellt hat, ganz richtig den Schluß macht, daß Gott und die Seele weder den Augen sichtbar, noch mit den Händen greifbar seien, wie Rousseau sagte. —**) „Ich wenigstens muß gestehen (sagt ein Mann, den ich oft anführe, weil er in seiner doppelten Eigenschaft als Philosoph und als gläubiger Christ sowohl den Freunden als auch den Feinden der Religion mit gleichem Nutzen kann gegenübergestellt werden), daß ich jeden Augenblick stecken bleibe, wenn ich's einmal versuche, ohne Hülfe des Glaubens zu philosophiren. Er ist's, der mich in meinen Untersuchungen über diejenigen Wahrheiten, welche, wie die der Metaphysik, auf Gott Beziehung haben, leitet und hält."***)

So muß denn Alles beitragen und dazu dienen, die Nothwendigkeit einer Uroffenbarung zu beweisen: — die Abstammung und Fortpflanzung der Wahrheit hier auf Erden, — der Ursprung der Sprache, — die Natur der religiösen Wahrheit selbst.

---

*) Plato, Epin.

**) Das ist denn auch wirklich der letzte entscheidende Grund der Atheisten und der Materialisten.

***) Malebranche, 9. Entretien sur la métaphysique, No. 6.

IV. Nun mag noch eine letzte Betrachtung den Gegenstand unserer Untersuchung entschieden feststellen, wenn wir ihn aus den Regionen der Metaphysik in die der Geschichte übertragen und ihn da auf dem Boden der Thatsachen vor uns auftreten lassen.

Eine sich über die ganze Erde hin erstreckende historische Thatsache, die wir bereits im vorigen Kapitel nachgewiesen haben, und die sich auf die glaubwürdigsten Zeugnisse stützt, würde allein schon hinreichend sein, dies darzuthun. Wir haben nämlich gesehen, daß die natürliche Religion in ihrer ganzen Reinheit dem Götzendienste und dem Aberglauben hier auf Erden vorhergegangen ist und mit dem Glanze ihrer Strahlen auf die Wiege aller alten Völker herabgeschienen hat, während alle anderen Wissenschaften und Künste sich noch in nächtlichem Dunkel befanden. Ein offenbarer Beweis, daß die religiöse Wahrheit anfänglich dem Menschen ist geoffenbart worden; denn weil sie seiner Fassungskraft am entferntesten liegt, hätte sie müssen zuletzt entdeckt werden, falls sie die Frucht seiner Erfindungen und seines fleißigen Forschens gewesen wäre; sie hätte höchstens mit der Entwickelung des menschlichen Geistes zunehmen und wachsen und mit allen anderen Wahrheiten gleichen Schritt halten können. Aber Nein! gerade das Umgekehrte hat stattgefunden. Die religiöse Wahrheit erschien Anfangs ganz allein am Horizonte des menschlichen Geistes und prangte da sofort in den lebhaftesten Farben; die gröbsten und widersprechendsten Irrthümer sind in der Absicht, sie zu verdecken, später gekommen, genau in dem Maße, wie das Menschengeschlecht die Künste und Wissenschaften entdeckte und sich mit seinen eigenen Erfindungen bereicherte.*)

---

*) Herr Cousin selbst hat in folgender Weise diese wichtige Wahrheit bekannt: „Meine Herren, vom Menschengeschlechte gilt dasselbe, wie vom Individuum. Eine Uroffenbarung erleuchtet die Wiege der menschlichen Civilisation; alle alten Ueberlieferungen gehen bis in ein Zeitalter, wo der Mensch, eben aus der Hand Gottes hervorgehend, unmittelbar von ihm alle jene Aufklärungen und alle jene Wahrheiten empfängt, die bald

Dieses Factum, schon allein so entscheidend, schließt sich einem anderen an, welches nicht minder bezeichnend ist und, ob es gleich eine tiefere Erörterung fordert, uns doch wie in einem natürlichen Geleise zu der Frage führt, die den Gegenstand des folgenden Kapitels ausmachen soll. Dieses zweite Factum ist die Art und Weise, welche man überall auf Erden angewendet hat, um die religiöse Wahrheit, die im Alterthume enthalten ist, zu bewahren und wiederzufinden.

Das ist wohl zu merken! Die religiöse Wahrheit ist niemals durch das Studium, sondern durch die Ueberlieferung bei den Menschen erhalten und weiter fortgepflanzt worden. Nicht ihre eigene individuelle Vernunft, sondern ihre gesammten Erinnerungen, die Stimme der Vergangenheit fragten sie um Rath, so oft sie wissen wollten, woran sie sich in Betreff der Wahrheit zu halten hätten.

Man begreift das ganze Gewicht dieser Thatsache wohl und bemerkt auch, daß jenes Factum von einer Uroffenbarung deutlich darin enthalten ist. Es kommt also darauf an, sie gehörig festzustellen, ehe wir etwas daraus herleiten.

„Die Moralisten der ersteren Zeitalter," sagt ein Protestant, den wir auch früher schon einmal angeführt haben, „klügelten nicht, wie die unsrigen, über die Grundsätze der Moral. Die Auctorität diente ihnen als Philosophie, und die Tradition war ihr alleiniges Argument. Sie trugen ihre wichtigsten Lebensregeln vor wie Lectionen, die sie gelernt hatten von ihren Vätern, und diese wiederum von ihren Vorfahren, bis hinauf zu den ersten Menschen, zu denen Gott gesprochen hatte.

---

nachher durch die Zeit und durch das stümperhafte Wissen der Menschen verdunkelt und entstellt wurden." — Es ist sonderbar, zu sehen, wie dieser Rationalist, nachdem er genöthigt war, jenes Geständniß abzulegen, sich wieder herauswickelt. „Das goldene Zeitalter," fährt er fort, „das Eden ist's, welches die Poesie und die Religion an den Anfang der Geschichte stellen, — ein lebhaftes und heiliges Bild von der unwillkührlichen und freien Entwickelung der Vernunft, so lange ihre Kraft noch neugeboren war und es noch keine Entwickelung kraft des Nachdenkens gab." (Introd. à l'Hist. de la phil., leçon 7, p. 202, 203.)

Dieser Glaube gründete sich auf eine Tradition aus dem Alterthume." *)

Diese traditionelle Lehrweise hat lange Zeit im Orient bestanden, von wo das Licht der Welt ausgegangen war. Das bezeugt auch ein alter Geschichtschreiber, Diodor von Sicilien, wo er von den Chaldäern spricht und sie lobt, „daß sie gar keine anderen Lehrer hätten, als ihre Eltern und Vorfahren; daher sie denn auch einen festeren Unterricht besäßen und mehr Glauben hätten an das, was ihnen gelehrt wäre." — „Was die Griechen angeht," setzt er hinzu, „die nicht der Lehre ihrer Väter folgen, sondern in den Untersuchungen, die sie anstellen (ipsi sua sponte in disciplinarum studio pro libitu incumbunt), nur auf sich selbst hören und unaufhörlich neuen Meinungen nachlaufen, so sind sie unter sich in ihren Meinungen gespalten, streiten über die höchsten und erhabensten Dinge und zwingen so ihre Schüler, fortwährend ohne Entscheidung ihr ganzes Leben im Zweifel zu irren, ohne jemals etwas Sicheres zu haben." **)

Derselbe Vorwurf wurde den Griechen auch von den Aegyptiern gemacht, die in gleicher Weise, wie die Chaldäer, die Wahrheit auf den Glauben an die alte Ueberlieferung stützten. Wirklich lesen wir im Plato, daß, als die Weisen Griechenlands die Wahrheit in den alten Tempeln von Memphis und Sais holen wollten, die Priester ihnen zur Antwort gaben: „O Griechen, ihr seid Kinder; es giebt keine Greise in Griechenland. Euer Geist, immer jung, hat sich keine Nahrung genommen aus den Ideen, die durch Ueberlieferung

*) Leland, Nouv. démonstr. évangélique, 2. partie, chap. II. t. III. p. 57—69. — Eduard Ryan gesteht ebenfalls, daß „die Tradition die Quelle gewesen, woraus die Nationen und die Weisen des Alterthums ihre vernünftigen Ideen über die Existenz und die Attribute Gottes entnommen hätten." (t. I. ch. 1.)

**) Diodor von Sicilien, lib. III. — „Die traditionelle Philosophie, die sich nicht auf Gründe und auf Erklärungen stützte," sagt Brunet, „scheint mir bis zum Trojanischen Kriege fortbestanden zu haben." (Archaeolog. philos., lib. I. cap. 6.)

aus dem Alterthume zu euch gekommen sind; ihr habt keine durch die Zeit ergraute Wissenschaft.“*)

Dieser Vorwurf war jedoch selbst für Griechenland ein unverdienter. Er paßte nur auf die Philosophen vom untersten Schlage, besser Sophisten genannt**); denn die wahren Philosophen waren jene, die sich durch die Unterwerfung ihrer Erkenntniß am meisten auszeichneten und, um die Wahrheit wiederzufinden, mit großer Selbstverleugnung ihren eigenen Verstand zum Schweigen brachten, um sich ausschließlich damit zu befassen, jener Stimme zu lauschen, die weither aus dem Alterthume herübertönte. Fragen Sie den Plato, den Sokrates, den Pythagoras, den Aristoteles und nach ihnen den Cicero, ihren größten Schüler, kurz — alle jene, die zu derselben Familie gehören und die den schönen Namen Weise verdienen; und Sie werden finden, wie sie alle über diesen Versammlungsplatz der Wahrheiten einig sind und einstimmig das Urtheil abgeben, daß, um zu entdecken, was in Betreff der Religion das Wahrste sei, man blos mittelst der Tradition zu suchen brauche, was das Aelteste sei und was sich am meisten dem Kindesalter dieser Welt nähere. Die Neuheit, sagen sie, ist das untrügliche Siegel des Irrthums, wie der ausschließliche Vernunftgebrauch seine Quelle ist. Dieser kurze und unwiderlegliche Beweis ist der einzige, den sie immer wieder vorbringen, so oft sie den Aberglauben des Götzendienstes sammt den gottlosen Lehren der falschen Weisen niederschlagen und den Schwarm jener Sophisten zerstäuben wollen, welche der menschlichen Vernunft nichts Anderes zu thun geben, als durch die lächerlichsten und zugleich verderblichsten Irrthümer sich selbst zu verdunkeln.

„Wollt ihr mit Sicherheit die Wahrheit entdecken?“ sagt Aristoteles; „scheidet sorgfältig aus, was zuerst dawar, und

---

*) Plato, in Timaeo, Oper. t. IX. p. 290—291.

**) „Alle jene Philosophen, die von Plato und Sokrates abweichen und nicht zu jener Familie gehören, sollte man lieber Plebejer nennen.“ (Tuscul. Quaest. I. 23.)

daran haltet euch. Denn das ist das Dogma unserer Väter, das wahrlich nur von dem Ausspruche Gottes herkommt."*) — „Es ist eine alte Ueberlieferung," sagt er anderswo, „die überall von den Vätern auf die Kinder gekommen ist, daß Gott Alles erschaffen hat und Alles erhält."**) — In gleicher Weise lehrt auch Sokrates, „daß die Alten, die besser gewesen wären und den Göttern näher gestanden hätten, als wir, uns mittelst der Tradition die erhabenen Wahrheiten, die sie von jenen erhalten, überbracht hätten ... Man muß also den Vätern Glauben schenken," schließt er, „wenn sie uns versichern, daß die Welt durch eine höchste Intelligenz regiert wird; von ihrer Meinung abgehen, hieße sich einer großen Gefahr aussetzen." Alle übrigen Beweise von der Existenz Gottes scheinen ihm nur von minderer Bedeutung.***)

Die Tradition, dieser Glaube der Vorzeit selbst an das, was nicht mit dem Verstande gerechtfertigt scheint, — sie ist das große Kriterium, das jener Fürst unter den Philosophen, der göttliche Plato, beständig anrief und den Gegnern entgegenhielt: „Es ist nöthig," sagte er, „daß man, ohne mit dem Verstande weiter nachzugrübeln, den Vorfahren Glauben beimißt in den Dingen, die sie in Betreff der Religion uns überliefert haben."†) — „Das ist gewiß," sagt er an einer anderen Stelle, „obgleich der Beweis lange Abhandlungen forderte; und man muß diese Dinge glauben im Vertrauen auf die Gesetzgeber und die alten Ueberlieferungen, es sei denn, daß man keinen Verstand annehmen wollte." — „Gott thut, wie es die alte Ueberlieferung lehrt, ungehindert und unverletzlich das, was gut ist ... Was ist aber Gott wohlgefällig und seinem Willen gemäß? Nur Eins, sagt uns das alte und unwandelbare Wort, — nur Eins, was uns lehrt, daß es keine Freundschaft giebt, als nur unter

*) Aristoteles, Metaph. lib. XII. cap. VIII.

**) Arist., De mundo, cap. 6. Op. t. I.

***) Plato, in Phileb., Oper. t. IV. p. 219.

†) Plato, in Timaeo, Oper. t. IX. p. 324.

Wesen, die sich ähnlich sind."*) — „Gewiß muß man immer der alten und heiligen Ueberlieferung glauben, die uns lehrt, daß die Seele unsterblich ist, und daß nach ihrer Trennung vom Körper ein unerbittlicher Richter ihr die Strafen auflegt, die sie verdient hat."**)

Plato geht von dieser Regel niemals ab; und wenn Sie ihn um den Grund fragen, so wird er, wie auch Sokrates und Aristoteles, Ihnen zur Antwort geben: „deswegen, weil die ersten Menschen, unmittelbar aus der Hand Gottes hervorgegangen, ihn vollkommen haben kennen müssen, wie ihren eigenen Vater, und weil man ihnen als seinen Kindern glauben muß."***)

Ein Umstand, aus dem man die Geltung der traditionellen Lehre deutlich entnehmen kann, ist das Mittel, welches die Sophisten anwendeten, um sie zu vereiteln: „Der Ausweg, zu dem man seine Zuflucht nahm, um ein neues System in Umlauf zu bringen, bestand darin, daß man dessen erste Idee auf diesen oder jenen der Altvordern, dessen guter Ruf wohl befestigt war, zurückführte."†)

Auch selbst die Orakel haben diesen allgemein gültigen Grundsatz ausgesprochen. Als die Athener den Pythischen Apollo um Rath fragten, welcher Religion sie sich anschließen sollten, antwortete ihnen das Orakel: „An die eurer Voreltern." — Aber, sagten sie, unsere Väter haben die Gottesverehrung wiederholt gewechselt; welche sollen wir denn befolgen? — „Die beste," antwortete das Orakel. „Und wahrhaftig," fügt Cicero bei, der dieses Factum anführt, „unter

---

*) Plato, de Leg. IV. Oper. t. VIII. p. 185.

**) Ebend., Epist. VII. Oper. t. IX. p. 115.

***) Ebend., in Timaeo, Oper. t. IX. p. 342. Selbst Herr Cousin hat gesagt: „Die Traditionen des Orients dienten den Anschauungen des Plato zur Basis; in ihnen lag, so zu sagen, der Stoff aller seiner Gedanken." (Traduct. de Platon, t. VI. notes sur le Phèdre.)

†) De la Barre, Mémoires de l'Acad. des inscript. t. XXIX. p. 71.

der besten konnten sie keine andere verstehen, als die älteste und Gott zunächst liegende."*)

Obschon Cicero, den wir so eben anführten, von dem ursprünglichen Herde der Tradition noch weiter entfernt war, als die griechischen Philosophen, so kommt er doch an hundert Stellen seiner Schriften zu diesem alleinigen Fundamente zurück, gleichsam wie zum Hafen der menschlichen Vernunft, die sich mit ihren unfruchtbaren Forschungen erschöpft hat. — „Gewährsmänner können wir für jene Ansicht, von der du gern überzeugt sein möchtest (es ist nämlich die Rede von der Unsterblichkeit der Seele), die besten vorführen; und zwar zuvörderst das ganze Alterthum, welches, je näher es seinem Entstehen und seiner göttlichen Abstammung war, desto besser die Wahrheit mag gesehen haben."**) — „Das Gesetz der zwölf Tafeln," sagt er anderswo, „ordnet an, die religiösen Uebungen der Vorfahren beizubehalten; und zwar weil das Alterthum den Göttern am nächsten stehe, und weil eine solche Religion durch eine göttliche Ueberlieferung verbürgt sei."***)

Wir dürfen aber nicht meinen, daß es in den Augen Cicero's und der alten Philosophen gar keine anderen Beweise der religiösen Wahrheiten gegeben habe. Von diesen anderen Beweisen glaubten sie, daß sie gegen jenes große Argument der traditionellen Auctorität, oder, wie sie sagten, der göttlichen Belehrung, untergeordneter Art sein müßten. In Vergleich zu diesem Beweise, meinten sie, seien jene übrigen vielmehr Beistimmungen zu nennen. Denn die mensch-

---

*) De legibus, lib. II. cap. 11. et 16.

**) Tuscul. Quaest. lib. I. cap. 12.

***) De Legibus, II. 11. — Den nämlichen Gedanken hat auch Seneca mit ihm getheilt, der denselben folgendermaßen ausspricht: „Ich möchte wohl nicht in Abrede stellen, daß die ersten Menschen Männer von hohem Geiste gewesen seien, und, so zu sagen, von den Göttern frisch entsprossen; denn es ist kein Zweifel, daß die Welt noch keine besseren Sprößlinge erzeugt hat." (Seneca, Epist. 90.)

liche Vernunft könne wohl zur Erkenntniß und Anschauung dieser Wahrheiten gelangen, wenn sie sich auf die göttliche Auctorität, von der sie uns dargeboten würden, stütze; aber sie sei durchaus nicht im Stande, aus sich selber ihr etwas zuzusetzen, was zur Ergänzung diene, und sobald sie sich derselben überheben wolle, stürze sie sich in tausend Abgründe. So vereinigte sich mittelst dieser hohen Ideen die rationelle Philosophie mit der traditionellen: diese mußte vorangehen und den Weg bahnen; die andere konnte nur dann sich bereichern, wenn sie nachfolgte. Sehen Sie einmal, mit welchem Nachdrucke Cicero über diesen Gegenstand sein Glaubensbekenntniß ausspricht: „Die Meinungen, die wir über die unsterblichen Götter und über ihre Verehrung von unseren Vorfahren überkommen haben, werde ich immer in Schutz nehmen und habe sie immer in Schutz genommen, und weder eines Gelehrten, noch eines Ungelehrten Rede wird mich jemals davon abbringen. Da hast du, Balbus, welcher Ueberzeugung Cotta war."*)

So ist also die traditionelle Philosophie die feste Grundlage des Glaubens bei allen Weisen. „Mache nun, daß es mir deutlich wird, welche Ueberzeugung du hast," fährt Cicero fort unter dem Namen des Cotta; „von dir nämlich, dem Philosophen, muß ich die Gründe für die Religion erhalten, — unseren Vorfahren aber, auch ohne daß ein Grund gegeben wird, muß ich glauben."**) — Balbus, die andere Person, die in diesem Dialoge redend eingeführt wird, beginnt nun eine lange Unterredung über die Natur Gottes, und nach ihm spricht wieder Cotta: „Weil du dieses Dogma nicht so deutlich fandest, als du wünschtest, deshalb hast du

---

*) Unter den Worten Unsterbliche Götter hat Cicero, wie auch Plato, Gott, Gottheit verstanden; er selbst erklärt sich hierüber an einer anderen Stelle: „Es geziemt einem weisen Manne, die Gottesverehrung der Vorfahren beizubehalten und zu bekennen, daß es ein erhabenes und ewiges Wesen gebe, und daß dieses die Verehrung und Bewunderung des Menschengeschlechtes verdiene." (De Divinatione II. 72.)

**) De natura Deorum, III. 2.

durch eine Menge von Beweisen darthun wollen, daß es Götter gebe. Mir wenigstens war einer hinreichend, nämlich daß unsere Vorfahren es uns überliefert haben. Aber du verwirfst die Auctorität und streitest mit den Waffen der Vernunft. Gestatte also, daß meine Vernunft sich mit der deinigen in einen Kampf einlasse. Du bringst da alle Gründe vor, warum es Götter gebe, und machst so eine nach meiner Meinung gar nicht zweifelhafte Sache durch Beweisführung zu einer zweifelhaften."*)

Niemals sind die rationalistische und die traditionelle Philosophie, die Afterweisheit und die Philosophie so scharf einander gegenübergestellt worden, wie in dieser bemerkenswerthen Stelle des Cicero, in welcher der ganze Stand der Frage nach Wahrheit in den alten und in den neueren Zeiten enthalten ist; denn der menschliche Geist hat nicht gewechselt, nur der Kampf ist durch alle die Erhabenheit und Kraft, welche das Christenthum dem Reiche der Wahrheit auf Erden verliehen hat, mehr erhöhet worden.

Was also diese Wahrheit bei Cicero und bei allen alten Weisen ganz außer Zweifel setzte, war das Ansehen der mündlichen Ueberlieferung aus alter Vorzeit; es stützte sich darauf, daß das Alterthum näher stehe bei Gott, der die Menschen habe lehren müssen, was am besten sei, Et profecto ita est, ut id habendum sit antiquissimum et Deo proximum, quod sit optimum: — eine durchgängige Meinung, die Lucan in folgenden zwei Versen kurz zusammenfaßt:

„ . . . . . Dixitque semel nascentibus auctor,
Quidquid scire licet . . . . ."

„Einmal hat es der Schöpfer dem neuen Geschlechte verkündet,
Was es zu wissen bedarf. . . ." (Phars. lib. IX.)

Diese Meinung, die heute, freilich auf ein weit festeres Fundament gestützt, den großen Beweisgrund des katholischen

*) De natura Deorum, III. 4.

Glaubens ausmacht, ist von jeher auf Erden der Beweisgrund der Wahrheit selbst gewesen. Alle Völker des Orients folgten ihm, und gerade aus dieser Wiege der Religion, der Künste und der Wissenschaften hat man jene ursprüngliche Tradition, auf die wir uns stützen, zu entnehmen. Von da ist sie auf alle Völker gekommen. — Es giebt keine einzige historische Wahrheit, die besser erwiesen wäre, als gerade diese.*)

„Die Weisen des Orients," sagt ein Geschichtschreiber, „waren berühmt wegen ihrer vorzüglichen Sittenregeln und ihrer Kernsprüche, die sie aus uralter Tradition hatten. Diese Bemerkung findet sich bei allen Weisen des Alterthums gleichmäßig bestätigt: bei den Persern, bei den Babyloniern, bei den Bactriern, bei den Indiern und bei den Aegyptiern."**) — „Die Araber," sagt ein anderer Geschichtschreiber, „stützen sich auf die Ueberlieferungen von ihren **Vätern**, die ihnen das Andenken an die Erschaffung der Welt, an die Sündfluth und an die übrigen Hauptbegebenheiten der Urzeit scheinen erhalten zu haben, damit der Glaube an einen unsichtbaren Gott und die Furcht vor seinen Gerichten stets befestigt blieben."***) — Ich spreche nicht von dem jüdischen Volke, welches vorzugsweise das traditionelle Volk war, und welches mit dem heiligen Namen Gottes stets die verehrten Namen seiner Stammväter verband, durch die sie jenen überkommen hatten; es wird der Gegenstand eines besonderen Abschnittes sein. — Im tiefen China endlich wurde ebenfalls die traditionelle Lehre, der Glaube der Vorzeit, der durch das Andenken der Menschen hinaufging bis zu Gott hin, von den Weisen als Zeugniß und Beweis aufgestellt und den Neuerungen der Philosophen fast in denselben Ausdrücken, wie auch zu Athen und Rom von Sokrates, Plato, Aristoteles und Cicero, entgegengehalten. Der Tschu-King, oder vorzugs-

*) Fabricy, des titres primitifs de la révélation; Discours prélimin. p. LXXVI.

**) Navarette, Histoire de la Chine, p. 120.

***) Boulainvilliers, Vie de Mahomet, liv. II. p. 190.

weise das Buch genannt, zusammengestellt und geordnet von Kong-fu-tseu (Confuzius), in der Mitte des sechsten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, bekennt diese Lehre auf jeder Seite: „Was willst du dich bemühen," sagt es, „einen neuen Seidenstoff zu weben? Ich will die Sitten und die Lehre unserer Voreltern betrachten, und ich werde nicht in die Irre gehen. Das Alterthum, — es ist mein täglicher Fleiß. Mein Geist bindet sich an den Geist der Alten und bis zur Morgenröthe durchwache ich die Nächte. Groß, hellleuchtend und schön ist die Lehre, welche die Weisen uns überbracht haben. Dieser Mensch aber hat unsere alten Lehren verworfen, und sein Schritt ist unsicher; es giebt keine Festigkeit mehr in ihm."*)

Welch' eine bewunderungswürdige und auffallende Uebereinstimmung unter allen Weisen der ganzen Welt! Wer sollte nicht dadurch erschüttert werden?

Wir können nun unsere Citationen schließen. Die Gewißheit dieser Thatsache ist deutlich genug gezeigt worden. Daß in seinen edelsten Vertretern das ganze Menschengeschlecht sich's hat gefallen lassen, die religiöse Wahrheit durch die Fortleitung der Tradition anzunehmen; zu ihrer Auffindung rückwärts zu schauen; sie um so richtiger und um so reiner zu halten, je mehr sie sich dem Ursprunge und dem Kindesalter der Welt nähere; kurz, sie vielmehr zu empfangen, als sie sich zu geben: dieses allgemeine Factum, sage ich, haben wir nun festgestellt und gegen allen Widerspruch gesichert.

Was können wir aber daraus folgern?

Wir haben es eben schon angegeben, denn es ergab sich aus jedem unserer Citate. Fassen wir es jedoch kurz zusammen.

Die Lehre von der Ueberlieferung schließt nothwendig den Glauben an eine Uroffenbarung ein; und wie diese Lehre eine allgemein verbreitete gewesen ist, so ist es auch dieser Glaube

*) Chap. II. 4. Livres sacrés de l'Orient, publiés par F. Didot.

gewesen; und so mangelt an dem Beweise dieser Wahrheit nichts, weder die theoretische und philosophische Erforschung des Wesens der Dinge, noch die Erfahrung der Thatsache, noch auch, was das Entscheidendste ist, die Bezeugung des Menschengeschlechtes, welches die eine von den beiden handelnden Personen war, und welches durch den Gang, den es innehielt, uns die bewegende Kraft zeigt, die ihm den ersten Antrieb gab und uns gleichsam hören läßt, wie das nämliche Wort, das im Anfange zu ihm gesprochen war, von Mund zu Mund immer weiter geht.

Wenn der Mensch aus sich selbst durch Nachdenken die Kenntniß der religiösen Wahrheiten hätte erlangen können, so würde er, je mehr er nach dieser Kenntniß gesucht hätte, desto mehr in sich selbst und in seine eigenen Betrachtungen sich vertieft haben. Wenn dagegen, wie wir gesehen haben, die Menschen und vor Allen die hervorragendsten Geister geurtheilt haben, daß es ihnen nur dann möglich sei, diese Wahrheiten zu finden, wenn sie von sich selber ganz abgehen und ihrer persönlichen Nachforschung entsagen, um b reitwillig die religiöse Lehre, fertig, wie sie ist, von den Vorfahren anzunehmen, gleichwie diese sie wiederum von ihren Vorfahren erhalten hatten, so hat das nothwendig darin seinen Grund, daß sie glaubten, die Wahrheit sei auf übernatürliche Weise der Erde mitgetheilt worden, weil sonst jeder Mensch sie auf natürliche Weise in sich selber würde gefunden haben. Die Lehre der Tradition hat keinem Menschen, und wäre er auch noch so alt und weise gewesen, die Ehre der Entdeckung und ersten Unterweisung zukommen lassen. Die Menschen wurden in Betreff dieser Lehre nicht als die Quelle, sondern als der Canal der Wahrheit betrachtet, deren Ursprung somit außer dem Menschen, und zwar in Gott, anzunehmen sei. Den Aeltesten wurde nur darum mehr geglaubt, weil sie, um mich dieses Bildes zu bedienen, der Original-Ausgabe der Wahrheit näher standen, und weil sie deren Text reiner und mit dem göttlichen Manuscript übereinstimmender dar-

boten; sonst hätten sie an und für sich weniger Glauben gefunden, als die neueren, weil diese sich bereits mehr Erfahrungen und eine größere Summe von Ideen erworben hatten. Für die Naturwissenschaften und Künste ließ man keine traditionelle Lehre gelten; im Gegentheil, man wollte bei ihnen Vervollkommnung und Fortschritt. Wenn man also in der theologischen Wissenschaft sich auf das Herkommen berief, so geschah dies, weil man überzeugt war, daß dieselbe ihre Quelle anderswo hatte. Uebrigens beglaubigte die Ueberlieferung sehr wohl ihren eigenen Ursprung; denn durch sie allein war es gekommen, daß das Wenige von Wahrheit, was sich noch vorfand, erhalten war. Von der anderen Seite beglaubigte der Rationalismus seine Unrechtmäßigkeit; denn je mehr er sich an die Stelle der Tradition drängte, und je mehr er die Wahrheit verfinsterte und zersetzte, desto mehr ließ er den Irrthum wuchern. Der Beweis, den er gegen sich selbst und zu Gunsten seiner Nebenbuhlerin lieferte, war unwiderleglich. Hätte man die theologische Wissenschaft aus den eigenen Forschungen der Menschen gewonnen, so würden die späteren Philosophen die Entdeckungen ihrer Vorgänger vervollkommnet haben, und die Menschen, welche mehrere Jahrhunderte nach Pythagoras und Thales lebten, würden in den heiligen Wissenschaften besser unterrichtet gewesen sein, als diese Philosophen. Aber das Gegentheil ist wahr. Die alten Weisen hatten reinere Vorstellungen von Gott, als die, die nach ihnen lebten, und das Menschengeschlecht wurde, wie es weiter fortschritt, auch abergläubischer: — ein untrüglicher Beweis, daß der Unterricht in den ersten Wahrheiten nicht von den Menschen hat ausgehen können, sondern nur von Gott.*)

*) Die traditionelle Lehre, wie sie aus dieser Art und Weise, die Philosophen des Alterthums zu beurtheilen, hervorgeht, will den neueren Rationalisten eben nicht behagen. Wirklich lehnen sie sich gegen die Lehre auf. Sie nennen sie theokratisch und versäumen nicht, uns darauf aufmerksam zu machen, daß sie neu sei, und daß man bei den christlichen Philosophen des siebzehnten Jahrhunderts keine Spur davon finde. Es

Bei den Alten wurden diejenigen verspottet, die anderer Meinung waren und der Weisheit und religiösen Wahrheit

---

ist wahr, daß in unserem Jahrhunderte die traditionelle Lehre bedeutend mehr, ja vorzugsweise an den Tag gekehrt ist, und daß sie in den Schriften der christlichen Philosophen, von denen man spricht, gewissermaßen schlummert. Das ist aber auch ganz natürlich; denn die Klasse der Gegner, die sie zu bekämpfen hatten, machte die Anwendung dieser Lehre damals nicht in dem Maße nothwendig, wie in unseren Tagen. Um aber zu behaupten, daß sie jenen fremd wäre und, im Grunde genommen, von ihnen nicht offen bekannt worden sei, müßte man dieselben niemals gelesen haben. Es wäre uns leicht, durch zahlreiche Citate das Gegentheil darzuthun; wir wollen uns auf eins beschränken, — es ist vom gelehrten und bescheidenen d'Aguesseau. Obgleich er Cartesianer war, sprach er sich dennoch in einer Polemik, wo er es übernommen hatte, die Vortrefflichkeit der Philosophen des Alterthums zu vertheidigen, also aus: — „Nach allem dem muß ich bemerken, daß Sie nicht etwa glauben dürfen, ich hätte von den alten Philosophen eine bessere Meinung, als Sie. Ich stimme mit Ihnen darin überein, daß man fast sagen sollte, sie hätten nur zu dem Zwecke geschrieben, um uns zu zeigen: daß die menschliche Vernunft sehr schwach ist, selbst bei denen, bei welchen sie noch die meiste Kraft zu haben scheint; daß sie die wichtigsten Wahrheiten nur leise berührt haben, ohne daß sie dieselben erfassen konnten; und daß selbst die Wahrheiten, die sie erkannten, oft nur dazu dienten, sie noch tiefer in den Irrthum zu stürzen. Das sind Ihre eigenen Ausdrücke, mein Herr; und ich unterschreibe sie herzlich gern. Wenn jene daher etwas Gutes vorbringen und ihre Gedanken auf eine Weise aussprechen, die sich nicht anders erklären läßt, als gemäß den Ideen, die uns durch die Offenbarung bekannt sind, so glaube ich, in ihren Reden die Spuren einer alten Ueberlieferung zu erkennen, die immer reiner und ungetrübter wird, je näher man zu ihrer Quelle hinaufgeht. Dort finde ich also die Spuren der ersteren Wahrheiten wieder, und freudig gehe ich ihnen nach, diesen Grundwahrheiten, die dem Menschen zu wissen höchst wichtig sind, und deren Andenken Gott unmöglich bei allen Völkern der Erde ganz hat erlöschen lassen, um sie für die Juden allein aufzubehalten. Je mehr Sie diese Wahrheiten ansehen als erhaben über den Kräften des menschlichen Geistes, desto mehr fühle ich mich geneigt, zu glauben, daß es der Güte ihres Urhebers würdig war, die Erinnerung daran fortdauern zu lassen, und zwar mittelst einer Ueberlieferung, die nicht geschrieben war, sondern mündlich von den Vätern auf die Kinder forterbte. Die Lehre von der Schöpfung scheint sich in der Volksmeinung und auch in der Volkssprache erhalten zu haben; es ist sogar wahrscheinlich genug, daß die

eine menschliche Abkunft beilegten. Die rationalistischen Philosophen der Neuzeit (ich verstehe darunter die erklärten Par-

---

Bauern in Attika oder die schlichtesten Leute von Athen, wenn man sie über diesen Gegenstand gefragt hätte, vielleicht besser würden geantwortet haben, als die meisten ihrer Philosophen. Ich urtheile darüber nach den Dichtern, die gewöhnlich den Ideen des Volkes folgen. In ihnen findet man ungemein viele Stellen, wo Gott nicht allein als Herr und Lenker aller Dinge, sondern als ihr Vater und Urheber dargestellt wird. Wollte man aber annehmen, diese Ueberlieferung habe sich nur unter dem Philosophenvolke fortgepflanzt, wie groß würde dann die Zahl von Stufen werden, die man voraussetzen müßte, um sich jene Art von Erbfolge zu bilden, durch die sie sich in den Schulen erhalten hätte? — Ich habe es früher schon gesagt. Noa ließ ohne Zweifel dieses kostbare Gut, wie es ihm übergeben war, so auch wieder seinen Kindern, und durch diese wurde dasselbe mitgenommen nach Aegypten. Dort wurde das Andenken daran durch den mehr als hundertjährigen Aufenthalt der Nachkommen Abrahams unter den Eingebornen wieder aufgefrischt. Moses, der, wie die heiligen Bücher sagen, in allen Wissenschaften der Aegyptier unterrichtet war, setzte dieselben gewiß auch in Bekanntschaft mit dem, was er selbst durch eigene väterliche Ueberlieferung wußte. Gerade in diese Zeit, als die Hebräer in Aegypten wohnten, fällt es, daß ägyptische Colonieen die vorzüglichsten Städte Griechenlands gründeten. Ungefähr zwei Jahrhunderte nach Moses reisen wieder die Griechen in dasselbe Land, um dort die Quelle der alten Traditionen zu suchen, die auch früher von dort her ihnen waren überbracht worden. Die ersten Philosophen, die diese Reise gemacht haben, sind diejenigen, welche über die Gottheit am herrlichsten sprechen; und gerade in ihren Schulen haben sich die erhabensten Ausdrücke über die Allmacht Gottes, des ersten Wesens, und über die unermeßliche Fülle seines Reichthums erhalten. Ich sehe also die Aegyptier zwischen Noa und den Griechen, oder, wenn man diese Mitte noch enger abschließen will, zwischen Moses und den Griechen." (Lettres sur divers sujets de métaphysique, t. XVI. p. 39—40.) — Der gegenwärtige Wortführer des Rationalismus konnte sich nicht enthalten, ebenfalls die Wahrheit einzugestehen, daß die Ueberlieferungen des Orients gleichsam der Stoff aller Gedanken Plato's seien. An einer anderen Stelle sagt er noch: „Ebenso wenig kann man leugnen, daß es mitten unter den verschiedensten Meinungen und Aussagen wirkliche, übereinstimmende Zeugnisse giebt. Das heißt die alten Traditionen leugnen, die in Griechenland als Grundlage dienten, sowohl für die Kunst, als auch für die Philosophie, sowohl für die Phantasie, wie für den Verstand. Wahrlich, je tiefer man in die Dialoge Plato's eindringt, desto mehr wird man da wirkliche und historische Elemente finden, die er frei ange-

teigenossen der Vernunft gegen die Offenbarung), die über unseren Glauben so viel gelacht haben, die sich zu Lehrern des Menschengeschlechts aufwarfen, — so weit ging ihre Unvernunft! — würden selbst bei den wahren Philosophen des Alterthums der Gegenstand des Gelächters gewesen sein, wenn man nach den schlagenden Spottreden urtheilen darf, die damals gegen die Sophisten, ihre Vorgänger, ausgetheilt wurden: „Es ist leicht zu begreifen, daß sie nicht die Weisheit ist," sagt Hortensius, wo er von jener Philosophie spricht, „weil man ihren Ursprung kennt und weiß, in welcher Zeit sie geboren wurde. Wann hat es zuerst Philosophen gegeben? Thales, meine ich, ist der erste; aber dieser Zeitpunkt ist noch neu. Wo war also vorher die Wahrheit?" — „Es sind noch keine tausend Jahre, als man die ersten Anfänge der Weisheit kennen lernte," sagt in gleicher Weise Seneca; „das Menschengeschlecht ist also während einer langen Reihe von Jahrhunderten ohne Vernunft gewesen?" — Eine Thorheit, worüber auch Persius sich lustig macht: — „Seitdem man mit dem Pfeffer und den Datteln nach Rom die Weisheit einführte . . .;" „als wenn die Weisheit," fügt Lactantius hinzu, dem wir diese Citate entlehnen, „mit den Gewürzen herbeigebracht wäre, sie, die nothwendiger Weise ihren Anfang vor den Menschen haben mußte."*)

Diese sehr vernünftige Rede ist für den Rationalismus wahrhaft niederschlagend. Wenn die religiöse Wahrheit, die Weisheit im eigentlichen Sinne, für den Menschen unumgänglich nöthig war (und wer könnte daran zweifeln?), so hat sie schon seit seinem Ursprunge durch Unterricht ihm müssen gegeben werden, und ihre Erhaltung mußte einem Mittel an-

---

wandt hat. Dazu nehme man noch, daß Plato selbst in seiner Epinomis anerkannte, er verdanke einen großen Theil seines Wissens über die Götter einem Ausländer, einem Chaldäer." (Trad. de Platon, notes sur le Banquet et celles sur l'Epinomis.) — Man vergesse nicht, daß die Juden damals im ganzen westlichen Asien verbreitet waren.

*) Divin. Instit. lib. III. cap. 14.

vertraut werden, das naturgemäß und Allen zugänglich war, wie es denn auch die Tradition ist. Ist es nicht eine wahre Unvernunft, die Entdeckung und den Besitz dieser Wahrheit, die man die Sonne unserer Seelen nennen könnte, nicht von der Einfalt unseres Herzens, sondern von den Nachtwachen und von dem Schweiße des Verstandes abhängig zu machen und das Menschengeschlecht so lange auf dieselbe warten zu lassen, bis sie aus der Feder dieses oder jenes Sophisten herauskomme? und nun alle Welt zu zwingen, dessen Schriften zu lesen, damit man sie finde? „Nein! gegen diesen Dünkel erhebe ich mich," sagt Laromiguière, „und ich klage ihn an bei der Achtung, die der Einzelne den Völkern schuldig ist. Sich damit rühmen, daß man endlich den einzigen Beweis von der Existenz Gottes, den einzigen Weg, der zu Gott führe, entdeckt habe, das heißt gewissermaßen das gesammte Menschengeschlecht des Atheismus beschuldigen. Der schlichte Mann, der beim Anblicke der Aehren, die ihm die Erde zurückgiebt für das Saamenkorn, das er säete, seine Hände zum Himmel erhebt und die Vorsehung dankbar preiset, hat ohne Zweifel von der Existenz Gottes einen ebenso guten Beweis, wie solche hochmüthige Philosophen."*)

Diese Aufwallung Laromiguière's, die in seinen Schriften um so merkwürdiger ist, weil die Klarheit, wodurch sie sich auszeichnen, durchgängig von aller Wärme frei geblieben, überkommt ihn um des Descartes willen: „Man erlaube mir eine Bemerkung," sagt er, „die ich aber nicht auf Descartes anwende. Sehen wir einen Augenblick ab von diesem großen Manne, von dem man nicht leicht mit zu großer Verehrung sprechen kann." Dessen vorgebliche Nachahmer sind es, an die er sich wendet; und wahrlich! man kann sich nicht genug ereifern gegen die Anmaßung so mancher Philosophen unserer Tage, und hätten sie auch öffentlich ihr Examen bestanden, wenn sie sich wie Fortsetzer Descartes' geberden und dessen

*) Leçons de philosophie de Laromiguière, t. II. p. 279.

Andenken an allen Thorheiten eines gegen den Glauben empörerischen Verstandes Theil nehmen lassen; — nennen sie ja doch Descartes den Vater der neueren Philosophie und das Haupt der Revolution des menschlichen Geistes gegen das Joch der Auctorität.

Nichts ist falscher, als dies, in dem Sinne, worin man es gewöhnlich versteht. An Descartes gab es nichts Neues, als nur seine Irrthümer. Sein methodischer Zweifel, der sehr in Ruf kam, und alle Vortheile, die er gegen die Ungläubigen daraus herleitete, sind eine Waffe, die er selbst von einem Anderen, nämlich vom h. Augustin, entlehnt hat, und deren er sich in derselben religiösen und gläubigen Gesinnung bediente, wie auch jenes große Genie.*) Ist es nicht ein

---

*) Man sehe hier den nämlichen methodischen Zweifel des Descartes und sein Ich denke, folglich bin ich, wie es der h. Augustin mit aller Kühnheit in folgendem Gespräche aufgestellt hat: — „Die Vernunft. Wir wollen nun unser Werk beginnen. — Augustin. Haben wir das Vertrauen, daß Gott uns dabei helfen werde! — Die Vernunft. Bitte ihn also so kurz und vollkommen, wie du kannst. — Augustin. O Gott, Unwandelbarer, Ewiger, mache, daß ich mich erkenne, und laß mich Dich erkennen! Das ist meine Bitte. — Die Vernunft. Aber du, der du dich willst kennen lernen, weißt du, daß du existirst? — Augustin. Ich weiß es. — Die Vernunft. Woher weißt du es? — Augustin. Das ist mir unbekannt. — Die Vernunft. Hast du ein Bewußtsein von dir selbst als einem einfachen, oder zusammengesetzten Wesen? — Augustin. Das ist mir unbekannt. — Die Vernunft. Weißt du, ob du in Bewegung bist? — Augustin. Ich weiß es nicht. — Die Vernunft. Weißt du, ob du denkst? Augustin. Ja, ich weiß es." Soliloquia lib. II. cap. 1. (Die Soliloquia in einem Buche sind unterschoben, nur die in zwei Büchern sind ächt.) — Doch nicht allein in seinen Soliloquien, sondern auch in mehreren anderen seiner Werke hat der große Bischof von Hippo diese Methode, die man unter die ersten Lorbeeren Descartes' rechnete, angedeutet. Ebenso sagte auch Fénélon, obwohl er Cartesianer war: „Wenn es sich mir darum handelte, irgend einem Philosophen auf seinen Ruf hin Glauben beizumessen, so würde ich weit mehr dem h. Augustin glauben, als dem Descartes; denn abgesehen davon, daß er es weit besser verstand, die Philosophie mit der Religion zu vereinigen, findet man in diesem Kirchenvater weit größere und genialere Meisterwerke über alle metaphysischen Wahr-

Sacrileg, sie gegen Descartes selbst zu wenden, indem man ihn den Vater einer Philosophie nennt, die nichts Anderes bezweckt, als den Sturz der Religion und des Glaubens?

Weit entfernt, eine derartige Philosophie durch solche Schutzherrschaft zu Ansehen zu bringen, bringt man sie in Verruf; und wenn dem nicht so wäre, so möchte der große Name Descartes eher dabei zu Grunde gehen, als daß er im Stande wäre, jene zu retten.

Welch' ein Schauspiel hat nicht wirklich diese angebliche cartesische Revolution der Welt gegeben! und welches sind die Früchte, die sie gebracht hat? Ich brauche hier blos einen Anderen sprechen zu lassen, nämlich seinen Schutzredner und Geschichtschreiber selbst:

---

heiten, obgleich er sie immer nur gelegentlich berührt und nicht im Zusammenhange behandelt. Wenn ein erleuchteter Kopf in den Büchern des h. Augustin alle erhabenen Wahrheiten, die dieser Vater gleichsam zufällig überall hat fallen lassen, sammelte, so würde dieser Auszug, vorausgesetzt, daß die Auswahl gut getroffen wäre, den Meditationen des Descartes weit überlegen sein, obgleich diese Meditationen das größte Meisterstück dieses philosophischen Geistes sind." (Lettres IV sur la Religion.) — Ebenso verhält es sich auch mit dem Beweise Gottes mittelst des Unendlichen, um dessetwillen man dem Descartes ebenfalls so große Ehre angethan hat; er hatte ihn in mehreren Kirchenvätern vorgefunden, namentlich im h. Anselm. Man sehe unter dem Titel Rationalisme chrétien das Monologium und das Proslogium dieses großen Bischofs, wovon die Uebersetzung (in das Französische) von Bouchitté so eben bei der Académie française den Preis davon getragen hat.

Sic vos non vobis mellificatis, apes.

Die Vernunft hat niemals, was wohl zu bemerken ist, eifrigere und edlere Verfechter gehabt, als eben die Schüler der Offenbarung zu allen Zeiten. Die Väter des Glaubens könnte man ebenso gut Väter der Vernunft nennen. Sie führen dieselbe wieder zu ihrer Quelle zurück, damit sie dort sich nähre; sie machen sie um so mehr kühn und begierig zum Wagen, als sie ihr die Bürgschaft geben, daß sie nicht fallen werde, und als sie ihr Gelegenheit verschaffen, ihren Eifer und Muth zur Ausübung zu bringen. Die Feinde der Vernunft sind diejenigen, welche sie entmuthigen und zwingen, sich in den Skepticismus zu werfen, indem sie dieselbe in thörichten und unfruchtbaren Forschungen vergeuden und ihr zu keiner anderen Erfahrung den Weg bahnen, als zu der ihrer eigenen Schwäche.

„Nun habe ich den neuen Umschwung in der Philosophie, dessen Haupt Descartes ist, von seinem Beginne bis zu seinem Ende verfolgt. Die Aufgabe, die ich als Geschichtschreiber hatte, ist vollendet, ich habe nichts mehr zu erzählen; aber die schwierigere Aufgabe der Beurtheilung ist noch übrig. — Es war mir unmöglich, mit der Kritik bewaffnet, meinen wissenschaftlichen Weg noch einmal zu gehen, ohne schon gleich zu Anfang ein gewisses Gefühl der Entmuthigung und des Skepticismus in mir wahrzunehmen; denn die Strecke, die ich durchlaufen habe, ist ganz mit Ruinen überschüttet: — Alle Systeme, die ich nach und nach studirt habe, sind in der Wissenschaft bereits verschwunden; sie sind durch andere Systeme ersetzt und spielen auf der philosophischen Bühne des neunzehnten Jahrhunderts keine Rolle mehr. Sind sie denn vollends untergegangen? von allen Meinungen der größten Genies, worauf die Philosophie stolz ist, bleibt also nichts übrig, als Nichtigkeit und Staub? hat diese große philosophische Revolution mit keiner einzigen neuen Wahrheit die Welt bereichert?“*) —

*) Histoire et critique de la révolution cartésienne, par M. Francispue Bouillier, p. 367—368. — Der große Bossuet, der ganz Cartesianer war, weil er, wie auch Descartes, in der Methode ein Mittel sah, die Philosophen wieder zu bezähmen, verfehlte dennoch nicht, den Vortheil zu merken, den diese wiederum gegen die Absichten Descartes' und gegen die wahren Interessen der Vernunft und der Wahrheit daraus entnehmen konnten. In der vertraulichen Form eines Hirtenbriefes ließ er sein bischöfliches Mahnungswort also vernehmen: — „Um euch nichts vorzuenthalten, gestehe ich, ich sehe einen großen Kampf sich vorbereiten; einen Kampf, gerichtet gegen die Kirche, einen Kampf, unter dem Namen Cartesische Philosophie. Aus ihrem Schooße und aus ihren Grundsätzen sehe ich, soviel ich wenigstens sehen kann, mehr, als eine Häresie sich erheben. Ich sehe voraus, daß die Folgerungen, die man gegen die Dogmen, an denen unsere Väter festgehalten haben, aus ihr zieht, sie selber gehässig machen und bewirken werden, daß die ganze Frucht, die man für die Kirche von ihr hoffen konnte, nämlich in den Geistern der Philosophen den Glauben an die göttliche Abkunft und Unsterblichkeit der Seele wieder herzustellen, verloren gehe. Denn unter dem Vorwande, daß man nichts zuzugeben brauche, als was man klar verstehe (was freilich in einem gewissen beschränkteren Sinne sehr wahr ist), nimmt sich Jeder die Freiheit, zu sagen: dieses verstehe ich; jenes verstehe ich nicht. Auf diesen einzigen Grund hin nimmt

Der Verfasser beantwortet diese Frage als Eklektiker, und vor Allem als Redner: „Die Menschheit," sagt er, „durch verschiedene Kräfte und Meinungen nach verschiedenen Richtungen hingezogen, schreitet mit Majestät in der Mitte einen regelmäßigen Weg voran." Dieser Ausspruch erinnert unwillkührlich an das Wort Luthers, das etwas derb lautet: „Die Menschheit gleicht einem betrunkenen Bauern zu Pferde; hebt man ihn von der einen Seite hinauf, so fällt er an der anderen wieder herunter."

Entmuthigung, Zweifelei, Ruinen! Das ist das ganze Ergebniß der Pein und Unruhe, die der Rationalismus dem menschlichen Geiste anthut, wenn er ihm die Tradition wegnimmt. „Das Ende unserer Nachforschungen," sagt Montaigne mit seiner gewohnten Bestimmtheit, „fällt in Nebel und Verblendung. Die gröbsten und einfältigsten Träumereien finden sich meistens bei denen, die die höchsten und entlegensten Dinge behandeln. Sie versinken und gehen in ihrem Vorwitz und in ihrer Anmaßung zu Grunde."*)

Die begabtesten Männer haben sich immer dadurch ausgezeichnet, daß sie diese Schwäche der menschlichen Vernunft, falls sie allein gehen will, und die Nothwendigkeit eines göttlichen Beistandes, der ihr zur theologischen Wahrheit den Weg zeige, offen und laut bekannten. Jeden Augenblick sehen wir in den Schriften der Weisen aus dem Alterthume, wie sie

---

man an oder verwirft Alles, was man will, ohne zu bedenken, daß es außer unseren klaren und festbestimmten Ideen auch noch dunkele und allgemeine giebt, welche trotzdem so wesentliche Wahrheiten einschließen, daß man Alles umstoßen würde, wenn man sie leugnen wollte. Unter jenem Vorwande schleicht sich eine Freiheit ein, über Alles zu urtheilen und zu richten, und diese Freiheit macht, daß man ohne Rücksicht auf die Ueberlieferung mit großer Verwegenheit Alles vorbringt und aufkommen läßt, was man nur immer denkt. Ueber diese Worte werdet Ihr staunen; aber ich sage sie nicht umsonst. Ich rede unter den Augen Gottes und Angesichts seines erschreckenden Gerichtes als ein Bischof, der wachen soll über die Erhaltung des Glaubens." (Lettres diverses, t. II. p. 109.) — Wie genau ist das eingetroffen!

*) Essais de Montaigne, liv. II. chap. 12.

vor ihrer eigenen Vernunft, gleichsam wie vor einem Abgrunde, zurückschrecken und wieder zur Tradition und durch die Tradition zur Uroffenbarung, hineilen; da erst finden sie Ruhe, und wir hören sie eine Sprache reden, erhaben und fest, wie die eben noch angeführte von Cicero, — eine Sprache, die in auffallender Weise von dem Stammeln ihrer Vernunft absticht, wenn diese sich ganz allein zur Erforschung der Wahrheit versuchen will.

Man kann ganz genau die Kraft des Geistes nach dem Grade seiner Unterwürfigkeit in diesem Punkte abmessen. Auch sehen wir in unserer neuesten Zeit, wie die beiden, ich kann wohl sagen, fähigsten Köpfe, die sich mögen begegnet sein, Montaigne und Pascal, die Macht ihrer Vernunft nur dazu dienen lassen, das Joch des Glaubens zu tragen.*)

Einige neuere Rationalisten sind selbst endlich genöthigt gewesen, wieder zum Glauben zu halten und zur Offenbarung zu eilen, weil sie von dem Gebrauche und der Anstrengung ihrer eigenen Vernunft, womit sie jene zu verdrängen suchten, sich erschöpft und beschämt fühlten. „Unsere Vernunft bringt nur Alles in Verwirrung und macht, daß wir an Allem zweifeln;“ Bayle ist's, der dies sagt; „kaum hat sie ein Werk aufgebaut, so zeigt sie auch schon die Mittel, es zu zerstören; sie ist eine wahre Penelope, die des Nachts das Gewebe wieder auflöset, das sie bei Tage so schön verfertigt hatte. So ist denn die beste Erfahrung, die uns die Philosophie verschafft, die Ueberzeugung, daß sie nur ein Irrweg ist, und daß wir uns noch einen anderen Führer suchen müssen, nämlich das Licht der Offenbarung.“**)

---

*) Der zum Sprichwort gewordene Skepticismus des Montaigne wird gewöhnlich sehr falsch verstanden. Sein Was weiß ich? hat nicht den allgemeinen Charakter, den man diesem Spruche beilegt. Weit gefehlt! derselbe ist im Gegentheil eine Waffe, die er nur deßhalb gegen die Vernunft anwendet, um sie verzweifeln zu lassen und sie zu zwingen, sich in den Schooß des Glaubens zu werfen, dessen Herrschaft er sogar mit Uebertreibung verkündigt. Man lese sein Buch: Apologie de Raymond Sebond.

**) Dict. crit., art. Manichéens, note D.

Man muß also wieder auf die Offenbarung zurückkommen. Die Abstammung und Fortpflanzung der Wahrheit in der Gesellschaft des Menschengeschlechts, — der Ursprung der Sprache — die eigenthümliche Beschaffenheit der religiösen Wahrheit, — die Art und Weise, wie diese Wahrheit durch die Ueberlieferung in den alten Zeiten sich erhalten hat, — die natürliche Ohnmacht der menschlichen Vernunft, wenn diese des Beistandes der Ueberlieferungen beraubt ist, — sogar die Muthlosigkeit und die Geständnisse ihrer Anhänger; — alles das führt uns wieder hin zur Offenbarung. Sie ist, wie wir früher schon sagten, der einzige Ausgang aus dem Labyrinthe; sie mußte sein und ist auch wirklich gleich Anfangs im Schooße der Menschheit dagewesen.

Welches Loos hat aber diese erste Offenbarung gefunden? Mußte der Himmel nicht zum zweiten Male einschreiten, um auf die ferneren Geschicke der Wahrheit unter den Menschen einzuwirken? Das ist das zweite philosophisch-historische Problem, welches jetzt vor uns tritt und seine Lösung fordert; es ist durchaus geeignet, uns lebhaft zu interessiren und unsere Aufmerksamkeit zu fesseln.

Sechstes Kapitel.

Nothwendigkeit einer zweiten Offenbarung.

Wenn der Rationalismus zugleich mit dem Menschengeschlechte seinen Anfang genommen hätte, so würde die Wahrheit wohl keinen einzigen Tag auf Erden geblühet haben. Diese himmlische Pflanze wäre in ihrem Keime erstickt worden, und man hätte sehen können, wie die Abgötterei mit all' ihren Verkehrtheiten sogar die Morgenröthe der Schöpfung beschmutzt hätte.*) Aber lange Zeit kannte das Menschengeschlecht keine andere Lehre, als die der Ueberlieferung, und somit lebte es in der Einfalt des Glaubens und Gehorsams gegen einen einzigen Gott, seinen Schöpfer und Vergelter. Später, als die Menschen, wie Diodor von Sicilien sagt, der Lehre ihrer Väter nicht mehr folgten und sich bei den Untersuchungen, die sie kühn unternahmen, in sich selbst vertieften; da fingen die Grunddogmen, obwohl sie von Gott gekommen waren, an zu wanken, die dichten Wolken des Zweifels und des Sensualismus stiegen in den Geistern auf und bildeten dort alle jene abergläubischen Meinungen, alle Utopieen, alle Abenteuerlich-

*) Es ist indeß nur zu wahr, daß die rationalistische Philosophie und mit ihr zugleich das Streben des Menschengeschlechts zum Götzendienste und zur Gottlosigkeit selbst bis zum Ursprunge der Welt hinaufgehen. „Nicht die Philosophie, welche man von Adam erhalten hat, ist es, die nach solchen Dingen greift; sondern jene, die von der Schlange kommt. Denn seit der Sünde ist der Geist des Menschen ganz heidnisch.“ (Malebranche, Rech. de la vérité, 2e partie, liv. VI.) — Aber das Gift, das in den menschlichen Geist hineingeworfen war durch denjenigen, der das erste Warum? als Gezisch hat hören lassen, konnte nur nach und nach die Masse anstecken und verderben. Das Weitere über diesen Gegenstand behalten wir uns jedoch vor.

keiten des Götzendienstes und der sophistischen Philosophie. Die Wahrheit wurde nach und nach entstellt, vermischt, entartet. Der Irrthum schlich sich ein, kam in Aufnahme und faßte überall festen Fuß. Lange Zeit bestand zwischen beiden ein Kampf. Die Weisen, bewaffnet mit der Tradition, wiesen den Irrthum zurück, geradeso, wie auch die katholische Kirche die Häresie dadurch verstummen macht, daß sie dieselbe der Neuheit bezüchtigt. Sie konnten das aber nicht mit einer gleichen Zuversicht und vor Allem nicht mit einer gleichen Ausdauer; denn Wahrheit und Ueberlieferung waren noch nicht so gewährleistet, wie sie es sind in der katholischen Kirche, wo es eine treu bewahrende und weise ausspendende Auctorität giebt, welche einzig dastehend, allgemein gültig und immerwährend ist, wie die Wahrheit selber, und wo sich uns eine ununterbrochene Reihenfolge von Dienern zeigt, die ausschließlich ihrer Hut und Pflege sich gewidmet haben. Ohne Vertheidigung, ohne Einheit, ohne sichtbare Auctorität war die Wahrheit zerstreut und fand sich nur noch hie und da in den Erinnerungen der Völker und in den immer mehr schwankend gewordenen und verfälschten Zeugnissen des Menschengeschlechts. Anfangs war ihr Alterthum mit leichter Mühe darzuthun; aber nach und nach fing auch der Irrthum an, ebenfalls ein Alter zu bekommen und die Wahrheit auf dem schwankenden und unentschiedenen Boden der Ueberlieferung zu bekämpfen; im Nothfalle, wenn es gar zu offen am Tage lag, daß ihm ein wirkliches Alter abgehe, gab er sich sogar, wie wir gesehen haben, ein erkünsteltes Alter, und da er keinem wachsamen Ankläger begegnete, der seine trügerischen Mittel und Versuche überall und immer offengedeckt hätte, so gewann er endlich die Oberhand, und es gelang ihm, seine Nebenbuhlerin zu vertreiben und deren Recht für verjährt zu erklären. Wollte diese es sich dann später wiederverschaffen, so kam sie ebenfalls in die übele Lage, der Neuheit beschuldigt zu werden; ja es geschah, daß Sokrates, weil er die Einheit des höchsten Wesens bekannte, verurtheilt wurde, den Schierlingsbecher zu trinken, und

zwar deßwegen, weil er damit umgegangen sei, neue Götter einzuführen.

Damals verbarg sich die Wahrheit unter dem Philosophenmantel einiger Weisen, die ihr nur in unentschiedener und problematischer Weise das Wort redeten und sie in Ungerechtigkeit gefangen hielten, wie später der h. Paulus sehr beredt ihnen vorwarf. Sie nahmen sie an und gaben sie auch wieder auf, indem sie die eigenen Träumereien ihr untermischten und namentlich durch die Handlungen sie Lügen straften; — wurden sie ja doch, als vereinzelt dastehend, von der allgemeinen sittlichen Zerrüttung selber mit fortgerissen. Wenn dann nach ihnen diese Schaaren von Sophisten kamen, die in Athen und Rom sich stark vermehrten und mit der Kunst, Alles zu behaupten, sich ihr Brod verdienten, so mußte es wohl Nacht werden auf der Welt, und der menschliche Geist trieb mit der Wahrheit sein Spiel, wie mit einer feilen Dirne, und der Name Philosoph wurde gleichbedeutend mit Schmarotzer und Possenreißer. Das Verderbniß der Sitten ging den Anmaßungen der Philosophie in gleichem Range zur Seite. Wo es Sophisten vollauf gab, da wucherten auch Aberglaube und regellose Sitten; denn nichts entbindet das Herz sosehr von dem Joche der Pflicht, wie die Ungewißheiten und Zweifel des Geistes, und nichts erzeugt in dem Maße die Ungewißheiten des Geistes, wie der Mißbrauch seiner Freiheit.

Auch hatte die alte Philosophie außer ihrer Unentschiedenheit, ihrem gänzlichen Mangel an Einheit, ihren Wirrungen in den Systemen, die sich wechselseitig ausschlossen, den großen Fehler, daß sie zu tiefsinnig und zu allgemein gehalten war, so daß sie von den meisten Menschen gar nicht verstanden wurde. Die natürliche Religion, in ihrer ganzen Reinheit aufgefaßt, so wie wir sie oben auseinandergesetzt haben, hätte ebenfalls die Schwierigkeit gefunden, für jene Geister, die in den Sorgen des gegenwärtigen Lebens versenkt und von ihrer ursprünglichen Einfalt abgewichen waren, unverständlich zu sein. Sollen die Wahrheiten der außersinnlichen und übernatürlichen

Ordnung in der Gesellschaft Eingang finden, in Umlauf kommen, festen Halt fassen und ohne eigene Schmälerung sich jenen Handlungen beimischen, die sie zu lenken haben, so müssen sie ganz fertig ankommen, bekleidet mit einem Körper, einem wahrnehmbaren Zeichen, geschlagen mit dem Gepräge einer Auctorität, die von Allen anerkannt ist, mit einem Worte: dogmatisirt. Die Geister, die sich in der Philosophie am meisten geübt haben und fast nur in höheren Betrachtungen leben, haben selbst das Bedürfniß, sich Sprüche und Formeln zu bilden, sich Glaubens- und Sittenspiegel zu entwerfen, um das immerwährende Hin- und Herschwanken ihres Geistes zu hemmen und in den plötzlichen Gefahren, denen uns die Schwäche der eigenen Natur aussetzt, Waffen zu finden, die gleich zum Widerstande in Bereitschaft sind. Wäre die alte Philosophie Anfangs mit sich selbst einig gewesen, so würde es ihr bald möglich geworden sein, mit dem öffentlichen Gottesdienste im Bündnisse, demselben den Hauch ihrer Begeisterung zu widmen und ihm ihre Formen zu leihen, um so die Gesellschaft zu beherrschen.*) Aber nichts vertrug sich gerade schlechter mit einander, als die Philosophie und die Religion bei den Alten. Die Philosophie führte blindlings einen Krieg gegen die Religion und verspottete dieselbe; die Religion schickte der Philosophie den Schierling zu und klagte sie an, daß sie die Götter leugne. Die Philosophie hatte auch meistens die Feigheit, daß sie dem gröbsten Aberglauben, den sie hätte ausrotten sollen, öffentlich opferte und dadurch sich selbst in Verruf brachte; anstatt also den Gottesdienst wieder an die Moral zu knüpfen, d. h. jenen zu dieser wieder emporzuheben, ließ sie sich selbst zu jenem herab und besiegelte dadurch sein Bündniß mit den entsetzlichsten Lastern. Aus diesen Widersprüchen und aus diesem inneren Zwiespalt kam es, daß weder die Philosophie, noch die Religion im Stande war, die Gesellschaft

*) Dies haben später, durch das Christenthum darauf aufmerksam gemacht, die Neuplatoniker wirklich zu thun versucht.

aufrecht zu halten, und daß sie nur im Wetteifer um deren Sturz einig waren: und zwar die Philosophie, weil sie nicht zum richtigen Abschlusse kommen konnte; die Religion, weil ihr der richtige Grund und Ausgang fehlte. Weil sie durch ihre abgeschiedene Strebung und durch ihr gegenseitiges Abstoßen sich einander schadeten, so kam die eine endlich nothwendiger Weise zum Atheismus, die andere zum Aberglauben, alle beide zum zügellosesten Sensualismus; denn der Atheismus ließ den Leidenschaften die Zügel schießen, und der Aberglaube gab ihnen noch den Sporn. So mußte denn das Menschengeschlecht, auf den Abhang des Verderbens geschleudert, die reißende Schnelligkeit seines eigenen Unterganges noch wachsen und mit der ganzen Kraft jener Mittel, die dazu bestimmt waren, es zu halten und zu heben, seinen Sturz sich noch beschleunigen sehen.*)

Welch' ein Bild täglich wachsenden Verderbnisses und Elends bietet uns nicht die heidnische Welt! und welch' ein gräßliches Schauspiel ist nicht der Zustand, bei dem sie zur Zeit der Herrschaft der Römer angekommen war.

Während einige beobachtende und tiefer denkende Geister, wie ein Cicero, ein Seneca, mit einer Art Kühnheit und philosophischer Empörung sich so weit erhoben, daß sie sogar bisweilen an ein unkörperliches erstes Wesen glaubten; so war für das Volk, für die Gesellschaft, für die Welt — Gott, die Quelle aller Sittlichkeit, aller Ordnung, alles geselligen Lebens,

---

*) Diese Gedanken über die Philosophie und Religion der Alten hatte ich schon aufgezeichnet, als ich zu meiner größten Freude, — wie das Wiedererkennen der Wahrheit sie uns verleihet, — fand, daß ein christlicher Philosoph, ein Zeitgenosse dieser Einrichtungen, ganz dasselbe Urtheil über sie gehegt und fast mit denselben Worten ausgesprochen hat. Die Annäherung ist auffallend: — „Die Philosophie und die Religion sind von einander getrennt, weit von einander geschieden; die Einen sind nämlich Lehrer der Weisheit, — sie führen nicht zu den Göttern; Andere sind Priester der Religion, — bei ihnen lernt man keine Weisheit. Es liegt am Tage, daß jenes nicht die wahre Weisheit, und dieses nicht die wahre Religion sei." (Lactantius, Instit. IV. 3.)

wirklich so, wie man ihn über dem Eingange des Tempels zu Athen genannt hatte: unbekannt. Was die Herrschaft führte, was Aller Augen fesselte, was alles Trachten und Streben ausfüllte und von der Wiege bis zum Grabhügel die bleibende Hauptsache des Lebens bildete, — war der Götzendienst, die Vergötterung der menschlichen Leidenschaften, und manchmal sogar der thierischen Lüste. Die mythologischen Fabeln, deren Blüthe heutzutage höchstens noch dazu dient, uns in unseren poetischen Mußestunden zu unterhalten, waren damals gebieterisch auftretende Wirklichkeiten, die sich in tausend Tempeln anbeten ließen, deren Einfluß überall zum Vorschein kam und auf deren Ansehen jegliche Verkehrtheit des menschlichen Herzens sich mit allem Ernste berief.*)

Wahr und gewiß ist es, — und dieses allein wäre schon ein überaus großes Uebel gewesen, — daß dieser Götzendienst die Stelle des Dienstes der Moral und des natürlichen Gesetzes einnahm und gerade dadurch für das Licht des Gewissens und für die Mahnungen des moralischen Gefühls ein Hemmniß war. Zu der Verwaltung jenes Dienstes der Götter wurden keine besonderen Eigenschaften oder Befähigungen verlongt; man brauchte nichts mitzubringen, weder richtige Begriffe über das Wesen Gottes, noch Befolgung des moralischen Gesetzes, noch

---

*) Man hat die Frage gestellt, ob für die Heiden die Götzenbilder als die Gottheiten selbst gegolten, oder ob sie ganz einfach die Gottheiten vorgestellt haben. Es ist jedoch nicht möglich, hierüber in Zweifel zu sein. Jamblichus hat diesem Gegenstand ein ganzes Werk gewidmet, um zu vertheidigen, daß die Heiden geglaubt haben, die Statuen, nicht allein jene, die man διοπετῆ, d. h. vom Himmel gefallene, nannte, sondern auch noch die von Bildhauern verfertigten und für Geld angekauften würden durch eine specielle Einweihung der persönliche Sitz und Aufenthalt jenes guten oder bösen Geistes, den sie vorstellten, und dieser sei gewissermaßen an jene fest gebunden. Proclus selbst erwähnt diese Einweihung, wodurch die Bildnisse der Götter belebt und in Wohnungen der Gottheit umgewandelt würden. Endlich sagt auch noch Quinctilian sehr kurz und mit entschiedenem Tone: „Ehe sie die höchste religiöse Einweihung erhalten, sind sie blos Stücke Arbeit; die Einweihung ist's, die den Gott hineinführt und an bestimmter Stelle Platz nehmen läßt.“

Reinigkeit des Herzens, noch Heiligkeit des Lebens, noch Reue über die begangenen Frevel, noch Besserung des Wandels für die Zukunft. Der Priester des Heidenthums war stumm. — „Es ist da keine Rede von dem, was die Sitten veredeln und das Leben regeln könnte," sagt Lactantius; „die Wahrheit sucht man gar nicht, sondern beschäftigt sich nur mit den Ceremonieen des Götzendienstes, wobei der Geist ohne Theilnahme und nur der Körper in Thätigkeit ist." (Inst. IV. 3.)

So war die Religion der Heiden weit davon entfernt, der Tugend Beistand zu leisten; sie stand vielmehr in gar keiner Verbindung mit irgend etwas Tugendhaftem. Dies allein schon, sagen wir, würde schnell ein großes Sittenverderbniß herbeigeführt haben, weil es das Herz allen Verführungen der Leidenschaften offen und das Gewissen gegen ihren Andrang unbewaffnet ließ.

Aber diese Religion that noch mehr. Sie hetzte und verdoppelte den Andrang der Leidenschaften, indem sie in deren Interesse sogar die Denkungsart der Götter, die ihnen ein Zügel hätte sein sollen, mit hineinzog. Dem Hochmuthe und der Sinnenlust unter all' ihren grausamen und herabwürdigenden Gestalten wurde an allen Orten Weihrauch gestreuet und Lob gespendet. Eine Menge Gottheiten wurden geschaffen mit den häßlichsten Charakteren; die Schande der abscheulichsten Verbrechen legte man ihnen bei. In ihnen leibte und lebte jedes Laster; und wie sie das lebendige Bild der Völlerei, der Blutschande, der Entführung, des Ehebruchs, der Unzucht, der Schurkerei, der Grausamkeit und Rache waren, so entnahmen die nämlichen Laster in den Herzen der Menschen von ihnen ihre praktischen Beweise. Wer eine schlechte That vollbringen wollte, besorgte sich leicht die Aufmunterung dazu; er brauchte sich nur an das zu erinnern, was ein Gott in ähnlichem Falle gethan hatte. Die Sünden, die begangen waren, ließen sich nach demselben Verfahren entschuldigen, oder wurden ganz der Gottheit zugeschoben, die mit unwiderstehlicher Macht dazu angetrieben habe. Zu allem diesem nehme man noch den

Einfluß der unsittlichen Scenen aus der Mythologie, die in Fresko an den Wänden und Plafonds der Wohnungen gemalt waren, wie man es jüngst noch in Herculanum aufgefunden hat. Jüngling und Jungfrau, die mitten in dem fortwährenden Schauspiele dieser Bilder aufwuchsen, wurden mit den Schändlichkeiten, die dieselben enthielten, seit dem zartesten Kindesalter vertraut. — „Jupiter hat ein Weib verführt, indem er sich in einen Goldregen verwandelte," läßt Terenz eine von seinen auftretenden Personen sagen; „und ich, ein schwacher Mensch, sollte das nicht auch thun dürfen?" *) — Ovid (und diese Auctorität steht einzig und allein da, wie Chateaubriand bemerkt) will nicht, daß die jungen Mädchen in die Tempel gehen, weil sie dort sähen, wie viele Jupiter zu Müttern gemacht habe. **) Die Diebe, die Räuber, die Menschenmörder und dergleichen Gesindel hatten ebenfalls ihre Patrone im Himmel. — „Schöne Laverna, lehre mich die Kunst, zu betrügen, und gieb, daß ich gerecht und heilig scheine." ***) — Kräftiger endlich, als es von Seneca gesagt ist, kann es wohl nicht ausgedrückt werden. „Sie brummen den Göttern die verfluchtesten Anliegen in die Ohren; wenn aber Jemand kommt, um ihnen zuzuhören, so schweigen sie still: wovor also ein Mensch erröthen würde, wenn er es hörte, das erröthen sie nicht einem Gott zu sagen."

Der öffentliche Gottesdienst entsprach nothwendiger Weise dem Charakter der Götter; er bestand in den albernsten und abscheulichsten Gebräuchen. Unzucht und Völlerei machten einen Theil des Dienstes der Venus und des Bacchus aus. †) Die Geheimnisse des Adonis, der Cybele, des Priap, der Flora,

*) Terent. Eun. act. III.

**) Trist. lib. II.

***) Horat., Ep. I. 16.

†) Die Unzucht bildete einen so großen Bestandtheil des Götzendienstes, daß im alten wie im neuen Testamente der Götzendienst oft durch den Ausdruck Hurerei bezeichnet wird, geradeso, als wären diese beiden Wörter gleichbedeutend.

der Aphrodite wurden in den Tempeln und bei den Spielen, die diesen Gottheiten gewidmet waren, theatermäßig aufgeführt. Am hellen Tage konnte man sehen, was sich sonst in der tiefsten Finsterniß verbirgt, und was mir die Ehre unserer Sprache zu nennen verbietet.*) Im Tempel der Venus zu Babylon gab sich das weibliche Geschlecht öffentlich Preis.**) In Armenien weiheten die vornehmsten Familien ihre Töchter noch im jugendlichen Alter dieser Göttin.***) Die Frauen von Biblis, die sich zur Trauerfeier des Adonis nicht wollten die Haare abscheeren lassen, wurden gezwungen, einen vollen Tag sich den Ausländern zu überlassen, um sich von ihrer Gottlosigkeit wieder zu reinigen. Strabo erzählt, daß der Tempel der Venus zu Corinth einen ungeheuren Reichthum besäße; daß mehr als tausend öffentliche Mädchen demselben zugehörten, theils Sklavinnen theils Priesterinnen, die der Göttin zum Geschenke gebracht wären von Personen beiderlei Geschlechts. „Das war der Umstand", sagt er, „der so viele Leute nach Corinth zog und wodurch diese Stadt reich geworden ist."†) Dasselbe war auch der Fall auf der Insel Cypern und auf dem Eryx, einem Berge der Insel Sicilien. Oft wurden in den Ecken und Winkeln der Tempel ganz widernatürliche Laster begangen, die niemals vor Gericht gefordert wurden, und gegen die sich erst unter den christlichen Kaisern Ankläger fanden. Ja manchmal spreizten sich ähnliche Gräuel öffentlich ohne alle Scheu.††)

Man darf sich über alles dies nicht wundern. Das

---

*) „Exuuntur etiam vestibus populo flagitante meretrices, quae tunc mimorum funguntur officio; et in conspectu populi usque ad satietatem impudicorum luminum cum pudendis motibus detinentur." (Lactant., de falsa religione, lib. I. p. 64. Basileae.)

**) Herodot. lib. I.

***) Lucian., De Assyria init.

†) Justin, Athenagoras, Strabo und Andere.

††) „Videre est in ipsis templis, cum publico gemitu, miseranda ludibria, viros muliebria pati, et hanc impuri et impudici corporis tabem gloriosa ostentatione detegere." (Firmic. Matern.)

mußte so kommen; es war die logische Folge des Abgangs der göttlichen Wahrheiten. War einmal die erste aller Wahrheiten, der Begriff und die äußere Verehrung eines alleinigen, geistigen, heiligen Gottes, vom Erdboden verwischt, so kam der Mensch allmälig dahin, Alles, was mächtig war, für göttlich zu halten; und weil er sich durch eine unbändige Gewalt zum Laster hingezogen fühlte, so glaubte er leicht, daß diese Gewalt außer ihm liege, und machte sich bald einen Gott daraus. Darin liegt der Grund, daß die schamlose Liebe so viele Altäre hatte, und daß all' jener schaudererregende Unflath dem Gottesdienste beigemischt und zuletzt dessen einziger Bestandtheil ward. Jeder machte sich seinen Gott aus der Heftigkeit seiner eigenen Leidenschaft, wie der Dichter sagt: Sua cuique deus fit dira cupido.*)

Wie mußten die Sitten werden unter dem Einflusse einer solchen Gottesverehrung, die, — wohl zu unterscheiden von der geistigen und sittlichreinen Gottesverehrung, wie wir sie haben, — sich überall einschlich und festsog, in dem öffentlichen Leben sowohl, wie in dem häuslichen und in dem Leben des Einzelnen! Denn überall hatten die Leidenschaften etwas Sinn, und es war ihnen eine geistige Bedeutung untergelegt, die ihnen alle Zugänge öffnete; der Himmel und die Erde, die Menschen und die Götter boten sich gegenseitig die Hand, um einem solchen Götzendienste die Aufnahme zu verschaffen und ihn zu verbreiten.

Die sinnlichen Genüsse und alle Arten von Barbarei, die in ihrem Gefolge sind, waren auf's Höchste getrieben. In der Finsterniß der Geister und in der Verderbtheit der Herzen lag etwas Ungeheures und Gräßliches, wovon wir uns keine Vorstellung machen. Die ganze Kraft der Erkenntniß und des Willens, die später unter dem Einflusse der geistigen Richtung im Christenthume sich durch so viele ritterliche Unternehmungen, durch so viele moralische und religiöse Anstalten,

*) Virgil., Aeneid. lib. IX.

durch so viele wissenschaftliche Entdeckungen, durch so viele Erzeugnisse der Industrie kundgegeben hat, war damals in die Sinne versenkt und mußte ihnen Frohndienste leisten, um ihre Gier zu sättigen. Die unermeßliche Empfänglichkeit des Geistes für Wissen und Erkennen war, so scheint es, als unersättlicher Heißhunger nach fleischlichem Genuß in die Sinne gefahren, weil das geistige Leben selber ganz in der Sinnlichkeit aufging. Daher kommen denn die riesenmäßigen Verhältnisse im Geschmacke, in den Festen und Vergnügungen der Alten, wenn man dieselben mit denen der jetzt Lebenden vergleicht. Diese lassen uns jene, von der sinnlichen Seite betrachtet, als ein Geschlecht von Riesen erscheinen, das von der Erde verschwunden ist; und als ein Geschlecht von Zwergen und Pygmäen, wenn wir sie nach der Kraft der Ideen und nach der hohen Stufe von Wissenschaft und Sittlichkeit bemessen, zu der wir gelangt sind und die aus einem Kinde unserer Zeit den Katecheten aller Philosophen des Alterthums macht.

Mehr als zwei Drittel der Einwohner in den civilisirten Ländern seufzten in Sklaverei und wurden blos dazu gebraucht, der sinnlichen Gier des übrigen Drittels den Stoff zu liefern.*) Dies allein giebt uns schon eine schauderhafte Vorstellung von der Mißachtung des einen Menschen gegen den anderen, von der Macht der Selbstsucht und von der großen Verbreitung der sittlichen Verkommenheit, die daraus entstehen mußte. Dazu kamen noch wie viele unerhörte Grausamkeiten! Ein Schauder war es, daß die Sonne sie beschien! Sie hatten aber freien Lauf und galten als Gebrauch, als Sitte, als Gesetz in der Gesellschaft. Die Herren hatten eine unumschränkte Gewalt über ihre Sklaven und konnten sie krumm und lahm schlagen,

---

*) „Hätte man die Sklaven zur Unterscheidung ein anderes Kleid tragen lassen, so würde man sich vor der geringen Anzahl der Freien entsetzt haben.“ (Seneca, de Clementia I. 24.)

oder auch tödten, wie es ihnen beliebte.*) Ein Edict des Kaisers Claudius verbietet, einen Sklaven blos aus dem Grunde zu ermorden, weil er alt und schwach sei. Auch bestand die Gewohnheit, diese Unglücklichen, um in diesem Falle sich ihrer zu entledigen, auf einer Insel in der Tiber auszusetzen; daher bewilligte dasselbe Edict denjenigen, die auf solche Weise ausgesetzt seien, die Freiheit, falls sie ihre Rettung gefunden hätten. Dieses schauderhafte, Seitens der Gesetze gleichsam vertragsmäßige Abfinden mit der Unmenschlichkeit der Sitten läßt uns deren ganze Abscheulichkeit bemessen. Ein Gesetz Constantin's (seine Constitution vom Jahre 312), welches alle Geschichtschreiber als charakteristisch für die Einführung des christlichen Geistes in die Gesetzgebung bezeichnen, unterdrückt die Frevel der Herren gegen ihre Sklaven und läßt uns eben dadurch erkennen, wie dieselben bis dahin gewesen waren.

„Jeder Herr," sagt der Kaiser, „mache von seinem Rechte einen mäßigen Gebrauch. Als ein Menschenmörder aber soll er verurtheilt werden, wenn er freiwillig seinen Sklaven mit Stockschlägen oder Steinwürfen tödtet, wenn er ihn mit einem Wurfspieß lebensgefährlich verwundet, wenn er ihn an einer Schlinge aufhängt, wenn er ihn vergiftet, wenn er dessen Leib

*) Man urtheile hierüber aus folgender Stelle des Horaz:

„Wenn Jemand seinen Knecht, der aus der Schüssel,
Die abzutragen ihm befohlen war,
Die halbgegeß'nen Fische sammt der lauen Brühe
Verschlungen hätte, gleich dafür an's Kreuz zu schlagen
Befähle, würde, wer bei Sinnen ist,
Ihn nicht wahnsinniger als Labeo nennen?
Und doch, wie viel wahnsinniger, einen Freund,
Weil er's in einer Kleinigkeit versah,
Weil trunk'ner Weise er was Menschliches begangen
Und seines Stuhles Polster hat beschmutzt,
Ein Näpfchen, von Evanders Hand gedreht,
Vom Tisch herabgestoßen; gleich dafür
Zu hassen und zu fliehen, wie den Rufo
Sein Schuldner flieht." (lib. I. sat. 3.)

von den Klauen wilder Thiere zerfleischen läßt, wenn er in dessen Glieder mit glühenden Kohlen Striemen brennt, u. s. w." Die Feder sträubt sich, alle diese Gräuel aufzuzählen.

Diejenigen, welche ihr Jahrhundert über diese entsetzlichen Fehler hätten aufklären müssen, sahen sie mit an und begingen sie selbst mit einer Unbefangenheit und Kaltblütigkeit, die uns zittern macht. — Unsere Sklaven sind unsere Feinde, sagt Cato. O, ein grausames Wort, welches zur Entschuldigung diente für Alles, selbst für das Gehässigste, was die Tyrannei eines Hausherrn erfinden konnte! Auch war es bei diesem Muster von Tugend eine feststehende Regel, diejenigen von seinen Sklaven, welche über das Alter hinaus waren, lieber zu jedem, auch dem geringsten Preise zu verkaufen, als sie zu halten und diese unnütze Last, wofür er sie ansah, länger zu tragen. So pflegte er ferner seinen männlichen Sklaven den Umgang mit seinen Sklavinnen zu erlauben, wenn der Sklave ihm einiges Geld für dieses Privilegium zahlte.*) Vedius Pollio, Freund des Augustus, hielt sich Muränen von ungewöhnlicher Größe, denen er seine Sklaven als Futter vorwerfen ließ.**) Der Senator Qu. Flaminius ließ einen seiner Sklaven ermorden, und zwar aus keinem anderen Grunde, als um einem seiner Wohldiener, der noch niemals einen Menschen hatte tödten sehen, ein neues Schauspiel zu bereiten.***) Wenn ein Familienvater in seinem Hause war ermordet worden und man den Mörder nicht entdecken konnte, so waren alle Sklaven der Todesstrafe unterworfen. Einer von den Großen Roms, der ihrer vierhundert hatte, wurde von Einem aus ihnen erdolcht; — alle mußten sterben †) Bei den Leichenbegängnissen der Reichen erdrosselte man oft eine gewisse Anzahl von Sklaven, gleichsam als Schlachtopfer, die den Manen des Verstorbenen wohlbekämen.

*) Plutarch., vita Catonis.

**) Plinius, lib. IX. 39.

*** Plinius, lib. IX. cap. 39.

†) Tacitus.

Gäbe es endlich auch keine anderen Beweise von der Art, wie man die Sklaven behandelte, so hätte man schon genug an dem Factum, daß in dem zuträglichen Klima von Italien und Griechenland jene Herden von Menschen, weit entfernt, sich zu vermehren, kaum sich erhalten konnten, obgleich sie durch zahlreiche Aushebungen aus den fernen Provinzen immer neuen Zuwachs erhielten.

Höchst merkwürdig ist es aber, daß alle diese Dinge, die wir Mühe haben zu glauben, nicht als Uebertretungen, ja nicht einmal als Mißbräuche, sondern als die Ausübung des Naturrechts selbst angesehen wurden. Alles dies ereignete sich täglich vor Aller Augen, ohne Seitens jener Schaar von Schriftstellern und Sophisten, die ihr ganzes Leben damit zubrachten, über die Sitten Vorträge zu halten, den schwächsten Widerspruch zu finden oder den leisesten Tadel zu erregen.*) Was die Gesetzgebung angeht, so hatte sie gerade zuerst über die Sklaven ein schauderhaftes Wort gesprochen: „Sie sind nicht sowohl verächtlich, als vielmehr gar nichts.“**)

Wenn man nun nachdenkt, wo wohl die Quelle dieser scheußlichen Verkehrtheit der Menschen in ihren Verhältnissen und Beziehungen zu einander zu suchen sei, so wird man sie leicht in der Verkehrtheit der Beziehungen zwischen den Menschen und Gott entdecken. Die Lehre von der Einheit Gottes führt uns gerades Weges zu der Lehre von der Brüderlichkeit der Menschen. Die Einheit Gottes knüpft das Band unter uns; denn wenn diese Einheit Gottes durch das Gefühl seiner Vaterschaft und seiner Güte in uns Sinn und Leben bekommt, und wenn es nicht blos Furcht, sondern vor Allem Liebe ist, die sie uns einflößt, alsdann wird das Menschengeschlecht unter dem Einflusse dieser Ideen bald eine Familie von Brüdern, wo die geringsten den meisten Werth haben. Daher kommt es, daß im Christenthum, der hehren Verwirk-

*) Seneca ausgenommen; aber Seneca hatte schon, wie wir später zeigen werden, christliche Elemente in sich aufgenommen.

**) Non tam viles, quam nulli sunt.

lichung jener Lehre, das Gefühl der Liebe, mag dieselbe auf Gott oder den Menschen gerichtet sein, doch gleichmäßig den Namen Liebe hat, wie ein Fluß, der überall den Namen von seiner Quelle behält, wohin er auch seine Wasser leiten mag. Es folgt daraus, daß der Verlust der Lehre von der Einheit Gottes nothwendiger Weise den Untergang der Brüderlichkeit aller Menschen nach sich ziehen und, wenn allein die Idee von Kraft sich an die Vorstellung der Gottheit knüpfte, das höchste Vorbild der Güte abhanden kommen und die Selbstsucht ihren ungeheueren Rachen aufsperren mußte. Auch sehen wir, wie die gräßliche Wunde der Sklaverei wuchs und immer klaffender wurde, je nachdem die Vielgötterei selbst im Herzen der Völker tiefere Wurzeln schlug. Gehen wir dagegen hinauf in die ältesten Zeiten, die der Herrschaft der natürlichen Religion am nächsten kommen, so sehen wir die Sklaverei sich mildern, sich einschränken und zuletzt fast ganz verschwinden. Im Homer nimmt sie schon einen geringen Platz ein. In seinen Gesängen ist es die Gefangenschaft, diese unmittelbare Folge der Schlachten, die die Sklaverei macht. Auch ist da der Name Gefangene fast allein gebraucht; und selbst dieser Name, wie auch das Loos, das er voraussetzt, verschwindet bald in der Hausgenossenschaft. Im Hause des Alkinous, des Ulysses, des Laertes sind Diener und Genossen, die sich ganz vertraulich in die Spiele ihrer Herren mengen; sie sind an die Person ihres Herrn gewöhnt, sagt Homer, und zwar mehr durch Zuneigung als durch Zwang.*) Der Führer der Schweine, der gute Eumäus, wird da der edle, göttliche Hirt genannt.**) Bei den Juden endlich, wo die Lehre von der Einheit Gottes durch das ganze Alterthum festgehalten wurde, hat die Sklaverei niemals Wurzel fassen können; kaum artete sie in eine zeitweilige Hausgenossenschaft um, die alle sieben Jahre sich ganz auflösete. — „Wenn dein

---

*) Homer., Odyss. cant. 24.

**) Homer., Odyss. cant. 14.

Bruder, aus Armuth gezwungen, sich dir verkaufet, sollst du ihm den Dienst der Sklaven nicht auflegen; sondern wie ein Miethling und Mitpächter soll er sein und bei dir arbeiten bis zum Jubeljahr, und dann frei ausgehen mit seinen Kindern und wiederkommen zu seinem Geschlecht und zum Besitzthume seiner Väter: denn meine Knechte sind sie, spricht der Herr."*) Rührende Worte! aus denen wir deutlich ersehen können, wie sehr die beiden Lehren von der Einheit Gottes und von der Brüderlichkeit der Menschen mit einander verbunden sind. Aber diese Brüderlichkeit der Menschen ist ihr gesellschaftliches Zusammenleben; ja sie ist das Band selbst, durch welches die Nationen und das ganze Menschengeschlecht Bestand haben. Daraus folgt, daß der Schlund der Vielgötterei, wenn diese immer weiter um sich gegriffen hätte, endlich die Welt würde verschlungen haben.**)

Wenden wir jedoch unseren Blick wieder auf die heidnische Welt, und fürchten wir nicht, die ganze Tiefe der Wunde, die

---

*) Leviticus 25.

**) Man kann freilich hierauf erwiedern, daß diese Milde in der Gesetzgebung bei den Juden nur für die jüdischen Sklaven galt, und nicht für die fremden. Ja freilich, dem Christenthume war es aufbehalten, durch die Gnade Dessen, der für das Menschengeschlecht Sklav wurde (formam servi accipiens), mit der wahren Gotteserkenntniß auch die Freilassung des Menschen allgemein zu machen und seinem großen Apostel jenen erhabenen, ganz von brüderlicher Liebe überwallenden Brief, worin er einen Herrn für seinen entwichenen Sklaven um Gnade bittet, einzugeben. Er sagt ihm darin unter Anderem folgende Worte, die damals noch ganz fremd klangen und unerhört waren, jetzt aber unter der fortwährenden Ausübung der Liebe und Güte für unsere Sitten ganz natürlich geworden sind: „Ich schicke ihn dir zurück; du aber, ich bitte dich, nimm ihn auf, als wären es meine Eingeweide...; nicht mehr als Knecht, sondern als einen vielgeliebten Bruder... Hat er dir aber Schaden zugefügt, oder ist er dir etwas schuldig, so rechne dies mir an. Ich Paulus — mit eigener Hand hab' ich es geschrieben —, ich will es bezahlen. Darum, obgleich ich viele Zuversicht in Christo Jesu habe, dir das, was sich gebührt, gebieten zu können, will ich doch um der Liebe willen vielmehr bitten, da du ein solcher bist, wie auch der Greis Paulus, der aber nun auch ein Gefangener um Jesu Christi willen ist." (Brief an Philemon.)

an der Menschheit fraß, zu berühren und zu untersuchen, wofern wir das Wunder des göttlichen Heilmittels, das sie wieder gesund machte, richtig beurtheilen und würdigen wollen.

Ein schrecklicher Gebrauch, der gleichfalls aus der eben bezeichneten Ursache herrührte und der von dem Geiste berechneter Grausamkeit bei den civilisirten Völkern des Heidenthums der beste Beweis ist, sind die Schauspiele der Gladiatoren, einer Menschenklasse, zusammengesetzt aus Kriegsgefangenen, Sklaven und zum Tode verurtheilten Verbrechern, die man zu diesem Zwecke ernährte, und in unermeßlichen Amphitheatern zu Tausenden erscheinen ließ, wo sie, sie mochten wollen oder nicht, gezwungen waren, zum Zeitvertreib der Bürger jeden Standes und Geschlechtes sich einander den Hals zu brechen.*) Nach der Berechnung von Lipsius verschlangen diese Schauspiele manchmal zwanzig bis dreißig tausend Menschen in Zeit von einem Monate. Ganz Rom, ja die ganze heidnische Welt strömte zu diesen Schlächtereien. Da gab es kein Erbarmen, nicht einmal natürliches Mitleid. Mit glühenden Eisenstangen und mit Peitschenhieben wurden die Unglücklichen, die vor dem Schwerte zurückwichen, zum Zweikampfe angetrieben. Das Volk ohne Zartgefühl jubelte beim Anblick der gräßlichen Wunden und mischte seine Freudenschreie in das Gezisch des spritzenden Blutes und in das Röcheln des Todes; und wenn ein Verwundeter fiel, unfähig den Kampf fortzusetzen, so sah man tausend Hände sich ausstrecken, welche forderten, daß man ihn aus der Welt schaffe; flehete er dann Gnade, so war das Vergnügen, sie ihm zu verweigern, keinem Anderen vorbehalten, als den jüngsten der römischen Damen, die dann durch eine Bewegung das Zeichen gaben, daß man ihm den Todesstoß versetze.**) Wie Seneca uns berichtet, war das römische Volk in diesen mör-

*) „Menschen läßt man erwürgen, damit man doch etwas zu thun habe; — Jugulantur homines, ne nihil agatur.“ (Seneca, Ep. 7.)

**) Verso pollice, sie drehten nur ihren Daumen. (Juvenal., sat. III.)

derischen Kämpfen so unersättlich, daß solche Gladiatoren, die des Morgens den Rachen und Klauen der wilden Thiere entronnen waren, am Nachmittage ohne irgend eine Waffe zu ihrer Vertheidigung von Neuem kämpfen mußten, um die grausame Gier der Zuschauer durch die große Anzahl tödtlicher Wunden und durch die Menge der Sterbenden zu ersättigen. Zu allen diesen Gräuelscenen des Blutbades mischten sich die Künsteleien des Geschmacks, die Uebertreibungen der Pracht, die Schändlichkeiten der Wollust. Ein Orchester von tausend Instrumenten stimmte mit ein in das Schreien des Amphitheaters. Ausgespannte Tücher von Purpur, mit Gold durchwirkt, wogten über dem Haupte der Zuschauer, um sie gegen die Hitze des Tages zu schützen. Jedesmal, wenn ein Mensch getödtet war, kamen junge und schöne Sklaven, den blutgetränkten Staub mit Rechen umzukehren. Künstlich angebrachte Röhren gossen über den Zuschauer einen wohlriechenden Thau, der die Luft wieder erfrischte und den scharfriechenden Blutdampf milderte. Mosaik, Statuen, Basreliefs, Bekleidungen der Wände aus kostbarem Marmor entzückten das Auge des Zuschauers; während der Zwischenzeit setzten ihn Theatermaschinen durch die Schönheit ihrer Ausführungen in Erstaunen; und endlich, — unter einem von den Bogengängen des Amphitheaters, der mit unzüchtigem Sinnbild bezeichnet war, hatten feile Dirnen ihren Schlupfwinkel, dicht neben der blutbeschmutzten Arena und neben dem Spoliarium, wo die Leichen der gefallenen Kämpfer zusammengeworfen lagen.*)

Solch' schauderhaften Zeitvertreib setze man jedoch nicht auf Rechnung zweier oder dreier Ungeheuer, wie z. B. Nero und Caligula waren! Die mildesten Regenten, solche, die den Beinamen Wonne des Menschengeschlechts hatten, gaben sich demselben mit gleicher Lust hin. Die ganze Gesellschaft lechzte nach Blut und heulte, daß man ihr diese

*) Daellinger, Origines du Christianisme; Franz de Champagny, les Césars.

Schlachtstätte öffne; ihre Gier war dieselbe, womit sie auch täglich nach Brod schrie, dessen sie bedurfte, um leben zu können.*) Ich übertreibe nichts. Der Geschichtschreiber Dio erzählt uns, daß Trajan damals, als er seinen Triumph über die Dacier feierte, Gladiatorenspiele gab, die hundert und drei und zwanzig Tage ununterbrochen fortdauerten, wo zehn tausend Gladiatoren und elf tausend Raubthiere sich einander zerfleischten. Und Plinius der Jüngere (eiskalt wird's einem um's Herz, und man ist wie von Sinnen) läßt in seiner Lobrede, die er bei dieser Gelegenheit an den Trajan richtet, nicht ein Wort der Rüge oder des Mitleids fallen über diese scheußlichen Spiele; er nimmt nicht einmal zu irgend einer von jenen rednerischen Vorsichtigkeitswendungen, die doch jeder gewöhnliche Schmeichler zu finden weiß, seine Zuflucht, um all' diesem Blute aus dem Wege zu gehen; ja was sage ich! — er nimmt davon Veranlassung seinen Herrn zu preisen und an ihm Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu rühmen, — und warum? — großer Gott! weil er keine von den Zuschauern habe ergreifen lassen, um sie als neue Beute auf den Kampfplatz zu treiben, und weil er nicht auf solche Weise die Zahl der Schlachtopfer vermehrt habe. Doch, — man möchte mir vielleicht nicht glauben; ich muß ihn selbst reden lassen: „Nachdem Du so den Bedürfnissen der Bürger und Bundesgenossen vorgesehen, hast Du deren Vergnügungen nicht vernachlässigt. Ein Schauspiel hast Du gegeben, nicht eins von jenen, die uns verweichlichen und verzärteln können, sondern von jenen, die geeignet sind unseren Muth zu entflammen, mit ehrenvollen Wunden uns vertraut zu machen und uns selbst des Todes Verachtung einzuflößen. Du hast uns die Liebe zum Ruhme und das Streben nach Sieg schauen lassen, sogar in den Seelen der Verbrecher und der Sklaven.

---

*) Panem et Circenses, Brod und Circusspiele! (Juvenal., sat. 10.) — „Ich glaube nicht, daß es irgend eine Zusammenrottung des Volkes giebt, irgend eine Versammlung, irgend eine Comitie, wo die Menge zahlreicher ist, als bei den Spielen der Gladiatoren.“ (Cicero, pro Sexto, 59.)

Welche Pracht und welch' eine Gerechtigkeit hast Du bei dieser Gelegenheit glänzen lassen! Stets frei von Parteilichkeit, stets Meister Deiner Leidenschaften, hast Du bewilligt, was man nur immer verlangte; Du hast angeboten, um was man gar nicht einmal bat; ja Du hast selbst uns eingeladen, es zu wünschen. Ein Schauspiel folgte auf das andere und immer zu der Zeit, wo man es am wenigsten erwartete. Hat man jemals mehr Freiheit gesehen in den Beifallsbezeugungen; mehr Sicherheit, sich nach seiner Herzensneigung auszudrücken? Ist es uns, wie unter anderen Kaisern, als Verbrechen gerechnet worden, gegen einen der Gladiatoren Abneigung zu hegen? Ist Jemand von den Zuschauern selbst zum Schauspiel preisgegeben und unglücklich genug gewesen, seine Mordvergnügen durch grausame Todesqualen zu sühnen?"*)

In welche Verworfenheit mußte das Menschgeschlecht versunken sein, daß ein Kaiser, wie Trajan, in solcher Weise von einem Plinius gelobt wurde!

Noch mehr! Es war in der That eine gewisse Menschlichkeit vom Trajan, nicht mehr als zehntausend Gladiatoren sich erwürgen zu lassen, und nicht ohne Grund lobt ihn Plinius, daß er keine Zuschauer in's Schauspiel habe werfen lassen; dies hatte nämlich einer seiner Vorgänger, Caligula, wirklich gethan. Eines Tags, als es den wilden Thieren an Gladiatoren mangelt, läßt er von den Zuschauern die zuerst gekommenen ergreifen, ihnen die Zunge abschneiden, um ihr Klaggeschrei zu ersticken, und wirft sie den Thieren vor.**) Grausiges Spiel! werden Sie sagen. Ja freilich! aber was geschieht?

---

*) Plinius, Panegyr. 33. — Diese Mordvergnügen, gesühnt durch grausame Todesqualen, enthalten noch einen geheimen Sinn, den ich nicht ergründen will. Es ist da ein Geheimniß der Liederlichkeit in einem Geheimniß der Grausamkeit. Daran haben wir genug. Unsere Einsicht mag nicht tiefer dringen; und wenn sie, von Neugierde getrieben, dazu Lust bekäme, so würde das Herz sich weigern, ihr zu folgen.

**) Tacitus, Annal. lib. VII.

— Das römische Volk klatscht Beifall, der Senat selbst belobt ihn, und erröthet nicht, zu derselben Zeit eine Theaterordnung auszuarbeiten, worin kraft eines Senatus-Consults festgesetzt ward, das künftighin die Gladiatoren nicht mehr paarweise, sondern in Haufen, wie in wahren Schlachten, sich bekämpfen sollten. An die Stelle des Schweißes, sagt der Geschichtschreiber, trat das Blut.*)

Diese verwilderten Sitten waren in dem Maße natürlich geworden, daß die Schlachtopfer, so zu sagen, gedankenlos und mit blinder Duldung sich selbst anboten. Sie erinnerten sich nicht mehr, daß sie das Recht hatten, zu leben; der Tod, der doch alle Bande zerreißt, wenn er sich unserer bemächtigt, vermochte nichts über die Kette ihres Sklaventhums; seine ewigen Schatten galten den Sklaven nicht einmal als eine Zufluchtsstätte für ihre Freiheit, und die Stirn, die ein Opfer des Todes werden sollte, verneigte sich feige in den Staub, um noch ein letztes Mal den Cäsar-Gott anzubeten. Ave Caesar! schrieen diese Ergebenen, wenn sie vor dem Thronsitz vorbeikamen; morituri te salutant!**)

---

*) Id. ibid.

**) Daß alle diese Dinge den Leser erschüttern und ihm fabelhaft scheinen, kommt daher, weil er sie beurtheilt nach den Vorstellungen, die wir von Recht, Freiheit, menschlicher Würde haben; und wenn er im ganzen Alterthume keine einzige kräftige Stimme gegen diese Abscheulichkeiten sich erheben sieht, so ist er geneigt, zu glauben, daß dieselben doch nicht so übermäßig groß mögen gewesen sein, wie man es wohl sagt. Aber es ist ganz genau so; das Uebel stand auf dem höchsten Gipfel. Man war so sehr daran gewöhnt, — die Schinder wie die Opfer, — daß im Namen der Philosophie und Geschichte kein Ruf, ja nicht einmal eine Erwähnung sich laut werden ließ, um eine Ausschweifung zu züchtigen, von der der zehntausendste Theil heutiges Tags ganz Europa gegen sich aufbringen würde. Ein solches Stillschweigen ist schauderhaft! Man sollte sagen, alles das habe sich bei verschlossenen Thüren zugetragen. Den Christen war es gegeben, in so vielen und schönen Vertheidigungsschriften, zuerst das Schweigen zu brechen und gestützt auf eine andere Macht, als die des Cäsar, ihm laut und offen, doch ohne Empörung, aber auch ohne Furcht, die Frage zu stellen, warum er an ihnen Gewaltthaten verübe. Sie folgten ja nur dem Beispiele ihres göttlichen Meisters, der ebenfalls auf seinem

In jener Zeit hatten die Thiere eine Art von Recht auf Gleichheit und Brüderlichkeit mit den Menschen erlangt. Die Gesetzgebung dehnte ihre mütterlichen Sorgen für sie bis in ihre wilden Höhlen aus. Es war verboten, sie da zu tödten, damit sie aufbewahrt blieben, um später umgekehrt die Menschen bei den Spielen im Circus zerreißen zu können.

Man beurtheile hiernach, welcher thierischen Wuth und Raserei dadurch der Eingang in die häuslichen Sitten verschafft wurde, und welch' eiserne Hand auf Alles fallen mußte, was schwach war, auf die Kinder, die Frauen, die Sklaven, die Unglücklichen, ja auf die Starken selbst in der Widerwärtigkeit! Die eben geborenen Kinder, die Rothgesprenkelten, wie man sie nannte, wurden tagtäglich ausgesetzt, daß sie vor Kälte und Hunger umkämen; man warf sie neben die Wege, und Schaaren von Wölfen kamen alle Nächte von den Abruzzen herab, sie zu verschlingen. Die Frauen wurden unter dem geringsten Vorwande aus der Ehe verstoßen, selbst bevor sie noch vollendet hatten, ihre Frucht zu tragen; die Ehe war nichts Anderes, als ein gesetzmäßig erlaubtes Preisgeben des Leibes zu Unzucht und Schändung; ja nicht einmal um diesen Preis, wie wir sehen werden, verlangte man nach ihr, und der Ehebruch wurde angerufen als eine Erleichterung vom ehelichen Joche. Nun bedenke man das Schicksal der Armen! Unter den öffentlichen Anstalten des Heidenthums sieht man keine, die gegründet worden wäre von den Dienern der Religion oder von den Vorgesetzten der Regierung, — keine, die den Zweck gehabt hätte, den Kranken, den Altersschwachen, den Verunglückten, die von Allem entblößt waren, Hülfe und Beistand zu leisten. Es giebt über die Armen ein Wort, gesprochen von einem römischen Kaiser, das Alles enthält: Nobis graves sunt,

Leidenswege, als er auf sein heiliges Antlitz einen Backenstreich erhielt, mit der Ruhe Gottes und mit der Würde eines Menschen die Antwort gab: Habe ich unrecht geredet, so beweise, daß es Unrecht sei; habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich?

sie sind uns eine Last. Den Grimm gegen sich selbst endlich ließ man durch den Selbstmord aus. Sobald man irgend ein Unglück oder nur irgend ein Mißgeschick kommen sah, richtete man die Hand gegen sich selber, und diese moralische Feigheit wurde mit dem Namen Tugend begrüßt, war durch das Beispiel der angesehensten und allgemein geschätzten Männer gutgeheißen; sie war die Pforte, durch die man ehrenvoll aus diesem Leben schied.

Eine andere Seite der heidnischen Sitten, die in der Unnatur mit der eben bezeichneten um den Rang streitet, und auf die wir noch unseren Blick zu richten uns müssen gefallen lassen, ist der Abgang alles natürlichen Gefühls von Enthaltsamkeit und Scham.

Wie die ganze Unmenschlichkeit der Sitten zusammenkam und sich in einer großen Verletzung des natürlichen Rechtes, nämlich in der Sklaverei und den blutigen Circusspielen vereinigte, so fanden auch ihre Ausschweifungen das treue Abbild in einer ungeheuren Scheußlichkeit: ich meine in jener Liebe, vor der die Natur sich entsetzt.

Diese beiden Zerrüttungen charakterisiren das ganze Alterthum und namentlich seine letzteren Jahrhunderte. Sie beurkunden das höchste Stadium des Todeskampfes, in welches das Menschengeschlecht bereits getreten war.

Die widernatürliche Liebe, dieses Laster ohne Namen, von dem unsere christlichen Sitten, Gott sei Dank! mit der heiligen Freiheit der Unschuld können reden hören, — war beinahe mehr zur Natur geworden, als der Geschmack an den Frauen. Gibbon legt dasselbe den ersten fünfzehn römischen Kaisern zur Last, mit Ausnahme von Claudius, der in blutschänderischer Verbindung lebte. Das ausgebildetste Zartgefühl nahm daran keinen Anstoß, und die strengste Philosophie spielte mit diesem Ungeheuer. Die Flöte des sanften Virgil, die Leyer Tibulls und Horaz' weiheten ihm ihre Begeisterung; es war der Hauptgegenstand für den Geschmack Cato's; ja Cicero selbst hat in seiner schönen Schrift über das

Wesen der Götter — die Röthe steigt uns auf die Stirn, wenn wir es lesen — ein Geständniß darüber niedergelegt und sogar eine Art von Beweis für seinen Gegenstand daraus hergeleitet. Ich lade ihn selbst vor, er soll erscheinen. Denn es ist nöthig, daß das Alterthum in der Person eines seiner größten Männer für die moralische Versunkenheit büße, in die es sich hat fallen lassen; und vor unserer christlichen Schamhaftigkeit soll es die Schande einer öffentlichen Ausstellung hinnehmen, um uns die Wahrheit, die wir wissen wollen, zu erweisen. Cicero also, wo er zeigen will, daß man sich die Gottheit nicht unter einer menschlichen Gestalt vorstellen dürfe, weil diese Gestalt, so schön sie auch sein möge, lange nicht der unendlich vollkommenen Schönheit der göttlichen Eigenschaften entspräche, — nimmt Veranlassung, zu sagen: „Jedoch welchem Menschen insbesondere sollte man wünschen an Gestalt ähnlich zu sein? Denn der wievielste ist schön gestaltet? Als ich in Athen war, wurden unter den Schaaren der Jünglinge kaum einzelne gefunden. Ich merke, worüber du lachst; aber dennoch verhält sich die Sache so. Ferner sind uns, die wir nach dem Zugeständnisse der alten Philosophen an Jünglingen unsere Freude haben, sogar Fehler oft angenehm. Ein Muttermal an dem Gelenke eines Knaben ergötzte den Alcäus.“ *) Wie mußte nicht alle Scham und

---

*) Cicero, de Natura Deorum I, 28. — Als ich den Cicero abermals mit Aufmerksamkeit las, hätte ich gewünscht, mit einer so entehrenden Zumuthung, wie herrlich mir dieselbe hier auch könnte zu Statten kommen, doch seinen Namen nicht zu belasten. Wirklich glaubte ich zu bemerken, daß er für seine Person an der dialogischen Besprechung, in die er seine Schrift von dem Wesen der Götter eingekleidet hat, keinen Antheil nähme. Er läßt da nämlich drei andere Personen sprechen. Der eine ist Vellejus, ein Epikuräer; der andere ist Cotta, ein Akademiker, und der dritte, Balbus, ist Stoiker. Für die Ehrenrettung Cicero's hatte ich einen Augenblick die Hoffnung gehabt, die fragliche Stelle sei dem Epikuräer Vellejus in den Mund gelegt. So würde es ein Sittenzug gewesen sein, der zur Rolle dieser Person gehört hätte, keineswegs aber auf Cicero zurückgefallen wäre. Aber nichts von dem; und von den beiden übrigen

überhaupt der moralische Sinn ausgelöscht sein, ehe es so weit kam, daß ein ehrbarer Mann, wie Cicero, ein Pontifex, ein Consul, ein Vater des Vaterlandes, wo er Erwägungen anstellt über das Wesen der Götter, glauben konnte, es stehe ihm doch so übel nicht, wenn er unter seine hohen philosophischen Betrachtungen so niedrige und gemeine Enthüllungen einfließen lasse!

Wie mochte es wohl aussehen mit den übrigen Menschen, namentlich in den späteren Zeiten, wo alle Verderbtheiten noch mehr in die Höhe schossen?

Seneca lehrt uns, daß zu seiner Zeit nach den Festgelagen unglückliche Knaben zur Schändung*) bereit gehalten wurden, und das Scantinische Gesetz glaubte gewiß strenge zu sein, wenn es von dieser offenen Preisgebung für die Knaben von Stande eine Ausnahme anordnete. In dem Gespräche über die Liebe, das dem Lucian zugeschrieben

Personen ist es genau jene, welche am meisten den Cicero wiedergiebt, die er gewählt hat, um sie jene auffallenden Worte aussprechen zu lassen. Cotta ist's, — der Akademiker, wie Cicero, — der Oberpriester, wie Cicero; und so deutlich nur immer ein Schriftsteller unter dem Schleier eines fremden Namens sich kann sehen lassen, — Cicero ist es selbst. Um jedoch über einen so zarten Punkt vollkommen aufrichtig zu sein, muß ich noch sagen, daß jene Schrift mit folgenden Worten schließt: „Nach dieser Unterredung gingen wir in der Stimmung auseinander, daß Vellejus dafür hielt, die Wahrheit sei auf Seiten Cotta's; mir aber schien die Wahrscheinlichkeit sich mehr dem Balbus zuzuneigen.“ Indeß geht dieser Schluß, wie der Herausgeber Victor Le Clerc anmerkt, nicht aus der ganzen Abhandlung hervor. Die Widerlegung Cotta's zu Ende dieses Werkes hebt die Meinungen, die er im Vorhergehenden festgehalten hatte, wieder auf, und Cicero scheint in dieser wichtigen Unterredung die Absicht gehabt zu haben, dem Akademiker Cotta seine eigene Hauptrolle zu geben. Alles wohl erwogen, so bleibt die Ehre Cicero's befleckt; und ohne Zweifel würde er in seinen heidnischen Sitten selbst sich höchlichst verwundert haben über unsere Besorgniß für ihn und über die Aengstlichkeit, die uns anwandelte, ihn scharf zu beurtheilen, — ihn, der zu völliger Beruhigung seines Gewissens das Zugeständniß der alten Philosophen für sich hatte.

*) Transeo puerorum infelicium greges, quos post transacta convivia aliae cubiculi contumeliae exspectant. (Senec. Epist. 95.)

wird, läßt der Verfasser zwei Personen auf die Scene treten, die diese Schändlichkeit erörtern; und unter anderen Gründen, worauf sie sich stützen soll, liest man auch folgenden: „Non amant sese leones; nec enim philosophantur, — Was sagst du, die Löwen hätten mit Löwen*) keine Liebschaften? Ach ja, es ist wahr; sie philosophiren nicht!“ Wie scharf ist dieser Zug des Satirikers! Da sieht man's, wie weit das Philosophenthum die Welt gebracht hatte.

Die praktische Anwendung dieses philosophischen Geschmackes war damals so allgemein, daß sie als Tugend galt und endlich gleichsam das Verjährungsrecht gegen die Natur hatte. „In den griechischen Städten,“ sagt Montesquieu, „hatte die Liebe nur eine Form, und zwar eine solche, die man nicht gern ausspricht.“**) Auch Plutarch sagt in seiner Schrift über die Liebe, wo er diesen betrübenden Gegenstand so weitläufig erörtert: „Was die wahre Liebe angeht, so haben die Frauen daran keinen Antheil.“

Zwei Folgen hatte dieses Laster, die auf die Gesellschaft zerstörend einwirkten: die Verachtung des Weibes und die Verachtung des Kindes. Alle Ordnung der Natur war verdrehet. Die Geschlechter, denen die Bestimmung gegeben ist, sich zu vereinigen, gaben sich einander auf; die verschiedenen Alter, die sich gegenseitig achten sollen, besudelten sich. Das Gesetz sah sich gezwungen, zu vermitteln, um mit Gewalt den Zug, an den die Natur unsere Fortpflanzung geknüpft hat, wieder zur Geltung zu bringen; und die Gesellschaft, die sich aufzulösen und zu erlöschen drohete, sah Verfügungen kommen gegen den Cölibat.

Hier stehen wir nun auf dem Punkte, den tiefsten Abgrund des Uebels zu berühren. Halten wir uns darauf gefaßt, die größten Ausgeburten von Schmach und Schande da heraufsteigen zu sehen.

Die Gesetze Julia de maritandis ordinibus und Papia

---

*) Im Gegensatz zu Löwinnen.

**) Esprit des lois, liv. VIII. chap. 9.

Popaea, gegeben von Augustus gegen den Cölibat, nahmen gegen das Laster, welches sie bändigen wollten, ihr Motiv und ihren Stützpunkt in einem anderen Laster, das nicht weniger schmachvoll, aber für die Fortpflanzung der Gesellschaft minder nachtheilig war; das war nämlich Alles, was man in dem Zustande der Fäulniß, worin die Welt versunken war, mit menschlichen Kräften ausrichten konnte. Man versuchte, die Menschen zur Ehe herbeizulocken durch den Geiz. Alle alten Hagestolze traf der Schlag, daß sie durchaus für unfähig erklärt wurden, von Auswärtigen irgend etwas anzunehmen. Dadurch fanden sich viele Bürger veranlaßt, in die Bande des Ehestandes einzugehen. Aber der Zweck wurde noch nicht erreicht; man mußte sie auch noch dazu zwingen, in diesem Stande Väter zu werden. Es wurde also nach bewandten Umständen die Entscheidung getroffen, daß diejenigen Eheleute, die keine Kinder hätten, nur über die Hälfte ihres rechtmäßigen Vermögens verfügen dürften. Noch mehr! Gatte und Gattin konnten sich größere und geringere Geschenke machen, je nachdem sie mehr oder weniger Kinder hatten. So heirathete man sich, wie Plutarch sagt, und hatte Kinder nicht, um Erben zu haben, sondern um Erbschaften zu bekommen. Die Gluth der Habsucht ersetzte das Feuer der Liebe:

Inde faces ardent; veniunt a dote sagittae.*)

Auch mit diesen Maßregeln war das Uebel nicht zu heilen; und Alles, was man erreichen konnte, war höchstens Ehebruch.

Lesen Sie, wenn es beliebt, den Juvenal, den man keineswegs der Uebertreibung beschuldigt, sondern sogar tadelt, daß er seine Gemälde nicht nahe genug an ihre Vorbilder hat rücken lassen. Sein gesundes Gewissen scheint von der Vorsehung eigens aufbewahrt worden zu sein, damit bei diesem großen Schiffbruche in ihm die Ehre der Menschheit gerettet würde.**) „Wie

---

*) Juvenal., sat. VI.

**) „O Mars, Du Beschützer unserer Mauern!" rief er in heiliger Entrüstung aus, „welch' verderbenbringender Genius hat diese verbrecheri-

mißschätzest du meine Hingebung?“ läßt er eine ehebrecherische Kupplerin zu dem Manne sagen; „du solltest dich doch wahrhaftig an dein flehentliches Bitten und an deine Versprechungen erinnern. Oft habe ich deine Ehehälfte zurückgehalten; — sie hatte schon euren Heirathsbrief zerrissen und lief, einen anderen zu unterzeichnen. Worüber willst du dich noch beklagen, Undankbarer? Siehst du hier nicht, daß du Vater bist? Ich bin's, die dir jene Gebühren dafür (jura parentis) einbringt. Du raffest nun die Erbschaften, die dir gemacht sind, zusammen zu den süßen Genüssen, daß ich so oft fiel (dulce caducum). Und wenn es dahin kommt, daß ich dir drei Kinder in dein Haus bringe, — siehst du nicht die anderen Vortheile, die du dann zu erwarten hast, noch obendrein zu den süßen Genüssen von meiner Hingebung?“*)

Welche Sitten! — welch' eine Gesellschaft! —

Während die Ehre des Ehestandes für die Hingebung eines Kebsweibes feil war, eilte der Mann zu anderen Heirathscontracten; und bei der Hochzeitsfeier mangelte es an nichts, Alles war da in bester Ordnung: das Kleid und der Schleier, die Eide und die Kerzen; es fehlte nichts, sage ich, als — eine Frau.

Zur Zeit Juvenals war es jedoch noch nicht der Fall, daß das Publicum bei diesen neuen und garstigen Verehelichungen gegenwärtig war; auch gab es noch keine Verzeichnisse, in denen solche Feierlichkeiten wären aufbewahrt worden. Aber „laßt uns nur so lange leben,“ rief dieser große Sati-

---

schen Flammen in den Herzen der latinischen Hirten angefacht? Wer hauchte diese fluchwürdige Gluth in den Busen Deiner Kinder? O Gott des Kriegs! Du bleibst unbeweglich? Du schlägst nicht mit deiner Lanze diese nichtswürdige Gegend? Um den Blitzstrahl rufst Du nicht Deinen Vater an? So eile denn fort aus diesem schauderhaften Gebiete, das einst Dir geweihet war, nun aber Deiner nicht würdig ist.“ (Sat. II.) — Der Augenblick, wo die göttliche Gerechtigkeit hätte zutreffen müssen, war in der That schon gekommen; die Erde war aber ihrer Schläge nicht werth. Zu einer solchen Sühne bedurfte es eines anderen Opfers.

*) Juvenal., sat. IX.

riker aus, „und wir werden diese verruchten Bündnisse öffentlich vorsichgehen sehen; wir werden sehen, wie sie noch durch's Gesetz ihre Bestätigung finden."*)

Einige Jahre waren über die Asche dieses Poeten hinweggeschritten, und seine Prophezeihung traf ein; seine in hellen Flammen auflodernde Uebertreibung war erreicht, — ja ihr Maß floß sogar über durch die Fluthen, die noch täglich aus jenen unreinen Sitten aufstiegen.

Ein ernster Mann, ein heiliger Priester, Salvian, den man den Jeremias des fünften Jahrhunderts nennt, beschreibt die entsetzliche Schändlichkeit, von der hier die Rede ist und die er mit eigenen Augen sah, also: „Die Männer geberdeten sich als Weiber, und zwar ohne alle Scham. Und als ob es nicht genug wäre, wenn durch dieses Uebel blos seine Urheber sich befleckten, — das Laster wurde durch seine Oeffentlichkeit zugleich das Laster der ganzen Einwohnerschaft. Denn die ganze Stadt sah es und ließ es geschehen; die Richter sahen es und schwiegen; das Volk sah es und klatschte Beifall. Mochte es auch nicht durch Theilnahme an der That ein gemeinsames Laster werden, so wurde es doch gemeinsam durch die Zustimmung."**)

Ist das Maß des Uebels nun endlich voll genug?

Was soll man nach diesem noch sagen von allen übrigen Ausschweifungen der heidnischen Sitten, von dem Prachtaufwand an den Gebäuden, von der Verfeinerung und ungeheuren Uebermäßigkeit bei den Mahlzeiten? Ich muß daran verzweifeln, eine solche Sinnlichkeit malen zu können; ich müßte sogar

---

*) Juvenal., sat. II.

**) Viri in semetipsis foeminas profitebantur, et hoc sine pudoris umbraculo, sine ullo verecundiae amictu; ac, quasi parum piaculi esset, si malo illo malorum tantum inquinarentur auctores, per publicam sceleris professionem fiebat etiam scelus integrae civitatis. Videbat quippe haec universa urbs, et patiebatur; videbant judices, et acquiescebant: ac sic diffuso per totam urbem dedecoris scelerisque consortio, etsi hoc commune omnibus non faciebat actus, commune omnibus faciebat assensus. (De gubern. Dei, lib. VII.)

daran verzweifeln, daß man mir glauben würde. Wenn man in diese Zeiten des ergrauten Heidenthums eindringt, sich darin abschließt, dessen Sitten heraufbeschwört und in ihm athmet, — so fühlt sich unsere Seele gleichsam erstickt: so tief findet sie sich in den Sinnen begraben! so dicht ist die moralische Finsterniß! so schimpflich wird die Natur mißhandelt! ja so tief ist der Mensch gesunken, und Gott so weit entfernt!

Nachdem auf diese Weise die traditionellen Begriffe über Gott und über die Seele endlich durch das Philosophenthum und die Vielgötterei ganz unterdrückt waren, war mit der Einheit Gottes auch die Brüderlichkeit der Menschen verschwunden; mit den Lehren von unserem Geistesleben und von der Unsterblichkeit der Seele hatte der Mensch auch seine Berufung zum Reiche des Geistes und der Erkenntniß vergessen; und die Herabwürdigung der Intelligenz hatte selbst die Ausschweifung des Fleisches herbeigeführt und die menschliche Gesellschaft auch in materieller Hinsicht der Auflösung nahe gebracht. Wir Christen sind freilich, ohne daß wir es wußten oder etwas dazu thaten, mit der geistigen Aufklärung unserer Religion im reichsten Maße genährt und mitten in ihre Tugendhaftigkeit hinein gestellt worden. Daher ist es auch so schwer, uns eine Vorstellung zu machen von dem, was die Welt war, als ihr dieses christliche Licht noch ganz abging. Nachdem all' der Aberglaube und das ganze Sittenverderbniß von vierzig Jahrhunderten über dem Menschengeschlechte sich aufgehäuft hatte, — war das Chaos da, aber der Hauch Gottes fehlte ihm.*)

Es war wirklich, als sollte damals Alles zusammenkommen, um den Tod des Menschengeschlechtes vollständig zu machen. Denn eines Theils fand sich dasselbe zum ersten Male seit seiner Zerstreuung zu einer einzigen Körperschaft

---

*) Das Gemälde von der Auflösung der heidnischen Welt, das wir hier gezeichnet haben, so übertrieben es uns auch scheinen mag, erreicht dennoch nicht die Wirklichkeit. Wer dies bezweifelt, lese nur Chateaubriand, Etudes historiques; Troplong, de l'influence du Christianisme sur le droit privé des Romains; Franz de Champagny, les Césars.

vereinigt unter der römischen Herrschaft, deren Verderbniß, wie ein giftiges Geschwür, sich über all' ihre Glieder in scheußlicher Ansteckung verbreitete; anderen Theils kamen die Wogen von Barbaren, die an den Grenzen sich drängten — wie wilde Thiere, die nicht warten können, bis man ihnen den Kampfsplatz öffnet — um über die Welt herzufallen und im Streite um deren Besitz sich gegenseitig zu zerreißen, ohne daß irgend ein Element von Gesittung oder irgend eine oberste Hand bei dieser Verwüstung sich in's Mittel legen, die Besiegten den Siegern entreißen und die Sieger selbst in ihrer Wildheit bezähmen konnte.

Und nun, — sagen Sie es frei heraus! wer konnte die Welt retten in diesem Zustande?

Jeder denkende Geist, der in die Geschichte dieser Zeiten gründlich eingeht und diesen ungeheuren Zerfall der heidnischen Welt vor Augen hat, kann nicht umhin, sich die Frage zu stellen: Wenn das Christenthum gerade in jenem unheilvollen Augenblicke nicht erschienen wäre, um die Welt zu den ursprünglichen Gesetzen wieder zurückzuführen und die wilden Horden, die sie überflutheten, zu ergreifen und zu bändigen; wenn die Barbarei dieser Raubvölker an der Barbarei des zusammengesunkenen Römerthums sich blos einmal gestoßen und dann sich mit ihr gepaart hätte, — was würde daraus entstanden sein? Unsere Einbildungskraft schrickt zurück vor diesem Anblick. Bedenkt man nun noch, — die Geschichte in der Hand, — welche Fruchtbarkeit der Geist des Christenthums in diesen Trümmern erweckt hat, und wie die ganze gegenwärtige Gesellschaft mit all' ihren Einrichtungen *einzig und allein* durch den Hauch dieses *göttlichen Geistes* sich erzeugt, gestaltet und bis zu der Höhe, wo wir sie jetzt erblicken, emporgeschwungen hat, ja noch immer im Fortschreiten begriffen ist, — so muß man nothwendig den Schluß ziehen, daß wir Menschen *ohne ihn* nicht mehr auf Erden wären, und daß die zwanzig Jahrhunderte der Bildung und des Fortschritts ebenso viele Jahrhunderte der Auflösung

und der Todesnoth würden gewesen sein. O Schauder der Verwüstung und des Untergangs!

Was war da nothwendig, um die Menschheit zu retten?

Was auch wirklich sie gerettet hat.

Es war nöthig, daß die moralischen Elemente, die das Wesen der Gesellschaft ausmachen, die aber verloren waren, ihr wiedergegeben wurden; daß die Grundwahrheiten, die den Menschen an Gott, die Vernunft der Einzelnen an die über Alle erhabene Vernunft knüpfen, und so die thierischen Triebe und die Neigungen der Sinnlichkeit dem Geiste unterwerfen und veredeln, im menschlichen Herzen wieder erneuert wurden; ein neues Reis der Wahrheit mußte endlich in den alt gewordenen Stamm des Menschengeschlechts eingesenkt, ein neuer Lebenssaft ihm beigemischt werden. Gerade der Abgang dieser Grundbedingungen hatte die Welt zersetzt; ihre Rückkehr allein konnte dieselbe wiederherstellen.

Wie sollte es aber geschehen, daß diese Grundbedingungen in's Herz des Menschen wiederkehrten?

Wir haben bereits gesehen, daß die religiöse Wahrheit, von der alle Grundlagen der Gesellschaft herzuleiten sind, ursprünglich in ihrer ganzen Reinheit auf Erden geherrscht hatte. Wir haben in gleicher Weise gesehen, daß die Menschen sich nicht selbst dieses Lebensprincip ihrer Seele, ebenso wenig wie auch die Seele selbst, die das Leben des Körpers bewirkt, geben konnten, und daß die erste Mittheilung der Wahrheit durch eine Offenbarung kommen mußte. Wir sahen ferner, daß das gesammte Menschengeschlecht lange Zeit hindurch in dem Glauben dieser Offenbarung gelebt hatte, und daß es, um diesen anvertrauten Schatz zu bewahren, immer wieder auf eine Lehre zurückkam, die nur durch die Offenbarung bedingt ist, nämlich auf die Lehre der Tradition. Endlich haben wir noch gesehen, daß es trotz dieses Mittels der Erhaltung die Wahrheit dennoch verloren hat, und daß es immer mehr, je weiter es voranschritt, sich von ihr entfernte und in die Schatten des Todes versank, bis es zuletzt beim Zustande der

Pestilenz und Verwesung angelangt war. Wie war es in diesem Zustande möglich, daß die Wahrheit in ihrer ganzen Reinheit, in ihrer ganzen Heiligkeit, in ihrer ganzen Strahlenpracht auf ein Mal im Innern der Menschen wieder erschien, alle die groben Irrthümer, die statt ihrer dort Platz gegriffen hatten, stürzte, selbst wieder den Thron der Intelligenz bestieg und die menschliche Natur, die von allen Gesetzen sich losgesagt hatte, unter noch strengere und schärfere Gesetze wieder zurückbrachte? Wie hat sie unter solchen Verhältnissen sich gegen die Stürme der ganzen heidnischen Gesellschaft halten können, die wüthend war, daß ihr das Uebel, welches sie in ihrem Wahnsinn lieb gewonnen hatte, gewaltsam entrissen wurde; und wie hat sie nach zwanzig Jahrhunderten fortwährender Anfeindung von außen und Empörung von innen doch immer noch können bestehen bleiben? Wie war das möglich, sage ich, wenn nicht durch eigene innere Kraft, durch dieselbe Kraft, die schon einmal dem menschlichen Geiste die Wahrheit vermittelt hatte und nun noch augenscheinlicher sich bekundete, mit einem Worte: durch eine Offenbarung?

Diese Schlußfolgerung scheint mir unumstößlich. Gleichwohl begreife ich, daß ihre Bedeutsamkeit einige Geister in Verlegenheit bringe und bedenklich mache, dieselbe auf eine einmalige Prüfung hin sogleich anzunehmen. Drum, wie entscheidend und gewaltig auch die Gründe sein mögen, die uns bis dahin geleitet haben, — werfen wir sie in den Tiegel zurück! Alle unsere Rechte gegen die Wahrheit, welche uns so weit bringen will, daß wir unsere Erkenntniß dem Glauben unterwerfen, wollen wir wahrnehmen; und soll der Glaube ein vernünftiger sein, so wollen wir auch nur nach einer vollständigen Ueberzeugung uns der Göttlichkeit seiner Grundlage ergeben!

Die gesunde Philosophie hat schon durch den Mund ihrer Weisen laut ausgesprochen, daß die menschliche Vernunft zu ohnmächtig sei, als daß sie, auf sich allein beschränkt, sich feste und überzeugende Ideen über Gott, über die Seele, über ihre

Unsterblichkeit und ihre Beziehungen zu Gott bilden könne, — obwohl diese Beziehungen die nothwendigen Grundlagen für jede Gesellschaft sind und darum auch wirklich existiren, allen Dingen zu Grunde liegen und von den Menschen erkannt und angewendet werden müssen. Männer wie Plato, Sokrates, Cicero, Confuzius, und in neueren Zeiten Montaigne, Pascal, Bayle und manche Andere, haben es offen gestanden, daß nur eine göttliche Unterweisung, nur eine Offenbarung den Menschen auf diesem Lebenspfade halten und leiten könne. Das letzte Wort Cicero's, dieses großen Berichterstatters der alten Philosophie, sein letztes Wort, sage ich, über die große Wahrheit von einem Gott, womit er auch seine Abhandlung schließt, ist — Wahrscheinlich. „Die Wahrscheinlichkeit," sagt Victor Le Clerc zu jener Stelle, ach, das ist Alles, was unserem rein menschlichen Blicke vergönnt ist! Plato selbst, dessen religiöses Genie sich den christlichen Wahrheiten am meisten genähert hat, rief nach einer göttlichen Offenbarung, die seiner Unwissenheit helfe."*) Die wichtige Wahrheit von der Unsterblichkeit der Seele war in den Augen der größten Philosophen des Alterthums ebenso unentschieden.**)

*) Oeuvres de Cicéron, publiées par Vict. Le Clerc.

**) Nach der Erörterung über die Unsterblichkeit der Seele sagt Sokrates im Gorgias zu der anderen dort redend eingeführten Person: „Du betrachtest diese Reden vielleicht als Träume einer wahnwitzigen Alten und du verachtest sie. Auch ich würde sie verachten, wenn wir bei unseren Untersuchungen irgend etwas Anderes, was uns heilsamer und gewisser wäre, hätten finden können." Cicero schließt sein Schriftchen über das Greisenalter mit einem Abschnitte voll hinreißender Beredtsamkeit über die Unsterblichkeit der Seele und fügt hinzu: „Wenn ich mich hierin irre, daß ich die Seelen der Menschen für unsterblich halte, so irre ich mich gern und will mir diesen Irrthum, der meine Freude ist, so lange ich lebe, nicht entreißen lassen." Bei jenen alten Philosophen, die der Wahrheit am nächsten gekommen sind, trifft man überall auf einen Boden trostlosen Zweifels, und überall bemerkt man gleichsam ein Gewicht, welches sie von der höchsten Höhe ihres Aufschwungs herabfallen und das Errungene wieder aufgeben läßt. — Wir haben auch noch von ihrer Unwissenheit und von dem Schmerze, den sie selbst darüber empfanden, ein vollendetes Gemälde, gezeichnet von der Hand Cicero's, so kühn und trefflich,

Gibbon, der es bekanntlich nicht mit der christlichen Offenbarung hält, weiset diese Thatsache nach und zieht dann folgenden Schluß daraus: „Weil die Philosophie trotz ihrer größten Anstrengungen endlich doch nur den Wunsch, die Hoffnung und höchstens die Wahrscheinlichkeit eines künftigen Lebens schwach andeuten kann, so ist es nur Sache der göttlichen Offenbarung, uns der Wirklichkeit zu versichern und über jenes unsichtbare Land, welches die Seelen der Menschen nach ihrer Trennung vom Körper aufzunehmen bestimmt ist, uns das Nähere anzugeben." *) Endlich hat noch die Erfahrung in großartigem Maßstabe die natürliche Ohnmacht der Vernunft in dergleichen Dingen an dem ganzen Menschengeschlechte gezeigt; denn die Welt ist ein Chaos von Ausschweifungen und Irrthümern geworden, die der Rationalismus, seitdem er sich an die Stelle der Tradition hat setzen wollen, überall verbreitet hat. Schon Sokrates und Plato waren fortwährend bemüht, den Faden dieser Tradition, den sie zerreißen sahen, wieder anzuknüpfen; und als die Schwierigkeit, ihn festzuhalten, immer größer und größer wurde, fleheten sie um eine neue Offenbarung wie um das einzige Mittel, der Welt die Wahrheit wiederzugeben, und ließen folgende bemerkenswerthen Worte, auf die Victor Le Clerc anspielt, vernehmen: „Inzwischen ist es nöthig, auf diesen Trümmern von Wahrheit, die uns noch übrig sind, gleichsam wie in einem Nachen, das stürmische Meer

---

daß es gelten könnte, als sei es von der Hand Pascal's: „Die Dunkelheit in allen Dingen," sagt er, „hatte dem Sokrates das Geständniß seiner Unwissenheit abgenöthigt, und schon vor Sokrates dem Demokritus, dem Anaxagoras, dem Empedokles und fast allen Philosophen der alten Zeit, welche darum auch behaupten, es gebe kein Erkennen und kein Wissen, die Sinne seien beschränkt, der Geist hinfällig, das Leben kurz und die Wahrheit, nach dem Ausdruckedes Demokritus, in die Tiefe versenkt; überall herrsche Wahn und Gewohnheit, die Wahrheit könne nirgends fußen, und Alles endlich sei von Finsterniß umflossen." (Academ. lib. I. cap. 12.)

*) Gibbon, Hist. de la décad. de l'emp. rom., t. XIII. p. 42 édit. Guizot.

dieses Lebens zu befahren; es sei denn, daß man uns einen sichreren Weg gäbe, — etwa eine göttliche Verheißung, oder irgend eine **Offenbarung**, die uns ein Schiff sein wird, welches keine Wetter fürchtet."*) Und an einer andere Stelle: „Wir müssen erwarten, daß irgend einer komme und uns unterrichte über die Art und Weise, wonach wir rücksichtlich der Götter und der Mitmenschen zu handeln haben. Nur ein Gott kann uns Aufklärung geben."**) Solche Worte, aus solchem Munde gesprochen, sind der lauteste Ausdruck der Verzweiflung des menschlichen Geistes, der seiner eigenen Schwäche und Ohnmacht zum Wiederaufbau der Religion sich bewußt ist.

Und nun, — was zur Zeit Sokrates' und Plato's dem Menschen ohne eine neue Sendung des Geistes der Wahrheit unmöglich war, sollte das seitdem möglich geworden sein? Wenn der Mensch immer verderbter wurde, immer tiefer in das Labyrinth seiner Irrthümer hineingerieth, ist er dann tüchtiger geworden, die ursprüngliche Wahrheit wieder zu ergreifen? hat er sich eine andere Natur gegeben, so daß er tiefer und Alles klarer schaut, als damals, wo er noch im Stande der Unschuld war? und konnte das Menschengeschlecht den Abhang der sittlichen Verwirrung, auf dem es wie im Sturme hinabschoß, plötzlich wieder heraufsteigen? Seinen gesunden Menschenverstand mußte man aufgeben, wollte man sich so etwas einbilden; und thatsächlich hören wir einige Zeit später Cicero jammern und klagen, daß das Menschengeschlecht immer tiefer sich beuge und schon zusammensinke unter der Last des Aberglaubens, der, wie er sagt, uns verfolgt und uns drängt, wohin wir uns auch wenden mögen, der unter allen Völkern verbreitet ist und die menschliche Schwachheit tyrannisirt. Auch den letzten der heidnischen Philosophen,

---

*) Plato, in Phaed.

**) Plato, Apol. Socrat. — Man sehe auch Alcib., Dial. 2.; ferner Epinom. und seine Briefe.

Seneca, sehen wir der Philosophie gleichsam die Leichenrede halten und ihr Heimfallsrecht öffentlich verkündigen: „Wer widmet sich der Weisheit?“ sagt er; „wer erweiset ihr mehr Ehre, als daß er sie höchstens im Vorbeigehen noch grüßt? wer wirft ein Auge auf die Philosophie; es sei denn, daß die Spiele unterbrochen werden, oder ein regnerischer Tag dazwischen kommt, den man wohl verlieren darf? Daher erlöschen so viele philosophische Schulen, weil sie keine Schüler haben! Die beiden Akademieen, die alte wie die neue, haben keinen Priester hinterlassen. So wird nicht allein das, was die Alten uns noch dunkel gelassen haben, nicht entdeckt, sondern sogar was sie gefunden hatten, geht alle Tage mehr verloren. Aber, wahrhaftig! wenn wir dem auch alle unsere Kräfte widmeten, wenn auch unsere Jugend mit Ernst und Eifer sich darauf verlegte und das Alter seine gesammelten Aufschlüsse dem heranwachsenden Geschlechte mittheilte, — kaum möchten wir wohl der Tiefe, die die Wahrheit birgt, auf den Grund kommen! und heute sucht man sie an der Oberfläche und kommt kaum mit der Hand in die Scholle.“*)

Das einzige Mittel, die religiöse Wahrheit wieder frei zu machen und herzustellen, bestand darin, durch die Tradition zu der Gottesverehrung der Vorfahren und zu der göttlichen Unterweisung, d. h. zu der Uroffenbarung zurückzukommen. Daß auch Cicero dieses meinte, haben wir bereits gehört. Aber diese Rückkehr war zur Zeit Cicero's noch weit schwieriger geworden, als sie schon zur Zeit Sokrates' und Plato's war; die Last des Aberglaubens war gewachsen, die Wege der alten Ueberlieferung versperrt und unterbrochen; in Folge dessen stürzte der menschliche Geist jählings in alle Arten von Zerrüttung, und sein Sturz bewirkte nur, daß zu dem auf's Tiefste eingewurzelten Aberglauben der Massen noch der speculative Atheimus der höheren Classen hinzukam, und die Ausbrüche des zügellosesten Sensualismus sich

*) Seneca, Nat. Quaest. VII. 32.

mit der bereits in den Tod übergehenden Schwächlichkeit der Vernunft verbanden.

Studirt man mit Aufmerksamkeit die heidnische Gesellschaft jener Zeit, so trifft man auf eine Umgestaltung, die uns wahrlich nicht zu der ohnehin schon grillenhaften Hypothese berechtigt, als habe das Menschengeschlecht die alten Wahrheiten, die ihm abhanden gekommen, sich selbst wiedergeben können.

Es ist factisch, daß zur Zeit Cicero's die Vielgötterei innerlich morsch war und unter ihrem eigenen Gewichte schon einstürzte. Vom Rationalismus bereits heimlich untergraben, hatte der Polytheismus all sein Blendwerk und all seinen Schein von Richtigkeit in den Geistern verloren. Ueber die mythologischen Fabeln scherzte man, und über die Lehren von der Abstammung der Götter wurde öffentlich gespottet; ja die ernsthaftesten Philosophen, wie die kühnsten Verbrecher, — Catilina, wie Cicero, — gingen Hand in Hand, wenn's darauf ankam, die Götter, d. h. jene, wie die Mythologie sie lehrte, zu verachten. Wir würden aber einen großen Mißgriff machen, wenn wir in dieser Verachtung einen Anfang der Rückkehr zu den alten und einfachen Wahrheiten der natürlichen Religion erblicken wollten. Weit gefehlt! Es war dies im Gegentheil noch ein Schritt weiter und ein neuer, noch tieferer Fall in den Irrthum. Der Rationalismus hatte bei seinen ersten Versuchen seine zerstörende Kraft zuvörderst an der natürlichen Religion ausgeübt und dieselbe den menschlichen Leidenschaften überliefert, die sie zersetzten und nach der Willkühr ihrer Launen und ihrer Vortheile umgestalteten. Aus dem einen Gotte machte man mehrere Götter. Mochten aber in dem mythologischen Chaos, das daraus hervorging, die Fabeln der Vielgötterei noch so lächerlich, noch so ungereimt, noch so gotteslästerlich sein, in ihrem Grunde gab es doch noch immer etwas Religiöses. Die Idee von der Gottheit schweifte zwar ab, erschien verkleidet, war entwürdigt; aber das Gefühl davon war nicht erloschen, immer trat es noch

hervor und mitten durch die Verirrungen des Geistes blickte es in manchen Herzen durch. Die großen Dogmen von einer göttlichen Gerechtigkeit, von einem künftigen Leben, von einer vergeltenden Strafe oder Belohnung waren nicht untergegangen; sie schwammen gleichsam oben, obgleich grob entstellt, und dienten als Zügel und Gegengewicht gegen die schlimmsten Vergehen des menschlichen Herzens. Der Polytheismus hatte in seinen ersten Zeiten etwas Strenges, Ernstes und gewissermaßen Heiliges, welches gleichsam ein Rest von der Wärme der natürlichen Religion war; später aber verlor er diese Merkmale gänzlich. Dem Gesetze ihres Ursprungs folgend, — verfälschte sich diese innerlich falsche Gottesverehrung immer mehr und wurde die Kupplerin und Mäklerin aller Zügellosigkeit. Da richtete sich denn der Rationalismus, der noch niemals etwas Anderes gethan hat, als angreifen, geradezu gegen die Religion, weil diese ehrlos geworden war und schon nicht mehr existirte; das geschah aber nur, um nichts übrig zu lassen, als den Abgrund des Atheismus und die Vernichtung aller Religion. Darin lag der Grund, daß das Uebermaß des Uebels auf Erden vollständig wurde. Aus dem Aberglauben fiel die Welt in die ausgemachteste Gottlosigkeit, und von da aus versetzte man der Wahrheit noch die letzten Stöße. Haben wir nicht gesehen, wie ein Cicero sich bemühet, nicht allein den Aberglauben auszurotten, sondern auch die Religion zu erhalten, — diese zu vertheidigen und jenen zu bekämpfen? Solche lobenswerthe Bestrebungen waren jedoch vergeblich. Der Aberglaube konnte zwar aufhören, oder doch wenigstens wechseln; aber die Religion konnte nicht wieder neu erstehen; und als man den Aberglauben floh, wie Plutarch sagt, stürzte man sich jählings in die rauhe und steinichte Verwegenheit des Atheismus, indem man die wahre Religion, die zwischen beiden in der Mitte liegt, übersprang. Freilich! diese wahre Religion war auch unbemerkbar geworden, sie war abhanden gekommen und nicht mehr wiederzufinden; jedenfalls aber war

sie nicht mehr kräftig genug, um die Geister, die außer den Wegen der Tradition umhertrieben und Anfangs auf den Irrpfaden des Aberglaubens, nachher aber in dem Abgrunde der Gottlosigkeit sich verloren, zurückzuhalten und wieder zu einigen.*)

Alle Schriftsteller bezeugen diese Gottlosigkeit und stellen sie mit jenem schauderhaften Sittenverderbniß zusammen, in welches die Römer unter der Herrschaft der ersten Kaiser fielen. Schon Lucrez hatte den Atheismus und den Materialismus poetisch dargestellt; das setzt voraus, daß derartige Lehren damals in der Gesellschaft in Umlauf waren. Auch Cäsar hatte sie schon vor dem ganzen Senate frei und offen bekannt, und Cato war der Einzige gewesen, der aufstand, um im Namen der alten Sitten Einsprache zu thun.**) Bald wurden die Beweise Lucrez' und Cäsars Gemeingut, und Juvenal berichtet uns, daß zu seiner Zeit sogar die Kinder nicht mehr an die Unterwelt glaubten.***) Der Geschichtschreiber Philo, der zur Zeit Caligula's lebte, klagt, daß damals die Erde mit Atheisten bevölkert war.†) Selbst Seneca meint in seiner Trostschrift an Marcia (cap. 19.), „daß die Todten keinen Schmerz empfinden, und daß jene Schrecken der Unterwelt eine Fabel seien. Der Tod," sagt er, „ist die Ablösung und das Ende aller Schmerzen; unsere Uebel gehen nicht weiter." Und ist es nicht derselbe Philosoph, der in einem Trauerspiele jenen Spruch, welchem das Rom des Claudius und des Nero Beifall klatschte, in's Publicum warf: „Nach dem Tode giebt es

*) Selbst Plutarch überließ sich wie ein Kind dem Aberglauben. So erzählt er uns, daß er einmal dem Amor auf dem Berge Helikon Opfer gebracht habe; und in seinem Alter, als er sogar noch Priester des Apollo war, eröffnete er den Reigen um den Altar dieses Gottes.

**) Sallust., in Catil.

***) Esse aliquos manes et subterranea regna
Nec pueri credunt.

Es war der großen Seele Juvenals würdig, sofort hinzuzusetzen:
Sed tu vera puta!

†) Philo, Allegor. legis, lib. III.

nichts, ja er selbst ist nichts," — post mortem nihil, ipsaque mors nihil?*) Was sage ich! Hatte nicht Cicero selbst (so eitel ist auch die beste Philosophie!) bei feierlicher Gelegenheit, in einer gerichtlichen Verhandlung, nämlich in der Vertheidigungsrede für den jungen Cluentius, vor dem Magistrat des Volkes dem Unglauben seiner Zeit gehuldigt, indem er den Glauben, daß man in einer anderen Welt leiden könne, eine Fabel und eine Thorheit schalt und hierfür die allgemeine Meinung seiner Zeit als Beweis anführte?**) Endlich hatten auch, wie ebenfalls Cicero berichtet, die Wörter Philosophie und Atheismus eine und dieselbe Bedeutung bekommen.***) Da sehen wir, wohin die Geister kamen, wenn sie den Aberglauben verließen.

Dabei blieb es aber noch nicht. Sie fielen in den Atheismus, ohne aus dem Aberglauben herauszukommen. Diesen benutzten sie, um sich zur Frevelthat anzufeuern, und jenen, um der Gewissensbisse loszuwerden. Den Jupiter peitschte man auf der Bühne herum, und im Senate vergötterte man den Claudius. Neue abergläubische Gewohnheiten traten an die Stelle der alten; denn der Hang zum Uebernatürlichen

---

*) „Man könnte hier fragen," sagt Villemain, „wie diese Lehre sich reimen lasse mit so vielen Stellen Seneca's, wo die tugendhafte Seele als ein Theil Gottes, ja als Gott dargestellt wird? — Es geht damit, wie mit vielen anderen dergleichen Ungereimtheiten; die einzige Antwort ist, daß sie sich widersprechen." (Du polyth., note.)

**) Quae si falsa sunt; id quod omnes intelligunt. (Pro Cluent., 61.) — Obige Bemerkung Villemains läßt sich auch auf Cicero anwenden; es sei denn, daß man sage, Cicero trete unter diesen Umständen als Partei auf. Aber man müßte dann auch zugeben, daß es mit seiner Philosophie sehr schön müsse ausgesehen, und daß er sie recht tief müsse erfaßt haben, um sie nach Bedürfniß ablegen zu können, oder daß er das Portrait, welches er selbst von dem Redner gezeichnet hat: im Wandel redlich, in der Rede stark, — vir probus, dicendi peritus, — in seiner Person schlecht verwirklicht habe.

***) „Die sich auf die Philosophie verlegen, glauben nicht, daß Götter seien," eos, qui philosophiae dant operam, non arbitrari deos esse. (De invent. I. 29.)

wird in der menschlichen Seele niemals ruhen, und wie der Glaube aus dem Herzen weicht, wird der Aberglaube in unserem Geiste Einkehr halten.*) Die Sternkunde und die Zauberei machten ihr Glück und bereicherten sich mit den Verlusten, die das Heidenthum erlitt. Hier bin ich so glücklich, statt meiner einen Schriftsteller sprechen zu lassen, dessen Name uns an die glücklichste Vereinigung zwischen Beredtsamkeit und Wissenschaft erinnert: „Die Schriftsteller jener Zeit," bemerkt Villemain, „kann man nicht lesen, und ihre Sprache, die ebenfalls ein historischer Zug in ihrer Beschreibung ist, kann man nicht näher betrachten, ohne mit Verwunderung zu sehen, wie die Menschen ungeachtet der Werke Cicero's und Lucrez' immer von Neuem in den Aberglauben zurückfielen. Ueberall in der Geschichte der Kaiser findet man nur Vorbedeutungen, Weissagungen der Sterne, wunderbare Begebenheiten und zauberische Anrufungen. Was von der alten Gottesverehrung noch übrig war, war durch das Verderbniß der öffentlichen Sitten beschmutzt, und die andächtige Frömmigkeit war ebenso lasterhaft in ihren Wünschen und Gebeten, wie sinnlos in ihrer Ursache und Absicht. Es ist nicht zufällig und nicht ohne Bedeutung, daß mehrere Schriftsteller aus jener Epoche einstimmig von den unkeuschen Gebeten melden, die man in den Tempeln verrichtete, und von den Opfergaben, die man den Göttern widmete, um Dinge zu erhalten, wegen deren man sich hätte schämen müssen. So hatte der römische Gottesdienst, nachdem das Patriotische, das er früher gehabt, verloren war, nichts behalten, als sein zerstörendes und vernichtendes Element. Da gab es nur — eine Religion, die unsittlich und eine feile Magd war, — eine verbrecherische Gottlosigkeit, — eine Leichtgläubigkeit ohne allen äußeren Halt, die sich tausend abenteuerlichen, bis

---

*) „Die Lehre vom Fatum," sagt Franz von Campagny treffend, „war die Krankheit jenes Jahrhunderts und eine von den Hauptursachen seines Verfalls; sie war die ergiebige Quelle der schlimmsten Gewohnheiten, nämlich der Atheistereien." (Les Césars, I. 36.)

dahin nie gekannten Betrügereien hingab, — ein Gewirr aller Religionen und aller Laster, die in dem wüsten Chaos Roms zusammenflossen, — eine Unterdrückung und Entwürdigung der Geister durch Sklaverei, Niederträchtigkeit und Müßiggang. Dahin war die römische Vielgötterei gekommen.“*)

So glaube ich denn mit vollem Rechte schließen zu können, daß die Welt niemals unfähiger war, sich die religiöse Wahrheit wieder aufzubauen, als in jenem Zeitalter; daß sie niemals vollständiger der Wahrheit beraubt war; und daß gleichwohl niemals durch eine größere Zerfallenheit das Bedürfniß nach dieser Mutter-Wahrheit ist nachgewiesen worden. Das Geschlecht rang mit dem Tode; aus dem verdorbenen Polytheismus, in den es sich seit dreißig Jahrhunderten immer tiefer versenkt hatte, war es ihm mehr als jemals unmöglich geworden, sich bis zur ursprünglichen Religion wieder zu erheben, — es konnte höchstens nur noch tiefer fallen.

Und dennoch geschah es gerade in diesem Zeitpunkte, daß sich das Menschengeschlecht wie durch einen mächtigen Arm zum Gipfel der höchsten moralischen Vollkommenheit wieder zurückgeführt sah. Dieser Zeitpunkt ist es, wo die Finsterniß aller abergläubigen Meinungen und Gewohnheiten verscheucht wird und der Stern der ursprünglichen Religion, der seit dreitausend Jahren verschwunden war, am Horizont wieder erscheint. In reichen Strahlen ergießt er über die Erde, die hurtig vom Schlafe aufsprang, die reinsten und leuchtendsten Ideen von der Einheit, Heiligkeit, Güte, Gerechtigkeit und unendlicheu Oberherrlichkeit Gottes; von der Geistigkeit, Unsterblichkeit und unbegrenzten Vervollkommnungsfähigkeit der Seele; von der Brüderlichkeit, Liebe, Freiheit und Würde der Menschen. Er macht, daß jene alte, abgelebte Welt sich wieder durchdrungen fühlt von allen Tugenden, von allen Pflichten, von Heldenmuth, Ergebung und Opferwilligkeit

*) Du polyth.; Mélanges, éd. in-18. t. II. p. 52.

jeder Art, ja daß sie sich sogar vollständig verwandelt und eine neue Welt wird, die nach und nach sich ganz von den verderblichsten und zerstörendsten Elementen, die jemals existirten, frei macht, und mit männlicher Entschlossenheit auf den wahren Weg der Civilisation hineilt, wo sie nach achtzehn Jahrhunderten noch ihren Gang hat.

Nun wende ich mich an den Allerungenügsamsten; ich nehme ihn bei seiner eigenen Vernunft und frage ihn im Namen der Evidenz selbst: Wer konnte dieses große Wunder wirken? Wie hat die Wahrheit der Erde können wiedergegeben werden, wenn nicht durch dasselbe Mittel, welches schon ein erstes Mal sie ihr gegeben hatte? und war nicht dieses Mittel um so nothwendiger, weil die religiöse Wahrheit nicht blos vollständig der Erde geraubt war, sondern weil es auch noch unzählige Hindernisse gab, die ihr die Rückkehr versperrten? Woher hat die Wahrheit jenes glänzende Licht und jene freithätige Kraft, womit sie auftrat, hernehmen können, wenn nicht aus sich selber, wenn nicht von Dem, der ihre ewige Quelle ist und der in dieser Beziehung allein von sich sagen konnte, daß Er Macht übe mit seinem Arme.*) Wie! der menschliche Geist hatte Anfangs die Wahrheit sich nicht geben, hatte später sie nicht erhalten können, — und nun, nachdem er sie gänzlich verloren, sollte er sie sich plötzlich wiedergegeben haben, und zwar vollständiger, als er sie jemals besaß? In dreißig Jahrhunderten hatte er sich vor einer täglich wachsenden Zerrüttung nicht bewahren können, — und nun sollte er selbst sich wieder neu aufgeweckt und emporgerichtet haben? Aus der Lasterhaftigkeit wäre die Heiligkeit entsprossen, und aus der Finsterniß das Licht hervorgebrochen? — Wie widersinnig! und welche Leichtgläubigkeit müßte man an die Stelle eines vernünftigen Glaubens setzen, wollte man so etwas annehmen!

Nachdem Montaigne jenes Wort Seneca's angeführt hat:

---

*) „Fecit potentiam in brachio suo.“ (Cantic. Magnificat.)

O wie armselig und niedrig ist der Mensch, wenn er sich nicht über seine menschliche Natur erhebt! ruft er aus: „Siehe da, ein treffliches Wort und ein heilsamer Wunsch, der aber dennoch ebenso ungereimt ist. Denn das Bündel größer machen, als der Arm ist, und weiter schreiten wollen, als die Beine reichen, — ist unmöglich und widernatürlich. Ebenso wenig kann es etwas heißen, daß der Mensch über sich selbst und seine Menschheit emporsteige; denn er kann nur sehen, was seine Augen sehen, und nur greifen, wohin seine Hände reichen. Bietet ihm aber Gott außerordentlicher Weise die Hand, so kann er sich erheben; ja er wird sich erheben, wird seine eigenen Mittel aufgeben und von rein himmlischen Mitteln sich unter die Arme greifen und emporheben lassen. Unserem christlichen Glauben, nicht der stoischen Tugend, kommt es zu, das Verdienst dieser göttlichen und wunderbaren Umwandlung für sich in Anspruch zu nehmen."*)

Diese Worte, denen der gesunde Menschenverstand seine Beistimmung giebt, enthalten zwar kurz, aber vollständig Alles, was wir in den beiden letzten Kapiteln haben feststellen und begründen wollen; sie schließen sich passend an das Resultat an, zu dem wir nun gelangt sind. Jedem Menschen, der nur von einer aufgeklärten und gewissenhaften Vernunft sich rathen und bestimmen läßt, wird die Umwandlung des Menschengeschlechtes durch das Christenthum vorkommen als eine **göttliche That.** Ihren Grund und Trieb in den natürlichen Kräften der Menschheit zu suchen, zumal einer solchen Menschheit, wie sie damals war, als die große Neubildung sich erfüllte, — das wäre wahrlich, wie Montaigne sagt, das Bündel größer machen, als der Arm ist, d. h. es wäre unmöglich und widernatürlich.**)

---

*) Essais, liv. II. chap. 2.

**) Zu den verschiedenen Aeußerungen und Geständnissen Anderer, die wir im Laufe dieses Kapitels angeführt haben, müssen wir noch das Ge-

Anhang.

Wir können über einen so wichtigen Gegenstand schwerlich zu weitläufig sein, und müssen deshalb zum Schlusse noch ausführlich auf einen Einwurf antworten, nach welchem einige oberflächliche Geister begierig greifen, um der Wahrheit von einer Offenbarung, die sie von allen Seiten in die Enge treibt, zu entkommen; — einen Einwurf, zu dem wohl die Stelle von Montaigne, die wir so eben angeführt haben, Veranlassung geben konnte.

Man hat sich nämlich viele Mühe gegeben, den Keim des Christenthums im Stoicismus zu finden, der unter den Kaisern aufkam, und man wollte behaupten, hiervon sei das Christenthum nur eine weitere Entwickelung und Umgestaltung gewesen.

---

ständniß Voltaire's hinzunehmen. Trotz seines satanischen Ingrimms gegen das Christenthum hatte er doch helle Augenblicke, so zu sagen, lucida intervalla von gesundem Sinn und offener Sprache. Nie hat er sich über die menschliche Schwäche und über die Nothwendigkeit eines göttlichen Beistandes getäuscht; er hat sogar oft im Widerspruche mit sich selbst diese Wahrheit bekannt. So sehen wir an vielen Stellen seiner Schriften, namentlich im Sophronisme et Adelos, dem Gedichte über das désastre de Lisbonne, in den Anmerkungen, und in dem Un chrétien contre six juifs, daß er alles Ungewisse und Unvereinbare, was in den Schriften Cicero's und der übrigen Philosophen des Alterthums sich über die großen und nothwendigen Wahrheiten von Gott und von der Unsterblichkeit der Seele vorfindet, sehr richtig hervorhebt. Nun aber zieht er daraus folgenden Schluß, den wir jedoch schon angeführt haben aus der Feder Gibbon's und aus dem Munde jener Philosophen selbst: „Es ist also ganz gewiß und klar bewiesen, daß wir, um uns über einen so wichtigen Gegenstand zu unterrichten, einer Offenbarung bedurften. An einem Sokrates, an einem Plato hatten wir nicht genug; ein größerer Meister that uns noth.“ (Voltaire, Un chrétien contre six juifs.)

Später, im zweiten Theile, werde ich Gelegenheit haben, das Christenthum dem Stoicismus und allen philosophischen Doctrinen des Alterthums gegenüberzustellen, und dann zu zeigen, daß es zwischen diesen und jenem einen unüberschreitbaren Abstand giebt, und daß die Punkte, in welchen sie sich am meisten ähnlich zu sein scheinen, gerade diejenigen sind, durch welche sie nur noch weiter auseinandergehen.

Einstweilen könnte ich mich darauf beschränken, mit Villemain zu sagen, „daß man einen vorübergehenden Einfluß nicht mit einer stets lebendigen Triebkraft, und das tugendsame Eingreifen und Wirken einiger Männer nicht mit jener großen Befreiung des Menschengeschlechtes, die sofort vom Christenthume ausging, verwechseln darf.“*)

Allein ich begnüge mich mit dieser Antwort noch nicht, und behaupte weiter, daß jener vorübergehende Einfluß des Stoicismus, welcher sich von Nero bis zu den Antoninen bemerkbar machte, selbst schon seine Wurzel in dem Christenthume hatte.

Dies muß ich näher erklären.

Der Stoicismus, welcher hier gemeint ist, ist nicht der des Zeno, sondern der des Seneca und des Epiktet, und vor Allem der des Mark Aurel und Antonin's des Frommen. Nun war aber das Christenthum schon vor Epiktet und Seneca offenkundig und feierlich in die Welt eingetreten. Seneca lebte unter der Regierung Nero's, Epiktet wurde geboren gegen das Ende dieser Regierung, also zu einer Zeit, wo das Christenthum seine Lehre schon auf der ganzen Erde, vornehmlich aber zu Rom, ausbreitete. Thatsachen kann man nicht anfechten. Die Briefe der Apostel, und namentlich die des h. Paulus, las man in den Versammlungen der Gläubigen an allen Orten der civilisirten Welt; und der heroische Muth, mit welchem die Christen in der Hauptstadt des Kaiserreiches ihre Unschuld an den Tag legten und in den Tod

*) De la phil. stoique et du Christian., Mélanges.

gingen, mußte nothwendig einige Strahlen ihrer Lehre bis in die Seele ihrer Widersacher und Henker durchdringen lassen. Tacitus erzählt gelegentlich bei Auseinandersetzung der von Nero an den Christen verübten Grausamkeiten, daß die Christen seit dieser Zeit in Rom eine sehr große Menge, ingens multitudo*), ausmachten; er sagt sogar, daß man schon früher versucht habe, diesen verderblichen Aberglauben zu unterdrücken, daß aber der Strom desselben von Neuem über die Ufer getreten sei; repressa in praesens exitiabilis superstitio rursus erumpebat.**) Man begreift demnach, wie das Christenthum durch seine vielfachen Verzweigungen schon in beobachtende Geister hatte eindringen und in ihnen, wenn auch keine gänzliche Veränderung hervorrufen, so doch die Wahrheiten der natürlichen Religion, deren Fackel es wieder leuchten ließ, hatte wecken können. Bevor eine so mächtige und Alles läuternde Lehre, wie die des Christenthums war, die Umwandlung der Welt zu Wege brachte, mußten nothwendig schon außerhalb des Kreises der offenen Bekehrungen merkliche Aenderungen in der Aufklärung der Geister eingetreten, es mußte in unzähligen Abstufungen das Licht des Christenthums unvermerkt in die Seelen derer gefallen sein, die äußerlich noch Heiden blieben, ja sogar in die Seelen jener, die sich als Verfolger zeigten. Es ist unmöglich, daß es sich anders verhalten habe. Außerdem waren auch die Berührungspunkte so sehr gegeben und die Wege zur Mittheilung so nahe gelegen, daß ein Gelehrter hat behaupten können, und zwar nicht ohne Grund, Epiktet sei von seinem Lehrer Epaphroditus in die christliche Lehre eingeweihet gewesen. Der h. Paulus spricht wirklich in seinem Briefe an die Römer von einem Epaphroditus und bezeichnet ihn als einen der ersten Jünger des Christenthums in Rom.***) Was Seneca be-

---

*) Annal. XV. 44.

**) Id., ibid.

***) Es scheint sogar, daß das Christenthum schon in das Haus Nar-

trifft, den Lehrer Nero's, so mußte er das Christenthum noch näher kennen lernen.*)

Man stellt aber nicht so sehr Epiktet und Seneca dem Christenthum gegenüber, als vielmehr Mark Aurel. Die übelgesinnte Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts wenigstens hat uns den Mark Aurel recht sattsam vorgehalten. Manche Schriftsteller, die lange nicht in Wort und Wandel die Tugenden jenes großen Mannes ausprägten, ja die er würde von sich gewiesen haben, bemächtigten sich seines berühmten Namens wie eines Theateranzuges, und vermummten damit Alles, was nicht christlich war, um daraus den Schluß zu ziehen, daß man gar nicht Christ zu sein brauche. Solche philosophische Schmähschriften sind aber heutzutage auf ihren richtigen Werth herabgesetzt, und man kann dieses Argument mit kaltem Blute und mit allem Anstand prüfen.

---

cissus', des kaiserlichen Günstlings, vorgedrungen war. „Grüßet mir die Hausgenossen des Narcissus!" sagt der große Apostel.

*) „Senator. Sind auch Sie vielleicht der Meinung, daß Seneca Christ gewesen sei und mit dem h. Paulus in Briefwechsel gestanden habe?"

„Graf. Ich bin weit entfernt, eine der beiden Thatsachen zu behaupten; jedoch glaube ich, daß der Grund, worauf sie beruhen, wahr sei, und ich bin überzeugt, daß Seneca den h. Paulus gehört hat, ebenso wie ich überzeugt bin, daß Sie in diesem Augenblicke meinen Worten zuhören. Das kaum geborene Christenthum hatte in der Hauptstadt der Welt Wurzel gefaßt; die Apostel hatten fünf und zwanzig Jahre vor (dem Schlusse) der Regierung Nero's in Rom gepredigt; der h. Petrus unterhielt sich dort mit Philo; und nachdem der h. Paulus ein und ein halbes Jahr zu Corinth und zwei Jahre zu Ephesus gepredigt hatte, kam er nach Rom, wo er zwei volle Jahre wohnte, Jeden, der zu ihm kommen wollte, aufnahm und mit aller Freimüthigkeit das Evangelium verkündigte, ohne daß Jemand ihn gehindert hätte. (Apostelgeschichte 28, 30.) Glauben Sie wohl, daß ein solches Predigen dem Seneca habe entgehen können? Und wenn Paulus in der Folge wegen seiner Lehre wenigstens zweimal vor Gericht gefordert sich öffentlich vertheidigte und freigesprochen wurde, — glauben Sie, daß diese Ereignisse seine Predigten nicht noch berühmter und noch wirksamer sollten gemacht haben? Im Lichte geboren und lebend verkennen wir dessen Einwirkung auf Menschen, die es nie gesehen hatten." (De Maistre, Soirées de S. Pet., soir. 9.)

Nun wohl! es ist wahr, daß in der Moral Mark Aurel's etwas von der Moral des Evangeliums enthalten ist; man kann in dieser Hinsicht sogar deutlich bemerken, daß von Epiktet zu ihm ein gewisser Fortschritt sei. Aber alles dies läßt sich durch die stets zunehmende Wirkung erklären, die das Licht des Evangeliums in der Welt gezeigt hat; es ist die Dämmerung, die dem lichten Tage vorhergeht. Die Thatsachen bieten sich hier von selbst dar, um unsere Erklärung zu stützen. Mark Aurel sah die Christen alle Tage; er hatte deren am Hofe und in der Armee, und seinen Sieg über die Markomannen schrieb er selbst der Legio fulminans zu, die ganz aus Christen bestand. Er verfolgte sie bald, bald schützte er sie wieder. Seine von Natur erhabene Seele kämpfte zwischen den Vorurtheilen des Heidenthums und den glänzenden Erfolgen der neuen Wahrheit.*) Er war davon gerührt, ohne bekehrt zu sein, und bewahrte in seinem Herzen solche Züge, die bei ihm am meisten Anklang fanden. Wie können wir bezweifeln, daß dem so gewesen sei, wenn wir jene schönen Apologieen lesen, die der h. Justin und Athenagoras, — zwei Stoiker, die sich zum Christenthume bekehrt hatten, — an ihn richteten? Sie mußten um so eher Eingang bei ihm finden, weil sich an ihnen noch etwas von dem Benehmen des Stoicismus, den diese Männer so eben verlassen hatten, erkennen ließ. Man sehe einmal den Titel einer von diesen Apologieen! „Botschaft des Athenagoras, eines christlichen Philosophen, an die Kaiser Antonin und Commodus, die Sieger über Armenier und Sarmaten, und, was noch mehr gilt, die Philosophen.“ — Der h. Justin giebt seiner Apologie folgenden Anfang: „An den Kaiser Titus Aelius Antoninus, den Frommen, den Erlauchten; an seinen Sohn, den Wahrheits-

---

*) So hatte auch der Kaiser Alexander Severus im Innern seines Palastes für Jesus Christus einen Lehrstuhl errichtet, und allenthalben ließ er jenen Grundsatz des Evangeliums, dessen Neuheit ihn staunen machte, an die Wände schreiben: Was du nicht willst, daß dir geschehe, das sollst du keinem Anderen thun. (Lamprid., Alex., 26, 28.)

getreuen, den Philosophen; an Lucius, den Philosophen, den Sohn des Lucius durch Geburt, des Antoninus durch Annahme an Kindesstatt, den fürstlichen Freund der Wissenschaften; an die ehrenwerthe Senatsversammlung und an das gesammte römische Volk, — im Namen derer, die bei allen Menschen ungerechter Weise verhaßt und verfolgt sind, — ich einer von ihnen, Justin, Sohn des Priscus, trage vor diese Rede und Bitte." Die Rede selbst ist dieses edeln Anfangs würdig. „Ihr könnet uns den Tod geben", sagt der h. Märtyrer, „aber ein Uebel könnet ihr uns nicht zufügen." Hier ist Stoicismus im Christenthume. Soll man sich noch wundern, daß etwas vom Christenthume übergegangen sei in den Stoicismus jener, an die solche Worte gerichtet wurden? Das Gegentheil würde unmöglich sein, und ganz gewiß rühren daher die Lichtblicke, welche in den Schriften Mark Aurel's und der Stoiker seiner Zeit durchschimmern. Es ist Christianismus, wie er aufkommt, und Stoicismus, wie er abstirbt. Die Umgestaltung, namentlich das belebende Element, das in ihr lag, ging vom Christenthume aus, gleichwie der Tag, der am Morgen die Flur vergoldet, von der Sonne ausgeht, die sich erhebt, und nicht mehr von den Sternen der Nacht, welche erblassen und verlöschen.

Abermals wird mir Villemain die Auctorität seines Talentes leihen. „In dem Charakter dieser Fürsten (Antonin und Mark Aurel)," sagt er, „bemerkt man einen auffallenden Fortschritt zur stoischen Tugend, der vielleicht durch einen Einfluß zu erklären ist, den sie selbst nicht erkannten. Mitten in der noch unvollständigen Verkündigung des christlichen Gesetzes waren die vornehmsten Tugenden dieser Religion in der Welt wirksam; jeden Tag durch Aufopferungen und Leiden erneuert, mischten sie sich wie ein heilsamer Sauerteig unter die Masse menschlicher Vorurtheile und grausamer Gewohnheiten, die das gemeinschaftliche Gut des großen Haufens ausmachten und selbst in dem Charakter der größten Männer noch immer nicht verschwunden waren. So warf die Moral des

Evangeliums mittelst der Tugenden und Leiden ihrer ersten Apostel in die heidnische Welt ihren Wiederschein. Diejenigen Elemente des christlichen Gesetzes, die den innersten Gefühlen des Menschen am meisten entsprachen, gewannen heimlich einen Einfluß, ehe einmal dessen Dogmen über die abgöttischen Meinungen triumphirt hatten, und die Welt sah sich unvermerkt zur Menschlichkeit bekehrt, ehe sie noch zur Religion bekehrt war. — Es ist unmöglich, diese Auslegung nicht trefflich zu finden, wenn man die auffallende Umbildung sieht, die der Stoicismus in den Schriften Epiktet's und Mark Aurel's erleidet; und ich wundere mich nicht, daß jene Veränderung auf den Gedanken bringen konnte, dieser Philosoph habe aus dem Glauben, ja selbst aus den religiösen Uebungen des Christenthums seine Tugenden geschöpft, weil dieselben den Vorschriften des Christenthums so auffallend gleichen. Ich kann diese Meinung aber nicht theilen. Epiktet war kein Christ; aber das Gepräge des Christenthums trat schon auf der Welt hervor. — Daher denn jener Grundsatz, so neu und dem alten Stoicismus so fremd, — jene Demuth des Herzens, von der Epiktet auf jeder Seite spricht und der er alle die Opfer zuerkennen will, welche die Stoa bisher in der maßloßen Achtung der eigenen Seelenkräfte und in der Schwärmerei des Hochmuthes gesucht hatte. Diesen bedeutenden Abstand Epiktet's von Zeno kann man nicht hoch genug anschlagen. Ein Unterschied derselben Art charakterisirt auch die neue Philosophie Mark Aurel's. Wenn man seine Gedanken durchläuft, so sollte man oft glauben, man lese einige Kapitel aus den Vertheidigungsschriften der ersten Christen. Am Ufer der Tiber, in dem Palaste von Marmor und Gold, den Nero gebauet und Mark Aurel gesäubert hatte, in jenem einsamen Zimmer, wo, abgeschieden von den Hofleuten und Prätorianern, der Gewalthaber von fünfzig Millionen Menschen über seine Pflichten Betrachtungen hielt, schrieb seine Hand auf die Täfelchen oft dieselben Lebensregeln, dieselben Wahrheiten der Moral, die auch ein unbekannter Christ unten

in den Minen und Kerkern seinen Brüdern vorsagte. Schon der Titel allein, den der h. Justin seiner Apologie vorgesetzt hat, bringt uns auf diesen Gedanken, u. s. w."*)

Herr Villemain zieht dann endlich den Schluß daraus, den auch wir oben schon hingestellt haben, daß die Menschen zu dem großen Werke, welches in ihnen vorging, unfähig waren. „Die römische Welt," sagt er, „gährte allenthalben und reifte für eine große Umwälzung. Aber die Menschen reichten dazu nicht aus. Sie deuteten an den alten Fabeln, anstatt dieselben zu glauben; sie weckten das Heidenthum wieder auf, um es zu verjüngen, aber zu dem Chaos von Meinungen fügten sie nur noch neue hinzu, ohne einen Glauben zu finden, der dem Geiste des Menschen neues Leben und den Völkern ein gemeinschaftliches Band hätte geben können. Dem Christenthume allein war eine solche Macht beschieden."**)

Diese Meinung, die man im achtzehnten Jahrhunderte bestreiten wollte, hat heute die wichtigsten Auctoritäten für sich. Unter Anderen hat Troplong sie recht geistreich und mit vieler Gelehrsamkeit erörtert. Aus den schönen Seiten, die er über diesen Gegenstand geschrieben hat, wollen wir nur Einiges im Auszuge geben. „Wer den Seneca mit Aufmerksamkeit gelesen hat," sagt er, „wird sich überzeugt haben, daß es in dessen Moral, in dessen Philosophie, ja in dessen Stil einen Wiederschein christlicher Ideen giebt, der wie das Morgenroth seinen Werken eine Färbung mittheilt. Jener Sammlung von Briefen, die er und Paulus sich einander sollten geschrieben haben, lege ich nicht mehr Wichtigkeit bei, als sie auch verdient. Ich halte diese Briefschaften für unächt. Aber beruhet nicht der Gedanke, ihn mit dem großen Apostel Briefe wechseln zu lassen, doch am Ende auf einem wirklichen Austausch der

*) De la philosophie stoique et du Christianisme, p. 110—111. 114—116.

**) Du polythéisme, p. 106.

Ideen, der sich durch die deutlichsten Annäherungen kundgiebt?"*) Nun bezeichnet Troplong mehrere von diesen Annäherungen und fährt dann fort: „Ich sage also, daß das Christenthum den Seneca in seine Atmosphäre genommen und die Tragweite der stoischen Ideen vergrößert, daß es durch diesen gewaltigen Schriftsteller sich heimlich in die Stoa eingeschlichen, sie ohne ihr Wissen, ja vielleicht gegen ihren Willen geläutert und so

---

*) Die Briefe, welche jene Sammlung ausmachen, finden sich in dem Seneca von Pankuke, t. VII. p. 555. Der Uebersetzer, Charles du Razoir, schickt ihnen folgende Betrachtungen voran: „Diese vierzehn Briefe stehen in allen alten Ausgaben des Seneca. Früher hielt man sie für authentisch; aber ein einziger Blick reicht hin, um zu erkennen, daß sie unterschoben sind, obwohl der h. Hieronymus und der h. Augustinus sie anführen, ohne irgend einen Zweifel über ihre Aechtheit auszudrücken. Ueberhaupt aber hat sich in der alten Kirche eine Ueberlieferung erhalten, nach welcher es wirklich zwischen dem Apostel Paulus und Seneca eine Bekanntschaft gegeben hat. Es scheint, daß man diese Ueberlieferung, welche von Voltaire und seiner Schule mit Verachtung und Ironie angegriffen wurde, keineswegs in das Reich der Fabeln verweisen darf. Mehrere Umstände kommen zusammen, um ihr diese Wahrscheinlichkeit zu geben. Wenigstens läßt sich nur auf diese Weise die ungemeine Aehnlichkeit erklären, die von den Philologen zwischen den letzteren Schriften Seneca's und manchen Versen der Apostelgeschichte und der Briefe des h. Paulus bemerkt worden ist. Bereits haben wir mehrere von diesen Parallelstellen in unseren Anmerkungen hervorgehoben; andere mögen hier ihre Stelle finden." — Nachdem nun du Razoir wahrhaft auffallende Beispiele in großer Zahl angeführt hat, fährt er fort: „Wenn man den Seneca liest, so begegnet man da zu seiner großen Verwunderung jeden Augenblick christlichen Anschauungen, die häufig bei ihm vorkommen." — „Wird man sagen," fragt Schöll (Hist. abr. de la littérat. rom. t. II. p. 448.), „es sei ganz natürlich, daß ein rechtlicher Mann in seinen Betrachtungen über die menschliche Natur und über die Beziehungen zwischen den Menschen und Gott auf dieselben moralischen Wahrheiten gekommen sei, die auch in den h. Schriften ausgesprochen sind? Aber warum findet man dann nichts Aehnliches in den Abhandlungen über die Moral von Aristoteles, in den Dialogen Plato's, in den Denkwürdigkeiten über Sokrates von Xenophon, und in den philosophischen Werken von Cicero? Die Erscheinung klärt sich auf, wenn man annimmt, daß Seneca die Christen gekannt und mit ihnen verkehrt habe." — Außerdem setzt Schöll noch sehr gut auseinander, wie es möglich war, daß Seneca einige christliche Ideen aufgriff, ohne gerade den Glauben an Jesus Christus anzunehmen.

ihren Geist und ihre Sprache geändert hatte. Mark Aurel, der die Christen verfolgte, war in seinen schönen Meditationen mehr Christ, als er selbst glaubte. Der Rechtsgelehrte Ulpian, der die Christen kreuzigen ließ, führte in mehreren seiner philosophischen Maximen ganz ihre Sprache, wiewohl er als Stoiker zu sprechen glaubte. Auch darf man nicht übersehen, wie die Ideen über eine der Hauptfragen der alten Welt, nämlich über die Sklaverei, seit Plato und Aristoteles schon weit zum Besseren vorgerückt waren. Plato sagte: „Wenn ein Bürger seinen Sklaven tödtet, so erklärt das Gesetz den Mörder für straflos, wofern er sich durch Sühnopfer reinigt. Wenn aber ein Sklave seinen Herrn tödtet, so läßt man alle Strafen über ihn ergehen, die man gerade für gut hält; es sei denn, daß man ihm das Leben nehme“ (De Leg. lib. IX.). Aristoteles geht in seiner Theorie über das Sklaventhum wo möglich noch weiter: „Es ist nur ein unbedeutender Unterschied zwischen den Diensten, die sich der Mensch von einem Sklaven oder aber von einem Thiere verrichten läßt. Die Natur selbst will es, da sie die Leiber der freien Menschen von denen der Sklaven verschieden macht. Diesen giebt sie Stärke, die zu ihrem Berufe paßt, und jenen eine gerade und aufrechte Stellung.“ Und nun schließt der berühmte Philosoph also: „Es ist daher augenscheinlich wahr, daß die Einen von Natur Freie, die Anderen von Natur Sklaven sind, und daß für die Letzteren die Sklaverei ebenso nützlich, wie gerecht ist.“ Das ist die Lehre, die Aristoteles ohne alle weiteren Einwendungen vorbringt; und diese Lehre hatte zur Zeit Cicero's noch nichts von ihrer Strenge verloren. (Man sehe de offic. II. 7. und III. 23.) Es ist bekannt, mit welcher kalten Gleichgültigkeit der römische Redner von dem Prätor Domitius spricht, der einen armen Sklaven unbarmherzig kreuzigen ließ, und zwar dafür, daß derselbe mit einem Jagdspieße eine wilde Sau von ungewöhnlicher Schwere getödtet hatte. (In Verrem V. 3.) Aber kommt man zu den römischen Rechtsgelehrten, die in der christlichen Zeitrechnung und nach Seneca

glänzten, so ist die Sprache der Rechtsphilosophie schon ganz anders. Von nun an wird das Sklaventhum unnatürlich genannt: „Die Natur hat zwischen den Menschen eine gewisse Verwandtschaft festgestellt.“ Diese Worte hat der Rechtsgelehrte Florentinus dem Seneca entlehnt, den wir mit den ersten Kirchenvätern nunmehr unseren Seneca (Seneca noster) nennen können. Ferner sagt Ulpian: „Was das Naturrecht angeht, so sind alle Menschen gleich;“ und an einer anderen Stelle: „Kraft des Naturrechtes werden alle Menschen frei geboren u. s. w.“

„Wahrhaftig, eine solche Uebereinstimmung der Philosophie mit dem Christenthume kann nicht zufällig sein. Um jene Grundsätze, die für die Philosophie so neu waren, einer einfachen Entwickelung derselben zuzuschreiben und sie als natürliches Ergebniß ihrer Reife anzusehen, müßte man alle Wahrscheinlichkeiten gewaltsam aus dem Wege räumen. Die Philosophie konnte nicht das Privilegium haben, von dem Einflusse des Christenthums länger verschont zu bleiben, als die Gesellschaft selbst, die dasselbe mit lechzendem Durste in sich aufnahm. Nein, nein! das hieße an den überwältigenden Harmonieen der Wahrheit verzweifeln. Freilich, der christliche Einfluß ist bis dahin noch nicht durchgreifend und sein Emporkommen noch verdeckt. Das Christenthum ist noch nicht die Sonne des Mittags, die von der Höhe des Himmels herab mit ihren Strahlen die Erde erwärmt, — es ist vielmehr die Morgenröthe, die sich über den Horizont erhebt zur Zeit der Dämmerung, wenn es noch nicht ganz Tag ist; immerhin aber ist sein Einfluß ein wirklicher und handgreiflicher, und durch alle Spalten schleicht es sich ein in das morsche Heidenthum. Schritt für Schritt rückt es in die Stelle des alten Geistes, wo dieser weicht, und ändert ihn um, wo er bleibt.“*)

An einer anderen Stelle spricht Troplong vollständig seine Meinung aus: „Das Christenthum war nicht blos ein Fort-

---

*) De l’Infl. du Christ. sur le droit rom., p. 76—89.

schritt in den früher schon dagewesenen Wahrheiten, die es etwa erweitert, vervollständigt, mit einem erhabeneren Charakter und einer mehr anziehenden Kraft bekleidet hätte; sondern es war auch (und das gilt buchstäblich, selbst bei den Allerungläubigsten) ein Herabkommen des Geistes von oben.“*)

*) De l'Infl. du Christ. p. 56. — Ein neuerer Schriftsteller, Salvador, ein Israelit, hat ein Buch gegen Christus und dessen Lehre geschrieben, welches Anklang gefunden hat, wie gewöhnlich jedes Buch, das Christum und seine Lehre angreift. Um sich's bei diesem Unternehmen möglichst leicht zu machen, hat er damit begonnen, in einem vorhergehenden Werke gegen Moses den Glauben seiner Väter zu leugnen; und gerade so, wie er dort behauptet hatte, daß der Mosaismus nur ein menschliches Werk sei, welches seinen Ursprung in den Lehren des Abendlandes genommen habe, behauptet er nun, daß das Christenthum nichts Anderes sei, als eine Verschmelzung aller orientalischen Dogmen, eine Fortleitung aller jener Arbeiten, die es bereits vollendet vorgefunden habe, und eine Weiterbildung aller Haupttendenzen jenes Zeitalters, wo es seinen Anfang nahm. — Ich will darauf nicht antworten; dessen bin ich überhoben. Es ist bereits ein tödtlicher Pfeil, d. h. ein gesundes und verständiges Wort, gegen sein System abgeschossen; und, was das Merkwürdigste ist, dieser Pfeil geht aus von der Hand eines seiner Glaubensgenossen, und wiederum ein Anderer seiner Glaubensgenossen ist der Herausgeber desselben geworden. Cahen hat im neunten Bande seiner Bibelübersetzung diesem Urtheile jenes zweiten Israeliten über das Werk Salvadors einen Platz angewiesen: „Ein jüngst erschienenes Werk über Christus und seine Lehre beginnt also: Das Menschengeschlecht war durch das Gesetz seiner Vermehrung zweien Nothwendigkeiten unterworfen, zweien Tendenzen, die man beim ersten Anblick für unvereinbar halten sollte, die aber dennoch dem eigenthümlichen Gesetze der möglichst weit vorgerückten Ausbildung des Christenthums analog sind. — Wie können zwei Tendenzen analog sein einem Gesetze, einem eigenthümlichen Gesetze der Ausbildung, und zwar der möglichst weit vorgerückten Ausbildung? Welch' eine Sprache! Und dennoch ist Salvador ein ausgezeichneter Schriftsteller, der seinem Gedanken eine kräftige Färbung giebt und es versteht, denselben mit Klarheit, Genauigkeit und Kürze wiederzugeben; aber bisweilen wird auch er beherrscht von der poetischen Prosa der Deutschen, dem historisch-metaphysischen Kauderwälsch der Schule Vico's, den Mißgeburten einer auf die Folter gespannten Phraseologie, wie man sie bei den Romanschreibern findet, diesen Geißeln der Literatur unserer Zeit. Uebrigens befolgt unser Glaubensgenosse in diesem seinem neuen

Ich habe geglaubt, bei diesem Gegenstande etwas länger verweilen zu müssen, um jenes Vorurtheil auszurotten, welches der Deismus sich gar zu lange Zeit zu Nutze gemacht hat, und wovon noch jetzt gewisse Geister befangen sind, nämlich daß die menschliche Philosophie bereits zu den christlichen Wahrheiten hin auf dem Wege gewesen wäre, und daß das

---

Erzeugniß dasselbe System, oder, um es genauer zu sagen, er hält sich an demselben Spiele, wie in seinem Werke über Moses. Der erste Satz, den er aufstellte, war folgender: Der Judaismus gehört seinem Ursprunge nach dem westlichen Europa an. Er hat es bewiesen in zwei dicken Bänden, 1828. Der zweite Satz lautet: Das Christenthum gehört seinem Ursprunge nach dem östlichen Asien an; und er hat es bewiesen in zwei dicken Bänden, 1838. Man sagt, daß ein Secretair Abd-el-Kader's nächstens den dritten Satz veröffentlichen wird: der Mahometismus gehört seinem Ursprunge nach Central-Amerika an; er beweiset es, sagt man, in zwei dicken Bänden. Ich zweifele nicht, daß der Muselmann seine Sache mit demselben Erfolge durchfechten wird, wie der Israelit, wenn er nur dieselbe Methode befolgt. Diese ist sehr leicht; sie besteht blos darin: die Ursprachen nicht lesen zu können; ferner den Werth der Documente, welche man citirt, oder die Zeit, aus der sie stammen, nicht prüfen zu wollen; alle Zeiten und alle Orte in denselben Sack zu werfen und drin zu mengen und zu rühren; den Talmud zu citiren, wenn er für Moses günstig spricht, und den Moses, wenn er für den Talmud spricht, und den Abbé Guénée, wenn er für beide günstig ist. Finden Sie beim befreundeten Gesetzgeber eine Vorschrift von empörender Barbarei, so brauchen Sie nur zu sagen, daß dieselbe ins politische Gebiet schlage; treffen sie beim verhaßten Gesetzgeber auf eine erhabene Sittenlehre, so sagen Sie einfach, das sei Heuchelei. Schaffen Sie alle die Stellen fort, die Ihnen schaden können, und übersehen Sie nicht das geringste Jota, das Ihnen etwa nützlich ist; jedenfalls aber müssen Sie Balsam auf die eigenen Wunden gießen, und Gift auf die des Anderen. Haben Sie dann bei solchen Mitteln noch das Talent, die Thatsachen geistvoll zu gruppiren, Licht und Schatten je nach dem Effect, den Sie machen wollen, geschickt zu vertheilen, so können Sie es dem Mahometismus, dem Buddhaïsmus, dem Fetischismus geradeso machen, wie es unser Christus-scheuer Glaubensgenosse mit dem Judaismus gemacht hat. Allemal wenn man die Beredtsamkeit des Schriftstellers, die Logik des Denkers, die Wissenschaft des Gelehrten bewundert hat, wird gleichwohl der gesunde Verstand mit seiner schweren Stimme kommen und uns in die Ohren schreien: Und dennoch ist's nicht wahr!"

Evangelium keine Offenbarung, sondern ein Fortschritt sei. Es ist dies ein Irrthum, der auch nicht einmal einen Schein für sich hat; er stützt sich einzig und allein auf die Aehnlichkeit mancher Gedanken Seneca's, Epiktet's und Mark Aurel's mit der Moral des Evangeliums, und er verschwindet gänzlich sobald eine ruhige Beobachtung der Thatsachen dazukommt und uns den Beweis liefert, daß das nichts Anderes war, als ein Wiederschein der ersten Lichtstrahlen, die das Christenthum über die Welt hinwarf.

Fassen wir nun Alles zusammen und überschauen wir zum Schlusse das Ganze mit einem Blicke, so werden wir leicht erkennen, daß das Christenthum nicht eine Entwickelung und ein Fortschritt des religiös-philosophischen Geistes gewesen, der damals herrschte, sondern daß es ein plötzliches Factum und ein Wurf aus der Hand Gottes war, der zu jenem religiös-philosophischen Geiste im geraden Gegensatze stand. Niemals war die Welt mehr rationalistisch und zugleich mehr abergläubisch, als damals, wo das Christenthum die Lehre des Glaubens über den Trümmern der Abgötterei auf ein Mal Platz greifen ließ. Glaube, Demuth, Mildthätigkeit, Liebe zu Gott, Keuschheit des Geistes, Buße waren zu jener Zeit auf Erden ebenso völlig unbekannte Dinge, wie unbekannte Namen, und sie wurden der Welt gleichsam wie mit einem Schlage vor die Stirn auferlegt. Das Christenthum hat die Welt in einem schaudererregenden Fortschritt der Auflösung überrascht, der sich von der Einführung des Rationalismus in das Recht der Tradition herdatirte, und es hat ihr die Wahrheit noch vollständiger, als sie ursprünglich war, wiedergegeben, und zwar aus derselben Hand, die schon zum ersten Mal sie ihr gegeben hatte. Gerade gegen die Philosophen und öffentlichen Lehrer donnerten Christus und die Apostel, und gerade von Philosophen und Lehrern wurden sie zum Tode abgeführt. „Wir predigen die Weisheit“, sagt Paulus; „aber nicht die Weisheit dieser Welt, noch der Fürsten dieser Welt, die zu nichte werden:

sondern wir lehren Gottes Weisheit, die geheimnißvolle, verborgene, welche Gott vor Beginn der Welt uns bestimmte, die aber keiner von den Fürsten dieser Welt erkannt hat; denn was vor der Welt thöricht ist, hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen."*) Nichts ist historisch genauer, als diese Versicherung, die uns der h. Paulus giebt. Außer den Aposteln, deren schwielenbedeckte Hände noch von dem Meerwasser, dem einzigen Elemente ihrer Industrie, träufelten, waren überhaupt die ersten Herolde des Christenthums, ich meine gerade jene, die seine Fortschritte am meisten beförderten, Menschen ohne Bildung, unwissend, holperig, plump, Wollkämmer, Schuhmacher, Walker, wie der Philosoph Celsus**) ihnen vorwarf; und erst dann, wenn die Armen und Geringen sämmtlich in das Reich der Wahrheit eingegangen waren, machten die Philosophen und Kaiser den Anfang, sich ebenfalls aufnehmen zu lassen. Das mußte so sein, selbst wenn man es menschlich betrachtet. Denn die Philosophen und Machthaber hatten sich im entgegengesetzten Sinne am weitesten verloren, und mußten, um zurückzukommen, den längsten Weg abmachen. Auch behielten sie lange Zeit hindurch ihre Augen vor dem Lichte verschlossen. Es waren nicht so sehr die heidnischen Priester, als vielmehr die Philosophen, die das Christenthum von sich wiesen und an dem betagten Glauben des Heidenthums, das jeder nach seinem Sinne deutete, am längsten festhielten. Ja, sie waren es, welche die Blutgerüste für die Christen aufrichteten und das Feuer der Scheiterhaufen anzündeten. Mark Aurel zeigte sich als einen der heftigsten Verfolger, und seine Lieferanten waren Philosophen, wie z. B. Crescens, der den h. Justin und viele Andere zum Märtyrerthum beförderte. Sie behandelten die Christen wie Verbrecher und wie Irre, und in ihrem eigenen Stumpfsinn begafften und verspotteten sie jene Tugen-

---

*) 1. Cor. 1—2.

**) Origenes, contr. Cels. III. 55.

den, welche in unseren Tagen das erste Leibgeding unserer Natur und die größten Beweise von der Göttlichkeit des Christenthums geworden sind. Sie nannten seine Lehre insania, amentia, dementia, stultitia, furiosa opinio, furoris insipientia.*) Lucian überantwortet in seinem satyrischen Dialoge Philopatris und in seiner Lebensbeschreibung Peregrins die Christen dem öffentlichen Gelächter, weil sie sich von ihrem Gesetzgeber hätten überreden lassen, sie seien Alle Brüder, und bei dieser Gelegenheit erzählt er mit einer Ironie, in welcher er die Christen zu beschimpfen glaubt, die Heldenthaten ihres Großmuthes, ihre weiten Reisen, ihre unbegrenzten Opfer, womit sie demjenigen aus ihnen, der in Unglück gefallen war, beistehen wollten. Auch Celsus stellt die Frage: „Was hat denn Jesus gethan, wofür er verdiente, als ein Gott angebetet zu werden? Hat er seinen Feinden gegenüber eine stolze und erhabene Verachtung an den Tag gelegt? (Welch' eine Mißkennung der göttlichen Wahrheit!) Hat man ihn über alles Widerwärtige, das ihm begegnete, lachen und sich belustigen sehen?"**) Der blutige Kampf, der drei Jahrhunderte ununterbrochen fortdauerte, wurde vorzugsweise durch den philosophischen Geist, dessen letztes Auftreten und letzte Kraftanstrengung sich damals in der Herrschaft und Person des Kaisers Julian vereinigten, so lange unterhalten. Er ist es eben, der laut bezeugt, daß das Christenthum keineswegs ein natürlicher Fortschritt des menschlichen Geistes war, sondern ein neu belebender Hauch, ausgegangen vom allerhöchsten Geiste der Wahrheit, um das Antlitz der Erde zu erneuern.***)

---

*) S. Cypr., lib. ad Demet. — Plin., Ep. ad Traj. — Tacit., Annal. — Tertull., Ap., cap. 1. — Minut. Fel. — Act. Proc., Mart. Scill.

**) Origenes, contr. Celsum, II. 33.

***) Selbst nach Julian und seit dem Ende des vierten Jahrhunderts waren wirklich nur noch die Neuplatoniker die einzigen wahren Priester, Lehrer und Propheten der alten Religion. „Stolz auf ihren Namen und ihre Lehre," sagt der h. Augustin, „würden sie erröthen, Christen zu werden. Ihr Hochmuth verschmähet diesen Namen, den sie ja mit dem großen

Ihrem eigenen Grundsatze getreu bleibend, verschaffte sich die christliche Wahrheit, sobald sie sich der Welt offenbart hatte, auch ein Mittel zur Fortpflanzung und steten Erhaltung auf Erden, — ein Mittel, welches außer und über dem Rationalismus stand, der durch seine Säure die ursprüngliche Wahrheit bereits aufgelöst und zerstört hatte. Dieses Mittel war die Tradition, bewacht von einer katholischen, d. i. allgemeinen Auctorität; es war ähnlich jenem Mittel, welches die ersten Menschen und die Weisen des Alterthums befolgt und festgehalten hatten, welches nun aber wirksamer und gebieterischer auftreten mußte, weil es das Werk der Wahrheit selber war, und weil es das endliche Heil des Menschengeschlechtes zum Gegenstande hatte.

Hier zeigen sich schon Beziehungen zwischen den beiden Ueberlieferungen und den beiden Offenbarungen, die sich gegenseitig erklären und bekräftigen und, indem sie sich in der Person Jesu Christi verbinden, uns das Christenthum als ein Factum erscheinen lassen, welches dem Urzustande des Menschengeschlechtes zur Seite steht, ja selbst bis zum Ursprunge der Welt hinaufreicht.

Haufen theilen müßten; sie stoßen ihn von sich, wie eine Entehrung. Die übermüthigen Mantelträger! je kleiner ihr Häuflein ist, desto höher erhebt sich ihr Stolz." (De Civit. Dei, XIII. 16.)

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Darlegung des Stoffes.

In dem Maße, wie wir auf dem Pfade der Wahrheit höher hinaufsteigen, erweitert sich auch unser Horizont, und die Resultate, die sich uns darbieten, sind vollständiger und bestimmter. Was uns früher nur beschränkt und stückweise erschien, tritt in seiner ganzen Ausdehnung und in seinem Zusammenhange vor uns hin als ein Ganzes, das sich mehr und mehr ausfüllt und in sich geschlossen ist.

Ganz gewiß giebt es auf dem Gebiete der Religion, wie auch auf dem Gebiete der Moral und auf dem der Natur, ein System in der Anordnung und in der Uebereinstimmung der Theile. Wie nun aber jedes dieser Gebiete nach der Einheit eines für sich bestehenden Ganzen strebt, so streben alle die relativen Einheiten nach einer absoluten, höchsten Einheit, welche Gott ist. Unser unwillkührlicher Hang zu dieser Einheit, für welche wir geschaffen sind, ist die Ursache der leidenschaftlichen Systemmacherei bei allen Menschen. Es liegt darin viele Gefahr; denn weil man nicht alle Gründe kennt, und weil man zu deren Erforschung einen zu ungeduldigen und zu sehr befangenen Geist mitbringt, macht man sich künstliche und gebrechliche Lehren, welche sich für Wahrheit ausgeben und deren Entdeckung nur noch verzögern. Die Gefahr ist aber um so größer, wenn man sich auf das Gebiet der

Religion wirft, namentlich, wenn man keinen anderen Führer nimmt, als die Vernunft; weil dieselbe gerade auf diesem Gebiete blinder ist, als auf jedem anderen. Unterwirft man dagegen seinen Geist der Anschauungsweise des Glaubens, alsdann ist das System nicht blos möglich, sondern sogar sicher und nothwendig. Denn weil die Einheit in unseren Beziehungen zu Gott das Ziel der geoffenbarten Wahrheit ist, so muß diese, wenn sie existirt, unserem Geiste die Elemente, die jene Einheit ausmachen, liefern und uns die Beweise selbst für solche Dinge, die wir nicht sehen, fertig vorlegen. Substantia rerum sperandarum, argumentum non apparentium.

Seien Sie also nicht mißtrauisch wegen der eigenthümlichen Stellung, worin uns die Gegenstände erscheinen, wenn wir dieselben von dem Gesichtspunkte des Glaubens aus betrachten; sie kann nicht anders sein. Was bei jedem anderen Stoffe leicht Erkünstelung und Täuschung sein würde, ist hier nur das Ergebniß der Natur jener Wahrheit selbst, die wir prüfen. Sie bringt ihr System entweder von selber mit, oder sie ist gar nicht vorhanden. Auch haben diejenigen, die einmal von ihrer Existenz überzeugt sind, ein unbeschränktes Zutrauen zu ihr. Kein Einwurf, keine Schwierigkeit, keine neue Anschauung, kein neuer Blick in die Sache beunruhigt sie; nur vor Unwissenheit und falschem Mißtrauen haben sie Furcht. Allen Hindernissen gehen sie kühn entgegen in der festen Ueberzeugung, daß das nur Gespenster sind, und mit demselben Eifer fordern sie Aufklärung und Untersuchung, wie die menschlichen Systeme sich bemühen, jeder Beleuchtung und Prüfung auszuweichen.

Dieses Zutrauen und mit ihm zugleich auch die Wahrheit, auf die es sich stützt, wird Ihnen bald gerechtfertigt erscheinen. Wir brauchen nur das Schauspiel zu betrachten, welches heutzutage alle menschlichen Wissenschaften auf dem höchsten Punkte ihrer Entwickelung uns darbieten.

Seit fünfzig Jahren sind alle Wissenschaften auf dem

Wege, an demselben Ziele zusammenzukommen; je weiter sie fortschreiten und je höher sie steigen, desto mehr begegnen sie sich einander zu ihrem größten Erstaunen. Ausgegangen von durchaus getrennten Punkten, hatten sie sich einer solchen Eintracht nicht versehen. Aber gerade weil sie das nicht erwartet hatten, sind sie dahin gelangt. Denn hätten sie es gleich Anfangs vorausgesehen, so würde das Selbstvertrauen, die Vorliebe, die Laune oder das Vorurtheil ihren Gang verwirrt haben, und sie würden abgeirrt sein in verschiedene Systeme, die sich endlich einander bekämpft hätten. Weil aber jede von ihnen sich auf die unmittelbare Beobachtung der in ihrem Gesichtskreise liegenden Wahrheiten beschränkte, ohne sich weiter um die Folgerungen zu kümmern, so haben sie alle eben diesen Folgerungen ihre natürliche Richtung gelassen und sind, von ihnen geleitet, endlich zur vortrefflichsten Bürgschaft der Wahrheit gelangt, nämlich zur Einheit.

Der christlichen Wahrheit gebührt es, diese Einheit öffentlich zu verkündigen. Denn ihr war es beschieden, zu sehen, wie alle Wissenschaften, obgleich dieselben Anfangs sehr feindlich, später höchst gleichgültig gegen sie gestimmt waren, in der neueren Zeit, ohne daß sie selbst daran dachten, ja gegen ihre eigenen Absichten, zu ihr hinstreben und in ihr, wie in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, zusammentreffen. Hatten die unerwarteten Resultate schon aus sich selbst den Beweis der religiösen Wahrheit, gleichsam als wären sie zum voraus auf dieses Ziel gerichtet gewesen, mit aller Sicherheit geliefert, so erwies sich die religiöse Wahrheit ihrerseits als die Bürgschaft und das Gegenbild sogar für die Wahrheit in allen übrigen Wissenschaften.

„Wenn ich betrachte, wie viele verschiedene Menschen beinahe ohne ihr Wissen gearbeitet haben, ein solches Resultat zu gewinnen," sagt ein gelehrter Kritiker; „wenn ich sie so, gerade wie die Ameisen, ihre einzelnen winzigen Lasten tragen, oder irgend kleine Hemmungen entfernen und kreuz und quer unter und durcheinander laufen sehe, als trieben sie sich in

einem Wirrwarr umher und hinderten einander ganz und gar in ihren Absichten; und wenn ich doch entdecke, daß aus allem dem ein Plan von außerordentlicher Regelmäßigkeit, Ordnung und Schönheit hervorgehe: so glaube ich darin Zeichen eines höheren Instinkts, einer leitenden Einwirkung auf die planlosen Rathschläge der Menschen zu lesen, um diese zu großen und nützlichen Zwecken hinzuführen. Da kann ich mich denn unmöglich überreden, es gebe kein überwachendes Auge bei dieser Lenkung so unähnlicher Dinge zu einem großen Ziele, wenn ich sehe, daß dieses große Ziel die Bestätigung des Wortes Gottes ist.“*)

Das ist das große Gemälde, dessen Hauptzüge zu entwerfen wir später Gelegenheit finden. Uebrigens ist dieser Gegenstand, der nach unserem Plane hier nur beiläufig kann zur Sprache kommen, in mehreren berühmten Werken, französischen und englischen, eigens behandelt worden. Mögen Sie in Ihren Mußestunden dieselben befragen, wenn einmal der Geschmack an der religiösen Wahrheit sich bei Ihnen wird ausgebildet haben. Ich beabsichtige hier nur, Ihnen die ersten Mittheilungen darüber zu machen und blos das hervorzuheben, was zum Zwecke unserer Studien nothwendig ist. — Nehmen wir daher den Faden wieder auf!

Jener Zustand der moralischen Zerrüttung, in den die Menschheit gefallen war, und den wir am Ende des ersten Buches beschrieben haben, war nicht das unmittelbare Ergebniß der ursprünglichen Verfassung des Menschengeschlechtes. — Hätte sich der Mensch in der ursprünglichen Beschaffenheit, die Gott ihm bei der Schöpfung gegeben hatte, gehalten, so würde er in seinem ganzen Wesen die Ordnung und die Vollkommenheit gezeigt haben, die auch in den übrigen aus der Hand des Schöpfers hervorgegangenen Werken herrschend sind. — Die eigene Natur forderte ihn sogar auf, seine Größe und Ueberlegenheit weiter auszubilden. Das Streben nach Ent-

---

*) Wiseman, Rapport entre la science et la religion. t. I. p. 50.

wickelung, obgleich geschwächt, findet sich dennoch in den Trümmern seines Baues wieder. — Aber diese Größe und Ueberlegenheit hingen von einer Eigenschaft ab, die das unterscheidende Merkmal seiner Gattung war, und die nothwendiger Weise die Möglichkeit eines Verfalles und einer Herabwürdigung zuließ. Jene Eigenschaft ist die Freiheit.

Freiheit! o sie ist das erhabenste Geschenk, das Gott, der Liebevolle und Mildreiche, einem Geschöpfe machen konnte! Denn dadurch schuf Er es, unbeschadet der höchsten und unendlichen Vollkommenheit, nach seinem Ebenbilde. Die Vollkommenheit selbst konnte Er ihm nicht übertragen; dennoch aber setzte Er es in den Stand, sich derselben immer mehr zu nähern, und ließ es so eintreten in eine unendlich fortschreitende Gemeinschaft mit seiner Wahrheit, Heiligkeit und Seligkeit. — Das Band dieser unaussprechlichen Vereinigung war bedingt von Seiten des Menschen durch die Treue, womit er seine Freiheit innerhalb jener Schranke hielt, welche Gott ihm gerade zu dem Zwecke vorgeschrieben, daß er Gelegenheit hätte, sie nach eigener Macht auszuüben und der Stifter seines Verdienstes und seines Schicksals zu werden. — Diese Schranke bestand in dem Verbote, das an ihn erging, mitten im Ueberfluß aller Güter von einer geheimnißvollen Frucht zu kosten, deren physische und moralische Eigenthümlichkeiten genau den Eigenschaften der menschlichen Natur, die durch jenes Gebot sollte auf die Probe gestellt werden, entsprachen.

Eine höhere Intelligenz, die selbst schon vorher in das Böse gefallen war, und die mit all' ihrer Macht sich auf dessen Fortpflanzung und Verbreitung verlegte, wußte sich nach Art oder in Gestalt einer Schlange einzuschleichen und die Gefährtin, so zu sagen die schwächere Hälfte des Menschen, für sich zu gewinnen. Auf verführerische Weise brachte sie dieselbe dahin, das Verbot, welches gleichsam die Schutzmauer der Glückseligkeit war, zu übertreten und so die traurige Erfahrung des Uebels zu machen.

Da nun der Mensch schon halb in der Gefährtin gefallen

war, vermochte er es nicht, der Verführung, womit diese ihn noch anging, zu widerstehen; auch er verletzte seinerseits den göttlichen Befehl, und indem er seine Freiheit mißbrauchte, schöpfte er Böses aus Gutem. — Dadurch versetzte er sich selbst und seinem Geschlechte, das noch ganz in ihm war, einen fürchterlichen Schlag, dessen Wirkungen sich auf die ganze Nachkommenschaft erstreckten und dieselbe immer mehr in die geistige und leibliche Zerrüttung, d. i. in Sündhaftigkeit und Unglück, stürzten. — Das unmittelbare Ergebniß jenes Mißbrauches der Freiheit war die Schmälerung dieser Freiheit selbst. Vor seiner Empörung war der Mensch frei, denn er konnte nach seiner Wahl sich zum Bösen wenden, oder auch im Guten freiwillig verharren. Nach seinem Falle aber konnte er sich nicht mehr aus eigener Kraft wieder zum Guten wenden und verharrte unfreiwillig im Bösen. Er war ein Leibeigener der Sünde.

So erhielt er denn eine zweite Natur, eine sündhafte und unheilvolle Rabenmutter, eine wilde Natur, in der wir Alle geboren werden und die wir sogar als unsere ursprüngliche und unmittelbare betrachten, weil einestheils der Unfall, durch welchen wir in jenen Zustand hineingeriethen, sich in weiter Ferne verliert und selbst mit dem Anfange der Dinge zusammenfällt, und weil anderentheils eine seiner Hauptfolgen gerade darin bestand, daß wir die Kenntniß unserer selbst verloren und uns vor unseren eigenen Augen dunkel wurden. — Die gefallene Menschheit ist aber nicht so sehr geblendet, daß sie nicht einige Erinnerungen an ihren Verlust noch stets bewahrte und in ihrem Verfalle noch Bruchstücke wiederfände, an denen ihre ursprüngliche Größe wiederzuerkennen ist. An jenen Erinnerungen und Bruchstücken hat sich das Gepräge einer hülfreichen Hand gefunden, die uns dieselben aufbewahrt, indem sie den Fall des Menschen linderte und von vornherein sich ihm darbot, ihn wieder aufzurichten und noch einmal zum Gipfel seiner Größe zu verhelfen. — Diese Hand ist die Hand Gottes selbst, verborgen, so zu sagen, unter der Strafe,

gleichsam wie die Hand eines Vaters, welcher der Gerechtigkeit und zugleich der Güte Genüge leistet.

Hier gebe ich Ihnen schon einen Blick in die Oekonomie Gottes, über die ich später ausführlich werde zu sprechen haben.

Die Ordnung wollte es so, daß die göttliche Gerechtigkeit auf dem schuldbaren Menschen laste, bis dieser eine vollständige Genugthuung geleistet habe. Der Mensch war jedoch nicht im Stande, aus eigenem Vermögen die Ordnung wiederherzustellen und sich mit der Gerechtigkeit Gottes auszugleichen; er war dem Untergange und der Vernichtung anheimgefallen. Aber Gottes Barmherzigkeit, die seiner Gerechtigkeit zur Seite stehen, ja selbst in der Gerechtigkeit Platz nehmen wollte, erfand das erstaunlichste Wunder der Liebe.

In der Nachkommenschaft des Menschen war verborgen, versenkt, — sollte jedoch nicht eher, als in der Fülle der Zeiten hervorgehen, — eine göttliche Person, die Kraft Gottes selber, sein Sohn. Er war **mit Gott** seinem Wesen nach, **mit uns** durch Annahme der Menschheit; als wahrer Mensch war Er fähig, zu leiden und die Sünde des Menschen auf sich zu nehmen; als wahrer Gott war Er im Stande, genugzuthun und die ganze Gerechtigkeit Gottes bis zur Erschöpfung über sich ergehen zu lassen. Alles, was die Gerechtigkeit Gottes an Strafe hatte, bestimmte Er für sein eigenes Haupt, um uns nichts davon zu lassen, als die Heilung; Er ertheilte uns seine Hülfe und zugleich seine Belehrung, gab uns das Heilmittel und zugleich die Kenntniß, sich desselben zu bedienen; Er beherrschte — und gab uns die Kraft, mit Ihm ebenfalls zu beherrschen — jenen bösen Geist, welcher der Anstifter unseres Falles gewesen war; und von der Mühe dieses Kampfes mit jenem Feinde von Anbeginn wies Er uns nur soviel zu, als uns eben nöthig war, um das Verdienst und den Triumph des Sieges mit Ihm zu theilen.

Dieser Erretter, der dem Menschengeschlechte schon im

Anfange verheißen ward, ist stets mit Sehnsucht erwartet worden, und alle verschiedenen Religionen und Glaubenssysteme waren voll von Zeichen und Vorbildern seiner Ankunft: es ist unser Heiland, **Jesus Christus.**

Die Zeit der Erlösung, die seine Liebe unserem Elende versprochen hatte, war gekommen, als dieses Elend bis auf den höchsten Gipfel gestiegen war. Er ist erschienen, hat die Erwartung des Menschengeschlechtes erfüllt, die Welt umgeschaffen und uns den Himmel geöffnet.

Das ist die Geschichte unseres Geschlechtes, gleichsam das Drama unserer Geschicke. Drei große Acte umfaßt das Ganze: einen unermeßlichen Fall verbunden mit einer weiten Verirrung, eine unendliche Genugthuung verbunden mit einem großen Kampfe und eine vollständige Wiedereinsetzung verbunden mit unsterblichem Triumphe. Wer wird diese drei Werke begreifen, wer ihre ganze Tiefe ergründen, wer ihren Knoten entwirren? Dem Glauben ist dieser Lohn beschieden; ihm allein ist es vergönnt, zur Einsicht dieses göttlichen Schauspieles zu gelangen und den dichten Schleier, der dasselbe den Augen einer stolzen Vernunft verdeckt hält, immer lichter und lichter sich heben zu sehen.

Wir, die wir nach dieser Aufklärung streben, bemerken schon deutlich die Wechselbeziehung zwischen der ersten und zweiten Offenbarung. Denn jene Ohnmacht des Menschen, die religiöse Wahrheit festzuhalten, jene immer zunehmende Verirrung des menschlichen Geistes und Herzens auf alle Abwege des üppig wuchernden Polytheismus, wie wir sie früher bezeichnet haben, waren die Fortsetzung jenes Falles, der im ersten Menschen begonnen hatte. Dagegen war das plötzliche Auftreten von Wahrheit und Heiligkeit auf Erden zur Zeit der Erscheinung Jesu Christi nichts Anderes, als die Rückkehr des Lebens und der Gesundheit in das zerrüttete Geschlecht und das wirkliche Eintreffen jener Hülfe, die schon seit dem Beginne des Uebels verheißen war, und deren Erwartung dasselbe schon auf seinem Wege begleitet und gemildert hatte.

So ist denn das Christenthum die erste Natur, oder die Gnade, welche in die Ausschweifungen der zweiten Natur ihre Rückkehr hielt; es ist die Wiederanknüpfung, die wahre Re-ligion der alten Beziehungen des Menschen zu Gott. Schon allein das Wort Religion, welches allgemein üblich ist, drückt aus, daß die gesammte Menschheit in dieser Hinsicht eine feste Ueberzeugung hat. Es bezeichnet wirklich ein ursprüngliches Band, welches zerrissen und wieder angeknüpft worden, Religatio. Daraus folgt, daß der reine Theismus ein Widerspruch ist mit unserer verderbten Natur und niemals hat existiren können, als nur im Zustande der Unschuld. Die wahre Re-li-gion muß sich nothwendiger Weise, wie schon das Wort es anzeigt, auf die doppelte Wahrheit von einem Verfall und von einer Wiederherstellung stützen; sie muß einen Bruch und dann eine Vermittelung darstellen zwischen dem Menschen und Gott, und folglich auch einen Vermittler zeigen, der in seiner Person Religion machen, d. h. Vereinigung herstellen muß zwischen der Menschheit in all' ihrem Elende und der Gottheit in ihrer ganzen Größe.

Beunruhigen Sie sich indeß nicht darüber, daß etwas Geheimnißvolles bei dieser Lehre übrig bleibt. Denn weil sie Gott umfaßt, ist es nicht zu verwundern, daß wir sie nicht ganz begreifen können; es ist sogar nöthig, daß sie unserem Verstande entgeht, zumal unserem sündhaften Verstande. Sie würde nicht zu glauben sein, wenn sie ganz begreifbar wäre. Uebrigens könnte ich sie doch so klar an's Licht stellen, daß Ihre Erkenntniß bis zum Entzücken würde fortgerissen werden (ich behalte mir vor, dies im zweiten Theile zu thun); aber weil immer noch einiges Dunkel zurückbliebe, welches Ihrer Ungläubigkeit zum Zufluchtsorte dienen könnte, so enthalte ich mich dessen für jetzt. Ich will sie nämlich hier nicht auf dem Wege theologischer Auslegung faßlich machen, sondern ich zeige sie von einer anderen Seite und mache sie für Jeden, auch für den, der in den göttlichen Wahrheiten am wenigsten bewandert ist, handgreiflich; ich zeige sie von der Seite des Factums.

Ehe die Religion eine Lehre ist, ist sie eine Thatsache. Ich weise nun nach, daß das Gebäude der Religion, wie ich es so eben auseinandergesetzt habe, in Wahrheit ein Factum ist.

„Aber wie kann das sein?" erwidert man; „Was? — jene Frucht? — jene Schlange? jener Sündenfall? jene Vererbung?" u. s. w. — Ich überlasse es jedem starken Geiste, in dieser Beziehung sich freien Lauf zu lassen. „Das alles ist eine Narrheit!" wird er sagen. Mag sein! ich gebe ihm Alles zu, was er für den Augenblick haben will. Aber nach allem dem führe ich ihn mit Gewalt wieder hin zum Factum, welches weder er noch ich wegzuräumen vermag, welches da ist, immer da ist, und welches für seine Möglichkeit haftet vermöge seiner wirklichen Existenz, und für die Wirklichkeit seiner Existenz vermöge der — ja, wenn man will, so sage ich, der Narrheit seiner erlauchten Kennzeichen, trotz deren es sich allgemeine Anerkennung und fortwährende Geltung hat verschaffen können. Es ist gleichsam eine Feile, die den Zahn der Ungläubigkeit herausfordert; lassen wir nur unbesorgt beide gegeneinander! und wir werden sehen, wie sie ihn zerbeißt mit aller Ruhe und Zuversicht. Von dieser Seite ist die Religion wahrhaft unverwundbar und stützt sich auf eine der festesten Grundlagen für die Philosophie der Wissenschaften. Wenn nämlich eine Erscheinung durch die That hinreichend bezeugt ist, so darf ihre Unerklärlichkeit nichts mehr verschlagen.*) Alles Wissen ist voll von unerklärten und unerklärbaren Thatsachen; nichtsdestoweniger wäre es eine Thorheit, dieselben zu verwerfen. Wohlan! so ich will denn ebenso, und zwar mit weit mehr Recht, auf dem Gebiete der Religion verfahren, und ich sage: Der Plan der Religion ist thatsächlich so festgestellt, daß man sich würde den Kopf

---

*) „Ich glaube, daß man mehr nach den Erfolgen, als nach den Gründen zu fragen hat," sagt Cicero sehr verständig, „und wenn ich erkenne, was geschieht, so bin ich damit schon zufrieden, wenn ich auch nicht weiß, wie es geschieht."

einrennen, wollte man ihn umstoßen; daß ferner durch die Leugnung desselben mehr Unbegreiflichkeiten entstehen würden, als durch seine Zulassung; ja daß er, mit einem Worte, mehr Geheimnisse erklärt, als er selber enthält.

Dieses vorausgeschickt, theile ich meine Beweise gemäß der Ausdehnung und Wichtigkeit des Stoffes folgendermaßen ein:

Auctorität des Moses als Geschichtschreiber;
Naturzustand des Menschen;
Allgemeine Ueberlieferungen;
Auftreten Jesu und sein Reich;
Uebereinstimmung und Zusammenhang dieser Punkte mit einander.

Zweites Kapitel.

Moses.

Die erste Beweisführung ist schon allein zu umfangreich, als daß man sie mit einem Blicke übersehen könnte; wir müssen sie unter drei Gesichtspunkte bringen.

§. 1.

Moses' Alter, — Charakter seiner Person und seiner Schriften, — das jüdische Volk.

Es gab eine Zeit, wo die sichtbare Welt noch nicht da war, und wo alle Wesen, die wir kennen, sich blos im Reiche der Möglichkeit befanden. Als aber der Schauplatz der Schöpfung einmal geordnet war, ist das Menschengeschlecht, welches ihn heute erfüllt, das Letzte gewesen, was eingeführt worden, und zwar zu einer Zeit, die nicht sehr weit zurückgeht. Es beschränkte sich Anfangs auf eine Völkerschaft, eine Zunft, eine Familie, ein einziges Paar, einen einzigen Menschen, von welchem wir Alle ausgegangen sind, und in welchem folglich unsere Geschicke sich gestalteten. Diese und manche andere Thatsachen sind aus dem Gebiete des religiösen Glaubens hervorgetreten, um sich auch einmal in das Gebiet der neueren Wissenschaften, bei denen sie nun überall ihren Beweis und ihre schriftliche Verbreitung finden, Eingang zu verschaffen. Man kann sich heutigen Tags noch über viele Punkte als einen Ungläubigen ausgeben, aber nicht über jene; denn die Vernunft hat sie sich vom Glauben erobert. Der Glaube hat seinen Schleier vor der Fackel der Wissenschaften zurückgeschlagen, oder vielmehr er hat von diesen die Huldigung ihrer Beistimmung erhalten; er selbst hat über-

haupt nichts Anderes dazu gethan, als daß er die anvertraute Wahrheit, die er seit dem Ursprunge der Welt zu bewachen hatte, auch ihnen einmal übergab.

Welch' ein kostbarer Schatz für den menschlichen Geist wäre die Geschichte der Weltschöpfung, des Ursprunges der Menschheit! Welch' ein fruchtbares Studium würde es sein, nachzuforschen über die ersten Elemente unserer Natur, über die Urbestandtheile unseres Geschlechtes und über die Zufälligkeiten, welche auf unsere moralische Anlage Einfluß haben konnten, und durch welche sich das große Räthsel unserer Natur und das Endziel unserer Geschicke würde erklären lassen! Wahrhaftig, wenn der Grund unserer Existenz und der Plan, den Gott mit uns vorgehabt, sich irgendwo offenbart vorfinden muß, so ist es in der Thatsache unserer Schöpfung, und in jenen Thatsachen, die unmittelbar auf dieselbe folgten. Alles Uebrige ist nur die Folge davon gewesen, und um aus dem Labyrinthe herauszukommen, müßte man durch denselben Eingang zurückgehen, der uns auch hineingeführt hatte.

Wo ist aber eine solche Geschichte zu finden? Wer kann sie geschrieben, wer sie aufbewahrt haben? In dem ungeheuren Magazin der Geschichtschreiber, die uns die ganze Vergangenheit wieder lebendig vorführen, können wir leicht den Lauf der Jahre und der einzelnen Jahrhunderte rückwärts verfolgen, aber höchstens nur durch einen Zeitraum von zweitausend fünfhundert Jahren. Wir sehen den Bildungsgrad der neueren Staaten und alle Umgestaltungen, die sie zu erleiden hatten; das weite römische Reich sehen wir sinken und stückweise zerfallen; vordem sahen wir es altern; wir sahen es kämpfen und sich der Welt bemächtigen, sahen es entstehen und haben mit dem Auge Bossuets die Keime seiner Größe und seines Verfalles entdecken können. Zur selben Zeit, oder etwas früher, sind es Griechenland und seine Wunder, die in der Geschichte glänzen und über der Bühne der Welt sich hinbewegen; Aegypten ist's und seine in Wolken gehüllte Größe,

die schon anfängt, sich im Dunkel zu verlieren; die Perser endlich, die Meder, die Babylonier, die gleichsam die letzten Abstufungen dieses Gemäldes ausmachen. Und von allen Geschichtschreibern, welche uns die verschiedenen Partien gezeichnet haben, sind die ältesten Herodot und der große Homer. Nach ihnen geht uns das Licht aus.

Bis dahin haben wir jedoch nur die Geschichte einzelner Menschen und Völker, aber nicht die des Menschengeschlechtes. Wir halten die Aeste, aber nicht den Stamm. Woher kommt es, daß wir nicht weitergehen und bis zu jener ursprünglichen Genossenschaft reichen können, von der alle übrigen ausgegangen? Das hat ohne Zweifel darin seinen Grund, daß wir derselben bereits nahe sind. Das Dunkel, welches sie einhüllt, bezeugt, daß sie nicht mehr sehr weit entfernt ist. Wäre die Welt wirklich bedeutend älter, so würde das Gesetz des Fortschrittes sie dahin gebracht haben, daß sie selbst sich durch die Früchte ihrer Civilisation weit früher bekannt gemacht hätte: und wie Homer und alle Geschichtschreiber, die nach ihm kamen, dem natürlichen Bedürfnisse unseres Geschlechtes, nämlich der Nachwelt Denkmäler seines Verlaufes zu hinterlassen, nachgekommen sind, ebenso würden auch die voraufgegangenen Geschlechter uns von ihrem Dasein Kunde gegeben haben, wenn nicht die geringe Entwickelung jenes Daseins ihnen das Bedürfniß und die Mittel vorenthalten hätte. Freilich setzen schon die Sitten, die uns Homer zeichnet, und vor Allem Homer selbst, einen großen Fortschritt voraus*); aber wenn wir auch alle Zeit, welche zu diesem Fortschritte nöthig war, bewilligen, so bleibt es doch immer wahr, daß, da wir vom Homer die erste historische Frucht haben, der Stamm des Baumes, der sie getragen hat, nicht sehr fern sein kann. Bis dahin hatte die Welt ohne Zweifel nur von mündlichen oder bild-

*) Man muß aber immerhin beim Homer Manches seinem persönlichen Genie zuschreiben.

lichen Ueberlieferungen gelebt, und bei der Einfachheit der ursprünglichen Genossenschaft war das Bedürfniß nicht fühlbar geworden, das Andenken an die alten Thaten auf noch andere Weise zu bewahren. Das Gedächtniß des Menschen vermochte sie noch zu tragen, und wegen ihrer Nähe und vielleicht auch wegen ihrer Größe konnte man bis zu ihnen reichen.*) Diese Meinung wird bekräftigt durch eine allgemeine Thatsache, ich will sagen durch die Traditionen, welche noch heutiges Tags im Hintergrunde der Geschichten aller Völker sich vorfinden. Sie stimmen sämmtlich überein, und treten aus ihrem bunten Gewande hervor, um eine einzige, gleichlautende Tradition über gewisse uranfängliche Facta, die auf ein und denselben Ursprung hindeuten, zusammenzustellen.

Aber jene allgemeinen uralten Ueberlieferungen, jene fossilen Erinnerungen aus grauer Vorzeit haben ihren Cuvier noch nicht gefunden. In sich selbst haben sie kein organisches Gesetz, das scharf und bestimmt genug wäre, um zu einer genauen Zusammenstellung der Geschichte jener Urzeit dienen zu können. Kostbar würde diese sein, schon allein um die Wahrheit einer solchen Geschichte, falls sie wirklich vorhanden wäre, zu bestätigen und ihr zur Seite zu gehen.

Doch, es ist Zeit! ich muß es jetzt sagen: Diese Geschichte

---

*) In der Anwendung dieses Beweises und in der Folgerung, die ich daraus gezogen habe, stimme ich mit einem Manne überein, unter dessen Feder, — sei es wegen seiner Lehre, sei es wegen der Zeit, in welcher er schrieb, — dieser Beweis eine große Kraft bekommt. Es ist der Atheist Lucrez. „Wenn Himmel und Erde von Ewigkeit her sind," sagt er, „warum hat sich denn kein Dichter gefunden, um die Begebenheiten zu singen, welche dem Thebanischen Kriege oder dem Sturze Troja's vorhergegangen sind? Warum sollten so viele heroische Thaten in Vergessenheit begraben und von den ewigen Jahrbüchern des Ruhmes für immer ausgeschlossen sein? Ich zweifle nicht daran: unsere Welt ist neu; ja sie ist noch in ihrer Kindheit, und ihr Ursprung datirt sich nicht aus weiter Ferne. Daher werden denn auch manche Künste erst heute vervollkommnet, und andere wieder erst heute erfunden, u. s. w." De rer. nat. V. 386.

existirt und die Familientitel unseres Geschlechts liegen vor. Hinaus über die ältesten Geschichten, hinaus über Herodot und Homer, hinaus über die Jahrbücher der Aegyptier, Phönizier und Babylonier, hinaus endlich über die Zeiten der Fabeln, ja mitten in Nacht und Schweigen, worein sich die ersten Generationen gehüllt, erhebt sich — wie ein großer Leuchtthurm über der Zeiten Dunkel — einzig dastehend mit majestätischem Alter, **Moses**, der Geschichtschreiber nicht eines Volkes, sondern der Stammväter aller Völker, Er — der Biograph des Menschen, der Annalist der Natur, der Chronist der großen Thaten Gottes.

Ich bin glücklich, daß mein Gegenstand diesen großen Zeugen anruft, und daß die Wahrheit, die ich vertheidige, sich anlehnt an das älteste und ehrwürdigste Denkmal, was es bei den Menschen giebt.

Erwägen wir ernstlich alle Gründe für das Zutrauen und die Anhänglichkeit, welche uns die Bibel, und insbesondere der Pentateuch, an den alle übrigen Theile sich anschließen, einflößt, so werden wir von heiliger Ehrfurcht ergriffen, wenn wir dieses Buch öffnen. Wir sehen, daß der Mensch jene großen und geheimnißvollen Erzählungen nicht erfunden hat, und daß er höchstens nur seine Hand hergegeben, um sie aufzuzeichnen. Mag auch bisweilen die Leichtfertigkeit unseres Geistes über einige Unwahrscheinlichkeiten spötteln, so bereuen wir das bald, weil wir fühlen, daß man in einem Streite gegen den Geist Gottes doch nur verlieren kann. So begreife ich denn, wie der größte Skeptiker unseres Zeitalters, Lord Byron, doch endlich auf seine Bibel folgende Zeilen schrieb, die man nach seinem Tode da gefunden hat: „In diesem hochheiligen Buche ist das Geheimniß aller Geheimnisse. O glücklich unter allen Sterblichen sind die, denen Gott die Gnade verliehen, die Worte dieses Buches zu hören, zu lesen, ja betend zu sprechen und ehrerbietig hinzunehmen! Glücklich diejenigen, die im Stande sind, das Thor zu erbrechen und mit Entschlossenheit in seine Pfade einzugehen!

Aber die es nur lesen, um daran zu zweifeln oder es zu verachten, — sie wären besser niemals geboren."*)

Hier wollen wir etwas verweilen und die Bürgschaften dieses unvergleichlichen Buches einzeln vorlegen, um seine Zuverlässigkeit mit dem Gewichte unserer schwachen Vernunft abzuwägen und zu prüfen; denn es soll für einen der wichtigsten Beweise der Wahrheit, um die es sich hier handelt, die Grundlage werden.

I. Wie wir bereits sagten, ist das Alter des Moses die erste Eigenschaft, wodurch er über alle anderen Geschichtschreiber hervorragt. Bei einem Geschichtschreiber der Schöpfung ist sie aber wesentlich nothwendig; denn wenn er dem Anfange näher steht, als jeder andere, so trifft bei ihm eine der ersten Bedingungen ein, daß er die Begebenheiten genau und treu erzählen könne. Diese Eigenschaft kann nun aber dem Moses nicht abgestritten werden.

Der berühmte Cuvier, dessen Name bei diesen Studien über Moses oftmals wird angerufen werden als einer der würdigsten Repräsentanten der menschlichen Wissenschaft, hat Gelegenheit gehabt, diese erste Wahrheit nachzuweisen. Er thut es folgendermaßen:

„Die Chronologie keines der abendländischen Völker steigt in fortlaufendem Zusammenhange über dreitausend Jahre hinauf. Keines derselben kann aus einer früheren Zeit, selbst nicht aus den zwei bis drei vorhergehenden Jahrhunderten, eine Reihe von zusammenhängenden Thatsachen mit nur einiger Wahrscheinlichkeit bieten. Die Griechen gestehen, die Schrift erst von den Phöniziern, also vor drei und dreißig bis vier und dreißig Jahrhunderten erlernt zu haben; ihre Geschichte ist, selbst noch in späteren Zeiten, voll von Fabeln, und sie selber setzen die ersten Spuren ihrer Vereinigung zu Völkerschaften nicht höher hinauf, als etwa dreihundert Jahre vor jenes Zeitalter. Aus der Geschichte des westlichen Asiens

*) Oeuvres de L. Byr.; Mélanges, t. II. p. 486.

haben wir nur einige sich widersprechende Bruchstücke, welche nur zwanzig Jahrhunderte mit einigem Zusammenhange hinaufreichen. Herodot, der erste Profanhistoriker, von dem wir Schriften erhalten haben, ist nicht zweitausend dreihundert Jahre alt. Die früheren Geschichtschreiber, die er benutzt haben mag, sind kein Jahrhundert älter. Aus den Ungereimtheiten, welche als Auszüge aus Aristeas von Prokonnesus und aus einigen Anderen bis auf uns gekommen sind, kann man schließen, wie wenig sie werth waren. — Vor ihnen gab es nur Dichter, und Homer, ihr Meister und das unsterbliche Vorbild des Abendlandes, geht unserer Zeit nur um etwa zweitausend siebenhundert, oder zweitausend achthundert Jahre vorher. Ein einziges Volk hat uns Annalen in ungebundener Rede aus der Epoche vor Cyrus hinterlassen, nämlich das jüdische. Derjenige Theil des alten Testamentes, welcher unter dem Namen Pentateuch bekannt ist, besteht in seiner gegenwärtigen Form wenigstens seit dem Schisma Jeroboams, wo die Samaritaner ihn ebenso, wie die Juden, annehmen, d. h. er hat gegenwärtig ein unbezweifeltes Alter von mehr als zweitausend achthundert Jahren. Es ist gar kein Grund vorhanden, die Abfassung der Genesis nicht dem Moses selbst beizulegen. Dadurch erhält denn dieselbe ein Alter, das noch um fünfhundert Jahre höher ist, also ein Alter von drei und dreißig Jahrhunderten. Man braucht sie nur zu lesen, um sich zu überzeugen, daß sie zum Theil aus Fragmenten älterer Schriften zusammengesetzt ist. Sie ist ohne alle Frage die älteste Schrift, die unser Abendland besitzt."*)

Wo ist ein Geschichtschreiber, wie dieser, der alle übrigen um tausend Jahre übertrifft? Herodot geht hinauf bis zum Jahre zweitausend dreihundert, und Moses bis zu dreitausend dreihundert. Wie kann man da allen Historiographen, wenn man sie mit ihm vergleicht, zurufen, was die

*) Disc. sur les révol. du globe, p. 171.

Aegyptier den griechischen Philosophen sagten: „O Griechen, ihr seid Kinder; es giebt bei euch keine Greise; ihr habt keine Wissenschaft, die durch die Zeit ergraut wäre!“ Und wie würden diese Philosophen selbst sich vor der Majestät des Moses verneigt haben, weil er Gott und dem Ursprunge der Dinge am nächsten stand, und weil er unter Allen am besten kennen mußte, was wahr und was ursprünglich sei, nämlich das väterliche Dogma, das Dogma Gottes!“ *)

Dieser Schluß gewinnt eine große Kraft, wenn man beachtet, daß die mythologischen Fabeln und die Quelle, aus der man ihre Erfindung herleitet, von jüngerem Datum sind; daß dagegen zur Zeit des Moses der Gang der Ueberlieferung noch nicht verwirrt war, und daß er noch aus dem vollen Strome dieser Ueberlieferungen seine Erzählungen hat schöpfen müssen. Sollte vielleicht der Zeitraum, der zwischen Moses und der Sündfluth, oder zwischen Moses und der Schöpfung liegt, uns beträchtlich vorkommen in Beziehung auf die Bewahrung alter Ueberlieferungen, so wird er bedeutend abgekürzt durch die lange Lebensdauer der Menschen in jener Epoche, ferner durch die lebhaften Eindrücke, die jene anfänglichen Begebenheiten in den Geistern zurücklassen mußten, und durch die Einfachheit in Sitten und Kenntnissen, die geeigneter war, sie festzuhalten. Wenn man die Zeitangaben des Moses annimmt (ihre Genauigkeit ist, wie wir später sehen werden, gerechtfertigt), so kommt man nach drei oder vier Menschenaltern schon bis Noe, der die Kinder Adams gesehen und den Anfang der Dinge, so zu sagen, selbst berührt hatte. **)

---

*) Nach den Worten des Aristoteles, Sokrates, Plato, Cicero, die bereits früher citirt worden sind.

**) Zur Zeit des Moses konnte Jemand sein, der den Joseph gesehen hatte; Joseph's Vater hatte den Sem gesehen, dieser den Methusalem, und dieser endlich mußte den Adam gesehen haben. — Abraham, der die Kinder Noe's gesehen hatte, und dessen Nachkommenschaft zur Zeit des Moses das jüdische Volk ausmachte, der also gleichsam der Sammler und Bewahrer

So lange Lebensalter und eine so geringe Anzahl von Generationen bringt die Zeit des Moses dem Ursprunge der Welt fast ebenso nahe, als wären die Dinge unter Personen von einem gewöhnlichen Lebensalter vor zwei oder drei Jahrhunderten geschehen.

Noch eine andere wichtige Erwägung mag hier zu Gunsten der Wahrhaftigkeit des Moses zeugen. Moses, der älteste unter den Geschichtschreibern, setzt den Ursprung der Welt auf das jüngste Datum, und weil er die Zahl der Geschlechter gering angiebt, so läuft er unvermeidlich Gefahr, mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, falls er nicht bei der Wahrheit geblieben wäre. Nehmen wir an, er sei ein ganz gewöhnlicher Geschichtschreiber gewesen und habe etwas Anderes beabsichtiget, als schriftlich das aufzuzeichnen, was fast allen Völkern bekannt war, und was zu dem Wichtigsten aus den Denkwürdigkeiten und aus der Religion Abrahams und seiner Familie gehörte. Da würde er sich denn wohl gehütet haben, seine Stammväter so lange leben zu lassen; denn sie selbst würden gegen ihn gezeugt, auf alle Irrthümer in seinen Zeitangaben hingewiesen und folglich alle Begebenheiten, die er an dieselben knüpft, als unglaubhaft dargethan haben. Viel sicherer für ihn wäre es gewesen, wenn er den Ursprung der Welt weit hinausgeschoben und die Generationen vervielfältigt hätte.

---

der orientalischen Ueberlieferungen in jenen ersten Zeiten war, hatte auch unter den heidnischen Völkern ein Andenken zurückgelassen, welches uns das, was die Bibel von ihm erzählt, bekräftigt, und uns bezeugt, daß er ein bedeutender Mann war. Wirklich drückt sich auch Nikolaus von Damaskus über diese große Persönlichkeit also aus: „Abraham zog mit einem großen Gefolge aus dem Lande der Chaldäer, welches oberhalb Babylon liegt, regierte in Damaskus, zog einige Zeit nachher mit seinem ganzen Volke von da weg und ließ sich nieder im Lande Chanaan, welches nun Judäa heißt, wo sich seine Nachkommenschaft in unglaublicher Weise vermehrte, wie ich es später in einem besonderen Buche zeigen werde. Der Name Abraham ist in Syrien noch heute sehr berühmt und in großer Verehrung.“ (Hist. IV.) — Hekatäus hat ein ganzes Buch über ihn geschrieben, und Berosus sagt ebenfalls von ihm: „Sein Auftreten fällt in das zehnte Lebensalter nach der Sündfluth.“

Aber er sagt nur das, was man schon selbst wissen mußte, wenn man nur einige Lebensalter hinaufging. Auch ist deutlich zu sehen, daß seine Jahrgeschichten bereits Allgemeingut waren, ehe er einmal schrieb; weil er gar keine Vorsicht anwendet, um Glauben zu finden, im Gegentheil Alles aufhäuft, was zum Beweise gegen ihn dienen kann, wofern er nicht getreu ist.

So giebt es zwei Züge an Moses, welche sich vereinigen, um für die Wahrheit seiner Geschichte eine erste ansehnliche Bürgschaft zu leisten, nämlich das hohe Alter des Moses selbst und das geringe Alter, welches er der Welt beilegt.

II. Was ferner den Verfasser des Pentateuchs besonders auszeichnet, ist sein persönlicher Charakter und der Charakter seiner Schriften.

Kein Historiker hat unter so ernsten und feierlichen Umständen geschrieben, wie Moses. Er ist nicht ein Dichter wie Homer und Hesiod, daß er aus eigener Eingebung und Laune geschrieben hätte in der Absicht, die Phantasie zu ergötzen und sich eine irdische Unsterblichkeit zu verschaffen. Er ist kein Geschichtschreiber wie Herodot und Thucydides, die zum Zwecke eines mündlichen Vortrages schrieben, um bei öffentlichen Spielen sich Preise zu erringen. Er ist auch nicht ein Schmeichler, der Annalen macht, oder ein Sittenrichter, der seine Zeitgenossen tadelt; er vertheilt nicht Ruhm oder Schande, je nachdem er Partei ergriffen, und er ist weder von einer Idee, noch von einer Nationalität befangen, wie es bei den meisten Geschichtschreibern der Fall ist. Er ist ein Hoherpriester, ein Patriarch, der unter den Augen eines ganzen Volkes, ja, so zu sagen, unter den Augen des Menschengeschlechtes schrieb, der über allbekannte Begebenheiten auf dem Schauplatze des Universums berichtete und das schriftlich verzeichnete, was alle Welt sich erzählte. Bei ihm giebt's keine Vorrede, keine Einleitung, keine Redensart, um die Leser für sich zu gewinnen; nichts von Anordnung, die vorher überdacht, nichts von Plan, der vorher entworfen wäre, nichts

von Sorge zu gefallen oder Glauben zu finden. Die Erzählung ist pure Erzählung. Ob wahrscheinlich oder unwahrscheinlich, natürlich oder wunderbar, tief oder leicht, — Alles kommt mit strenger Einfalt aus seiner Feder, geradeso, als hätte er sonst nichts dabei gethan, als schreiben, und ein Anderer hätte von jenen Dingen, die er niederschrieb, die Einsicht gehabt und ihm dieselben dictirt. Es ist augenscheinlich, daß er, von der öffentlichen Ueberzeugung getragen, seine Erzählungen schrieb; daß die Dinge, die er berichtet, auf ihren eigenen Credit sich stützten, und daß die Eindrücke des Staunens, des Zweifels, oder des Unglaubens, wie wir sie zu bekommen versucht sind, wenn wir ihn lesen, bei seinen Zeitgenossen keineswegs zutrafen; sonst würde er selbst dem schon vorgebeugt haben. Man sieht, man fühlt es, daß er auf der öffentlichen Meinung seiner Zeit, ja auf der Stimme des Volkes, auf der Stimme Gottes fußet. Dieser Eindruck ist so stark, daß er den kühnsten Unglauben außer Fassung bringt und macht, daß diesem die Waffen aus der Hand fallen. Wollte man die Erzählungen des Moses zurückweisen, so würde man nicht ihn allein angreifen, sondern ein ganzes Volk, eine ganze Welt, welche ihm dieselben dictirt hat, und von welcher sie aufgenommen wurden Angesichts der noch lebenden Denkmäler, die sie verbürgten, und unter solchen Umständen, die am geeignetsten waren, sie zu widerlegen, falls sie fabelhaft gewesen wären.

Außerdem giebt es eine noch andere Eigenschaft, wodurch des Moses Lehre von der Entstehung der Welt sich auszeichnet, und worauf man auch besonders hingewiesen hat. Fast bei allen Völkern bewegt sich nämlich die Mythologie um die Zeit, wo dieselben noch unbekannt und verborgen waren, wo also die Einbildungskraft mit aller Kühnheit Thatsachen erdichten konnte. Sobald aber die Geschichte anfängt, ist's mit der Mythologie zu Ende. Anders verhält es sich mit den Denkwürdigkeiten der Hebräer. Sie haben in den alten Zeiten weniger Wunderdinge, als in den neueren. In auffallender

Weise läßt es sich in der Bibel nachweisen, wie gering die Zahl der Wunder des Alterthums, und wie groß die Menge der Wunder aus späterer Zeit ist. Bei den übrigen Völkern findet man das Gegentheil.

Die ältesten Legenden der heidnischen Völker beginnen mit der Vielgötterei. Sie sprechen nicht allein von Verbindungen zwischen Göttern und Sterblichen, sondern sie erzählen auch die Schlechtigkeiten und die Ehebrüche der Himmlischen, beschreiben deren Kriege unter einander, vergöttern die Sonne, den Mond und die Sterne, und haben's mit einer Menge von Halbgöttern, Genien und Dämonen zu thun. Bei ihnen hat Jeder, der eine nützliche Kunst erfunden hat, das Glück, zu einer Gottheit erhoben zu werden. Wenn sie uns eine Chronologie zeigen, so ist dieselbe entweder äußerst dürftig, oder riesenmäßig groß; ihre Geographie dehnt sich aus wie eine weite Ebene, bevölkert mit Dingen, die es niemals gegeben. Sie lassen alle Dinge die sonderbarsten Umwandlungen erleiden und überlassen sich zügellos allen Ausschweifungen einer unsteten und schwärmerischen Phantasie. Ein fortwährender Hang zum Wunderbaren, eine unüberwindliche Abneigung, den einfachsten Umstand ohne Uebertreibung zu erzählen, ferner jene Nationaleitelkeit, die immer eifersüchtig ist und blos dem eigenen Lande die Ehre zuerkennen will, welche dem ganzon Menschengeschlechte gebührt, — das sind die auffallendsten Züge in den Lehren über die Entstehung der Welt bei den Heiden.

In den Erzählungen der Bibel ist es ganz anders. Da sehen wir das unmittelbare Wirken Gottes, des Schöpfers; nichts wird bemäntelt, nichts mit Träumereien umhüllt, Alles geschieht durch seinen bloßen Willen; kurz, das Wirken ist so, wie es einem allmächtigen Wesen seiner Natur nach zukommt. Der Mond, die Sonne, die Sterne, weit entfernt, Götter zu sein, sind im Gegentheil zum Nutzen des Menschen da, spenden ihm das Licht und dienen ihm, die Zeit zu messen. Alle großen Erfindungen sind von Menschen gemacht,

und diese bleiben, was sie sind. Die Chronologie steigt in natürlicher Reihenfolge aufwärts, und die Geographie überspringt nicht die Grenzen der Erde. Man sieht da keine Seelenwanderungen und keine Metamorphosen, auch nichts von Dichtung und Sage, deren Spur wir schon in den Profanbüchern der ältesten Völker wahrnehmen. Wenn die Wissenschaft für sich allein die Schöpfung zu beschreiben hätte, vorausgesetzt, daß sie es könnte, so würde sie es nicht anders machen, als wie auch Moses es gemacht hat. Eine hohe Volksthümlichkeit zeigt sich in seiner Rede; eine lakonische Einfachheit beschränkt seine Erzählung auf diejenigen Ausdrücke, die unumgänglich nöthig waren, um zu sagen, daß dies oder jenes geschehen sei; das ist auch Alles, kein Wort mehr. In seinen Ausdrücken ist Alles Begriff, nichts Bild; weil sein Gegenstand ohne Beispiel ist, so ist auch sein Stil ohne Muster, einfach wie der Wille, kräftig wie die Allmacht! ja sein Stil selbst ist eine Schöpfung und bietet uns gewissermaßen eine wörtliche Uebertragung der materiellen Schöpfung: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht. Welche Pünktlichkeit! und zugleich welche Ordnung, welche Tiefe, welche Majestät! Was kann natürlicher auf einander folgen und sich enger an einander schließen, als eine solche Geschichte? Sie ist die einzige, die ein vollständiges Ganze bildet, Zusammenhang und Klarheit in die zerstreuten und verschiedenartigen Ueberlieferungen der Völker bringt und mit scharfen und deutlichen Worten uns zuerst die Schöpfung des Universums zeichnet, dann die des Menschen insbesondere, ferner das Glück seines ersten Zustandes, die Ursachen seines Elendes und seiner Schwäche, die Verderbtheit der Welt und die Sündfluth, den Ursprung der Künste und die erste Gestaltung von Völkern, die Vertheilung der Länder und endlich die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes und noch manche andere Facta von gleicher Wichtigkeit, worüber die Profanhistoriker nur verworren sprechen und uns in die Nothwendigkeit ver-

setzen, die sicheren Quellen anderswo zu suchen. Schon auf den ersteren Seiten der Genesis allein giebt es mehr Grundwahrheiten, mehr gesunde Philosophie, mehr Kenntniß der göttlichen und menschlichen Dinge, als in allen Büchern des Alterthums. Welch' eine Größe und welch' herrliche Einleitung in die Geschichte der ersten Zeiten der Welt liegt in jenen sechs Tagewerken, in jenen sechs Willensacten des Schöpfers, der ohne Hast und ohne Mühe das Universum aus dem Nichts hervortreten ließ, der durch die Unterbrechung und Gutheißung, womit er jedes seiner Wunderwerke beschloß, die allervollkommenste Weisheit und Erkenntniß, die unbeschränkteste Freiheit und Macht ausdrückt. Jeden Theil des Universums läßt er über sein eigenes Schicksal in Unsicherheit; er kann dessen Bestimmung ebenso leicht vernichten oder ändern, wie es ihm auch gefallen hat, denselben entstehen zu lassen und zu erhalten.*) Wo hat Moses so reine Begriffe über Gott, so erhabene Ideen über dessen Macht, dessen Unabhängigkeit und dessen übrige Vollkommenheiten hergenommen? Wie kommt es, daß er die übrigen Schriftsteller, obwohl er ihnen so viele Jahrhunderte vorhergeht, dennoch alle durch seine hohe Weisheit übertrifft, und daß er der Einzige ist,

---

*) Jene Gutheißung Gottes: Und Gott sah, daß es gut war, woran die starken Geister sich gewaltig stoßen, ist der erhabenste Ausdruck, der den Menschen gegeben werden konnte, für die Freiheit, Weisheit und Macht des Schöpfers. Gott konnte doch wahrlich sein Werk nicht unvollendet preisgeben, ähnlich einem sterbenden Künstler; ebenso wenig war die Vollendung, die er ihm gab, das Ergebniß eines nothwendigen Schicksals, sondern sie war die Frucht der freien Macht Dessen, der Alles nach Zahl, Gewicht und Maß angeordnet hat, und der die Vollendung bis in's Unendliche ändern und wechseln kann, weil seine eigene Vollkommenheit unendlich ist. Gott konnte noch andere Erden, noch andere Himmel schaffen, konnte auch des Schaffens sich ganz enthalten, und selbst nachdem er geschaffen hatte, war er ebenso der Herr seines Werkes, wie vorher. Alles dies hat Moses ausgedrückt durch die einfachen Worte: Und Gott sah, daß es gut war, geradeso als hätte er schon im Voraus das System einer neueren Philosophie über die Nothwendigkeit der Schöpfung widerlegen wollen.

dessen Lehre nicht gealtert hat und niemals einer Verbesserung bedürftig war, dessen Nachrichten und Erzählungen noch bei keinem Fehler betroffen sind, und dessen Schriften stets für die Geschichte der Philosophie, wie für die Religion, zur Basis dienen werden?

Freilich giebt es manches Unbegreifliche und Uebernatürliche in seinen Erzählungen; aber man sieht leicht, daß das von ihrem Gegenstande und nicht von der Phantasie ihres Geschichtschreibers herrührt. Man würde sogar Anstoß nehmen, wenn in der Schöpfung der Natur nichts Uebernatürliches wäre; denn sie konnte doch nicht für sich selbst Regel sein, ehedenn sie selber war. Wollen wir die Dinge auf natürlichem Wege begreifen und beurtheilen, so können wir das nur nach solchen Gesetzen, die zwischen ihnen und uns liegen, aber nicht nach jenen, die vielleicht zwischen ihnen und Gott existiren; denn allein Gott ist sich selbst sein eigenes Gesetz. Auch kommt unsere Ungläubigkeit oft daher, daß wir von den Gesetzen, die Gott der Herr seinen Geschöpfen auferlegt, eine falsche Anwendung machen auf Ihn selbst. Hier würde der Unglaube um so unvernünftiger sein, weil die übernatürlichen Thaten der Genesis sich auf eine Epoche beziehen, wo die Natur und deren Gesetz noch nicht feststanden, und wo im Grunde genommen nichts natürlich war, als der freie Entschluß und das Wohlgefallen Gottes. „Wo warest du," sagt Gott zu Job, „als ich die Gründe der Erde legte? Sage es mir, wenn du Verstand hast. Siehe, Gott ist erhaben in seiner Macht, und Keiner ist ihm gleich unter den Gesetzgebern. Wer kann seine Wege ausforschen, oder wer kann zu ihm sagen: du hast unrecht gehandelt?"*) Die ganze Natur ist voll von Geheimnissen geblieben, obgleich ihre Gesetze bereits ein Alter von sechstausend Jahren haben; und wir wollten nichts Geheimnißvolles in ihr zu jener Zeit finden, da sie sich noch unter der schaffenden Hand Gottes befand?

---

*) Job 36 und 38.

Weit entfernt, uns darüber zu ärgern, daß dieses hehre Buch das Geheimniß der Geheimnisse enthalte, staunen wir, wie es uns die Majestät des Allerhöchsten besser offenbart, als irgend eins der übrigen Bücher, und wie es zugleich die Schwäche unseres Verstandes unter allen am meisten berücksichtigt und befriedigt; und um es endlich ganz zu verstehen, beten wir mit Lord Byron zu Gott, daß er uns die Gnade gebe, dieses Wort zu hören, zu lesen, betend auszusprechen und ehrfurchtsvoll hinzunehmen. Alsdann wird unsere Willigkeit das Thor erbrechen, und unsere Demuth entschlossen in seine Pfade eingehen, und wir werden sehen, daß dieselben Seiten, die dem Stolze unseres Verstandes nur Finsterniß und Widersprüche darboten, sich zu göttlicher Weisheit aufhellen.

Ja am Ende sind wir sogar genöthigt, die Erzählungen des Moses für wahr zu halten, und wäre es auch nur, um zu ihrer richtigen Beurtheilung den gehörigen Standpunkt zu gewinnen. In jenen Erzählungen müssen ebensowohl Thaten vorkommen, die Gott geoffenbart hat, wie auch Thaten, bei denen die Menschen Zeugen sein konnten. Schon in dem Kapitel über die Nothwendigkeit einer Uroffenbarung haben wir nachgewiesen, daß Gott selbst nothwendig der Erste sein mußte, der den Menschen, oder die ersten Menschen, über das belehrte, was sie zu wissen nöthig hatten, und daß das ganze Alterthum durchgängig in dieser Ueberzeugung gelebt hat. Also Gott selbst hat sich dem Menschen, der aus seiner Hand hervorging, zu erkennen geben müssen; und was ist auch wohl natürlicher? Gott selbst mußte ihm das Bild der Schöpfung, der er nicht beigewohnt hatte, enthüllen und vor seinen Augen sich zutragen lassen; er mußte, so zu sagen, sein erster Historiker sein und, wie ein Vater zu seinem Sohne, in solche Verbindungen mit ihm treten, welche Plato als die Grundlage der Wahrheit und als den ersten Ring in der Kette der Ueberlieferung hier auf Erden betrachtete. Daraus folgt, daß Moses nur aus göttlicher Eingebung geschrieben hat;

denn wenn sein Buch die wahren Ueberlieferungen über Gott enthält, so muß es ein inspirirtes Buch sein, weil die wahren Ueberlieferungen über Gott nur aus einer inspirirten Quelle fließen können. So kommt denn unsere ganze Aufgabe, jene Wahrheit darzuthun, daß Moses der einzige genaue Historiker der ursprünglichen Ueberlieferungen sei, darauf hinaus, nachzuweisen, daß er der Geschichtschreiber der Offenbarung sei, der Geschichtschreiber aus Gottes Auftrag und mit Gottes Beistand. Mag diese Inspiration auch nicht eine unmittelbare sein, was ich glaube, so ist sie ihm doch wenigstens mittelbar, und zwar auf dem Wege der Tradition, zugekommen. Betrachten wir die Sache aus diesem Gesichtspunkte, der allein der wahre ist, wenn es überhaupt einen wahren giebt, so tritt Moses in den Hintergrund und verschwindet. Die Majestät Gottes ist es ganz allein, die aus seinen Erzählungen spricht und sich einem jeden aus uns vernehmbar macht, wie sie auch zum ersten Menschen, und dieser wiederum zu seinen Nachkommen gesprochen hat. So gewinnt die heilige Geschichte den Charakter der Auctorität, vor der unsere Erkenntniß sich verneigen und ganz in Glauben aufgehen muß. Dieser ist denn auch am Ende die einzig richtige Stellung des menschlichen Geistes vor Gott.

Obige Betrachtung, die von hoher Bedeutung und zugleich aus dem innersten Wesen des Gegenstandes, den wir untersuchen, hergenommen ist, muß durchaus bei der ferneren Behandlung desselben vorwalten. Ohne die Prüfung zu untersagen, soll sie vielmehr diese leiten, so daß man endlich wieder auf dieselbe Betrachtung zurückkommt; es sei denn, daß die gesunde Vernunft dem widerstreitet. Jedes Ding muß nämlich gemäß der Beschaffenheit seiner eigenen Natur erforscht werden, und es würde ungerecht und unvernünftig sein, um eine That zu beurtheilen, ob sie göttlich sei, die Prüfung so vorzunehmen, als wenn sie es nicht wäre.

Genau besehen, verleihet also der Charakter des Moses und der seiner göttlichen Erzählungen seinem Zeugnisse das

Siegel der Wahrheit und Glaubwürdigkeit, wodurch er sich vor allen anderen Geschichtschreibern auszeichnet und unser Zutrauen verdient.

III. Eine dritte Betrachtung mag unsere erste Abhandlung über Moses beschließen; sie ist von dem jüdischen Volke hergenommen.

Die geschichtlichen Angaben des Moses haben damals, als sie geschrieben wurden, ein ganzes Volk von Erzählern und Bürgen gehabt. Dieses Volk hat fortgefahren zu existiren und existirt noch zur jetzigen Stunde in unserer Mitte als Träger und Wächter ebenderselben Erzählungen. Auch hat dieses Volk zu jeder Zeit im Alterthume sowohl, als in unseren Tagen von religiöser und socialer Seite sich so gezeigt, daß seine Erscheinung nur durch die Einwirkung der göttlichen Auctorität sich erklären läßt.

Betrachten wir das jüdische Volk zuerst im Alterthume, so können wir nicht umhin, zu staunen über das großartige Factum, daß es ein ganzes Land, ein ganzes Volk gab, welches alle übrigen durch sein Alter übertraf und mitten zwischen Abgötterei und allgemeinem Verderbniß sich durch alle Jahrhunderte hindurchzog, ohne daß ihm der anvertraute Schatz des natürlichen Gesetzes wäre verletzt worden. Unversehrt trug es diesen Schatz der ursprünglichen Religion, des Glaubens und Dienstes an einen einigen, geistigen, heiligen und allmächtigen Gott, den Vater und Richter aller Menschen, kurz ebendenselben, wie ihn heute die ganze Welt anbetet, und wie ihn damals die ganze Welt nicht kannte. „Die Juden erkennen **im Geiste nur** ihre Gottheit, und haben nur eine; sie sei das höchste und ewige Wesen, sei weder darstellbar, noch auch vergänglich."*) Alle Nationen, die ursprünglich vom Lichte der natürlichen Religion erleuchtet waren, hatten dasselbe bald verlöschen sehen und waren auf die Wege des Aberglaubens und des

*) Tacitus, Histor. V. 5.

Götzendienstes abgeirrt. Sie vertieften sich immer mehr hinein; nichts konnte sie herausreißen. Mitten unter ihnen mehrten sich die Philosophen zu Haufen und brachten ihr ganzes Leben damit zu, die Wahrheit aufzusuchen. Dennoch war die Wahrheit dermaßen unterdrückt, daß der Erste der Philosophen, Plato, zu dem Ausspruche genöthigt wurde: „Es ist sehr schwer, über Gott zu wissen, woran man zu halten habe; und wüßte man's auch, so würde es sehr gefährlich sein, es gerade heraus zu sagen." Ja derselbe Philosoph wagt es nicht, den heiligen Namen Gottes vor anderen Ohren auszusprechen, als vor seinen vertrautesten Freunden. Und nun sehe man ein ganzes Land, ein ganzes Volk, einzig auf der Welt dastehend, wie es seine ganze Religion, alle seine Sitten, alle seine Feste hernahm aus der öffentlichen Verehrung eines einzigen, geistigen Gottes, des Reinigers und Rächers aller menschlichen Schändlichkeiten, — während alle übrigen Völker gerade aus diesen Schändlichkeiten ihre Gottheiten hernahmen; man sehe, wie jenes Volk nur einen einzigen Tempel, und in diesem Tempel, dem Wunderwerke der Welt, nichts Anderes hatte, als die unsichtbare Gegenwart jenes Gottes und die Schriftzüge seines heiligen Gesetzes, die sonst überall von der Erde verwischt waren. Da Pompejus, als Eroberer sein Recht gebrauchend oder vielmehr mißbrauchend, in das Allerheiligste eintrat, bemerkte man mit Verwunderung, wie Tacitus sagt, daß kein Götterbild drinnen, daß leer die Stätte, und im Heiligthume nichts sei.*) Dieselbe Verwunderung war auch einige Jahrhunderte früher bei den Völkern des Orients zugetroffen, als diese ausriefen: „Es ist kein Abgott in Jacob, man sieht kein Götzenbild in Israel. Nicht Zauberei ist in Jacob, nicht Wahrsagerei in Israel. Der Herr, sein Gott, dessen Stärke unüberwindlich ist, ist mit ihm."**) Daher denn auch jener Spruch, der im Heiden-

*) Tacitus, Histor. V. 9.

**) Numeri, 23, 21—23.

thume beim Volke gang und gäbe war, daß die Juden nichts anbeten, als die Luft und den Himmel: Nil praeter nubes et coeli numen adorant; — so sehr hatte der menschliche Geist die Wahrheit, welche allein bei den Juden noch bewahrt wurde, aus den Augen verloren! Haben wir hier nicht ein wahres moralisches Wunder? Wie! die Juden allein wären dem allgemeinen Schiffbruche der Vernunft entronnen? sie allein hätten sich auf dem Gipfel der ursprünglichen Wahrheit gehalten, und hätten der Neigung, ja dem Triebe der menschlichen Natur zum Irrthume hin widerstanden? — sie, die älter waren, als alle anderen Völker, und folglich weit eher hätten absterben und verderben müssen? — sie, die von Natur nicht weniger roh, nicht weniger sinnlich, nicht weniger krank waren an jener moralischen Wunde, welche allen Sterblichen im Innern nagt?*) Und wohl gemerkt! dieser Cultus, so erhaben und so rein, wurde bei ihnen ausgeübt ohne Auszeichnung; er war der volksthümliche, der alltägliche Cultus. Dazu nehme man noch, daß sich derselbe behauptet hat durch alle politischen und socialen Wechsel hindurch, unter dem Gesetze der Familie, unter der Theokratie, unter der Republik, unter der Monarchie, unter der Dictatur, im Frieden und im Kriege, in der Freiheit wie in der Sklaverei, im Vaterlande wie in der Verbannung; und daß er somit bis zum Ende fortgedauert hat, d. h. bis das Christenthum, aus dem Schooße des jüdischen Volkes hervorgegangen, über die Welt ein lebhafteres Licht verbreitete, welches durch seinen reichen Erguß über die ganze Erde hin den Judaismus verdunkelte und verschwinden machte.

Wie will man aber eine solche Erscheinung erklären?

Was mich betrifft, so gestehe ich's laut, weil es eine tiefe Ueberzeugung der Vernunft sowohl wie auch des Glaubens

*) Man kann sogar sagen, daß die Juden sinnlicher und unlenksamer waren, als die anderen Völker, und daß Gott eben dieses jüdische Volk absichtlich scheint gewählt zu haben, um die Erhaltung der göttlichen Wahrheit in seinem Schooße erst recht als eine wunderbare hervortreten zu lassen.

ist, wodurch ich zu diesem Geständnisse hingedrängt werde, — ich erkläre jene Erscheinung des Festhaltens an der religiösen Wahrheit bei diesem Volke auf keine andere Weise, als durch das nämliche Mittel, welches schon ein erstes Mal den Menschen die Wahrheit gegeben hatte, durch eine Offenbarung, durch eine Dazwischenkunft Gottes. Die Quelle der göttlichen Mittheilungen, aus der schon so herrlich und klar die Wahrheit für den Menschen sich ergossen hatte, war inmitten dieses Volkes offen geblieben und sprudelte in Zwischenräumen aus dem Munde der Patriarchen und Propheten, indem sie sich kundgab durch solche Thaten und Begebenheiten, die fortwährend die Geister zur Wahrheit zurückriefen, das Streben der Herzen zur Abgötterei bekämpften, sie in dem Geleise der alten Tradition festhielten und ihnen die Gegenwart der Gottheit sichtbar machten, bis diese mit vollem Glanze in der Person Jesu Christi und seiner Kirche auf Erden leuchtete. Daß ein so übernatürliches Resultat hervorgebracht wurde, kann nur durch übernatürliche Einwirkungen geschehen sein. Bei allen Völkern waren Vernunft und Tradition nicht im Stande, die Wahrheit zu erhalten; wie sollten sie bei den Juden allein ein anderes Resultat gehabt haben? Die Tradition hätte die Herrschaft der Wahrheit höchstens verlängern können; im Herzen der Menschen aber war sie der Entkräftung ausgesetzt; und wäre sie einmal geschwächt oder verloren gewesen, so hätte sie niemals zurückkehren können. Aber gerade das Gegentheil fand statt. Das Streben der Menschen war auf das Wachsthum der Wahrheit, auf die Erwartung eines reineren und größeren Lichtes gerichtet; und wenn die Wahrheit zufälliger Weise einmal schwankte und etwa verdunkelt wurde, so sah man sie bald darauf nur noch kräftiger wiedererscheinen und Platz greifen. Das ist die ganze Geschichte des jüdischen Volkes.

Jedoch, wenn man will, so brauchen wir hier noch nicht auf die Inspiration beim Hebräervolke zu schließen; wir wollen dem Skepticismus ein möglichst weites Feld einräumen. Zum

allerwenigsten ist es indeß sicher, daß die Erscheinung, deren Ursache wir aufsuchen, sich nur daraus erklären läßt: daß das jüdische Volk begabt gewesen sei mit einer traditionellen Verfassung, die zu den kräftigsten und am besten gegliederten gehört, die es in seinem Naturleben unverletzt bewahrt hatte bis auf Moses, und die dieser große Mann erfaßte und mit bewunderungswürdiger Macht weiter ausbildete; daß es für das jüdische Volk gleichsam einen hermetisch geschlossenen Traditionscanal gegeben habe, der ihm die ursprüngliche Wahrheit ohne Fehler und ohne Zusatz überbrachte, und ihm genau die Stimme der Vorfahren und das Wort des Schöpfers wiedergab; daß, wenn der wahre Gott im Geiste und im Herzen der Juden geblieben war, dies daher kam, weil er der Gott Abraham's, Isaak's und Jacob's war, der Gott, der die patriarchalische Familie Noe's gerettet, der den Adam erschaffen und Himmel und Erde aus Nichts hervorgebracht hatte. Moses, der diese traditionelle Lehre beim Volke festsetzte, hatte dieselbe bei ihm bereits vorgefunden und hatte mit ihr nur in so weit etwas angefangen, als er sich auf sie stützte. Dies muß man zum wenigsten hier zugeben. Nun wohl! es reicht schon hin, um den hebräischen Büchern einen unvergleichlichen Stempel der Gewißheit zu verleihen; denn gerade unter dem Einflusse dieser traditionellen Lehre, die so sicher und so untrüglich war, sind sie verfaßt und aufbewahrt worden. Das jüdische Volk ist der unverletzliche Träger der übersinnlichsten Wahrheiten geblieben; niemals hat es sich durch die Verführungen der neuen Lehren, die es von allen Seiten reizten, überlisten lassen: also ist es berechtigt, für seine Erzählungen über die großen Begebenheiten der Urzeit, die es weit leichter, als alle anderen Völker, aufbewahren konnte, auf unseren Glauben Anspruch zu machen. — Es hat die Ideen bewahrt, also hat es die Thaten bewahrt; — und aus diesem Grunde ist das Buch von Moses, in welchem wir das Andenken an jene Ideen und an jene Thaten aufgezeichnet finden, mit einem Charakter der Gewißheit bekleidet,

der einzig dasteht. Dazu kommt noch, daß die Ideen und die Thaten, die Geschichte und die Lehre in den hebräischen Büchern sich enge verketten und in einander schlingen; ja gerade durch den Eindruck der Thaten sind die Lehren ausgeprägt und hervorgehoben worden, woraus sich ergiebt, daß die Erhaltung der übersinnlichen Wahrheiten nothwendiger Weise die Erhaltung der Erinnerungen an die sinnlichen Thaten voraussetzt, und daß sie sich einander entsprechen, wie die Wirkung der Ursache entspricht und wie der Zweck sich an die Mittel anschließt.

Wie sollten wir ferner von dieser Betrachtung nicht betroffen werden, da wir noch alle Tage das nämliche Volk vor Augen haben, welches trotz aller Widerwärtigkeit, durch die es während achtzehn Jahrhunderten gleichsam gesiebt worden, und trotz seiner Zerstreuung in alle Winde, dennoch in seinem Glauben unberührt dasteht; dieses Volk, sagt Rousseau, das fünftausend Jahre nicht haben zerstören, noch entstellen können, und das der Zeit, dem Schicksale und den Eroberern widerstanden hat; das nämliche Volk, wie im Mittelalter, das nämliche wie unter Hadrian und Titus, das nämliche wie unter seinen Hohenpriestern, Propheten und Königen, das nämliche wie unter Moses, nur der Volkseinigung beraubt und gleichsam verbannt in die neueren Zeiten. Alle alten Völker, seine Besieger, sind dahin; es allein ist geblieben, wie ein Gespenst, welches zerfetzt bei den Lebenden umherzieht. Und wenn Sie nach dem Bande suchen, welches dieses Volk sogar in seiner Auflösung an einander halten könne, so werden Sie nur eine einzige Sache finden, auf die das ganze Wunder hinausläuft: ein Buch ist's, welches es seit mehr als dreitausend Jahren in seinen Händen trägt, welches gleichsam sein Talisman ist, an den sich sein Leben knüpft, und welches ihm Alles, den Herd, den Altar, die Nationalität ersetzt. — Welch ein Buch! — Wie kann man noch über seine eigene Erhaltung zweifeln, da es allein schon einem ganzen Volke Erhaltung giebt? wie kann man zweifeln

an seiner Treue, da es sich ein so außerordentliches Zutrauen zu verschaffen gewußt hat? Ungeachtet so vieler Ursachen, die es gewiß hätten entstellen und den Wechselfällen seiner Träger preisgeben müssen, ist kein Wort seit achtzehn Jahrhunderten darin geändert worden, geradeso als sollte das den Beweis liefern, daß in den fünfzehn Jahrhunderten, die bereits vorausgingen, ebenfalls kein Wort darin geändert worden, und als sollte es uns einen Maßstab geben, wonach wir die Kraft der ursprünglichen Wahrheit beurtheilen könnten, die im Stande war, eine solche Verehrung und Sorgfalt für ihre Erhaltung einzuflößen. Endlich spricht sich noch der Geschichtschreiber Josephus also darüber aus: „Es kann nichts Gewisseres geben, als die Schriften, die durch uns beglaubigt sind (er schrieb dies unter dem Kaiser Titus); denn keiner kann ihnen irgend einen Widerspruch vorwerfen, weil man sieht, daß das nur in Erfüllung geht, was die Propheten vor mehreren Jahrhunderten geschrieben haben. Man ist daher viel zu verständig, zu glauben, wir hätten eine große Zahl von Büchern, die sich widersprächen: wir haben derer nur zwei und zwanzig, die alle Begebenheiten enthalten, welche auf uns Bezug haben, seit dem Anfange der Welt bis jetzt. Man darf ihnen den Glauben nicht versagen. Zu diesen Büchern hegt man eine solche Verehrung, daß noch Niemand so kühn war, auch nur das Geringste davon wegzunehmen, da hinzuzufügen oder daran zu ändern. Wir betrachten sie als göttliche, wir benennen sie auch so und wir legen das Versprechen ab, sie unverletzlich beobachten zu wollen, ja, wenn's nöthig ist, mit Freuden zu sterben, um sie nur zu erhalten."*) Was so die Juden vor achtzehnhundert Jahren, indem sie bis zum Anfange der Welt hinaufgingen, ohne Furcht, sich selbst Lügen zu strafen, ihren Gegnern sagten, dasselbe könnten sie seitdem noch sagen bis auf unsere Tage.**)

---

*) Flav. Joseph. contr. Ap. I. 2.

**) Um ihr Buch vor jeglicher Verfälschung, die sich sonst leicht hätte einschleichen können, zu bewahren, entwickelten sie eine Thätigkeit, von der

Nun will ich Ihnen noch gewisse besondere Bürgschaften, über die Sie sich gewiß wundern werden, zur Beachtung vorlegen, durch welche die Vorsehung die Glaubwürdigkeit der göttlichen Bücher augenscheinlich hat bezeichnen und dieselben vor jeder Verletzung behüten wollen.

Unter der Regierung Jeroboams, tausend Jahre vor Christus, trennten sich zehn Stämme von der Nation und bildeten das Reich Israel mit der Hauptstadt Samaria. Dasselbe lebte seitdem stets in unversöhnlicher Feindschaft mit dem Reiche Juda, dessen Sitz immer in Jerusalem blieb. Diese zehn Stämme nahmen ein Exemplar des Pentateuchs mit sich und haben es den Samaritern gelassen, die dasselbe noch besitzen. Dieses Exemplar nun ist mit dem, was die Juden bewahrt haben, völlig übereinstimmend. Die Juden, in die Assyrische Gefangenschaft abgeführt, lernten die Assyrische Sprache und schrieben endlich das Hebräische mit chaldäischen Buchstaben. Seit dieser Zeit findet man bei den eigentlichen Juden die heilige Schrift nur mit chaldäischen Buchstaben, während die Samariter die alte Art, hebräisch zu schreiben, beibehielten. So haben wir denn zwei vollständige Originale vom Pentateuch, in zwei verschiedenen Lettern, aufbewahrt von einander feindlichen Händen, und dennoch im Grunde so ähnlich, daß man bei ihrer Vergleichung nicht begreifen kann, wie ein glühender Haß und ein eingewurzeltes Schisma ihre Bewahrer beständig getrennt habe.*)

---

wir uns keine Vorstellung machen. Sie erfanden zu dem Zwecke die Massora, die sie den Zaun des Gesetzes nannten, und die darin besteht: 1. alle Wörter durch Vocal-Punkte genau zu bezeichnen, während früher der Gebrauch die Aussprache und Lesart schützte; 2. alle Abschnitte und Kapitel, alle Wörter und Buchstaben der Wörter. die a, die b u. s. w. von einem jeden Gesetzbuche und von allen Büchern zusammengenommen zu zählen. Gewiß eine Besorgniß und Gewissenhaftigkeit, die in's Weite geht!

*) Die Vorsehung scheint jene Secte der Samariter nur zu dem Zwecke bis auf unsere Tage noch erhalten zu haben, damit die Glaubwürdigkeit des geheiligten Textes, der auch von den Juden aufbewahrt wurde, durch ihre fortwährende Feindseligkeit gegen dieselben recht augen-

Damals, als das Christenthum in die Welt eintrat, fand im jüdischen Volke ein noch unheilvolleres und noch tiefer eingreifendes Schisma statt. Ein Theil erkannte mit aller Welt in Jesus Christus den Fortsetzer und Vollender der göttlichen Wahrheit auf Erden; ein anderer Theil verkannte ihn und verblieb hartnäckig dabei, ihn noch ferner zu suchen und zu erwarten. Auch dieses Schisma hat der Uebereinstimmung sämmtlicher hebräischen Bücher keine größere Verletzung beigebracht, als das Schisma Jeroboams hinsichtlich des Pentateuchs; und obwohl beiderseits das größte Interesse die Geister antreiben mußte, den Text eines Buches, das ihre Rechtfertigung oder auch ihre Verdammung enthielt, zu verändern, so ist doch nicht einmal die geringste Verletzung daran wahrgenommen worden. Viele Juden haben eben dadurch, daß sie sich nicht an Jesus Christus hielten, sondern das letzte Ziel ihrer Bestimmung verfehlten, den großen Zweck der Vorsehung, welcher von ihnen freilich nicht erkannt wurde, zu dessen Erreichung aber Gott ihren Irrthum dienen ließ, zur Erfüllung gebracht: den Zweck nämlich, die ansehnlichste Grundlage des Glaubens, der das Menschengeschlecht erhält, weil er es sittlich macht, auf die Thatsache zu stützen, daß ein Volk, und zwar das älteste aller Völker, mittelst seiner Zerstreuung in alle Länder die Archive der christlichen Wahrheit über die ganze Erde trägt, dieselben wegen seiner feindseligen Stellung gegen die Christen bewacht und so ohne seinen Willen, ja ohne daß es selbst es weiß, überall und immer das Bollwerk jenes Glaubens ist, gegen welchen es flucht und schmähet.*)

---

scheinlich werde. Zusammengeschmolzen bis auf circa dreißig Familien, bewohnt sie heute Nablus, das alte Sichem.

*) Man mache uns nicht den Vorwurf, daß wir zu lang seien, denn wir haben die Betrachtungen, zu welchen dieses wunderbare Volk Veranlassung giebt, bei weitem noch nicht erschöpft. Wir werden es noch mehrmals in den verschiedenen Theilen unseres Werkes wiederfinden, besonders aber im dritten Theile, wenn wir an seine Prophezeihungen kommen.

Der Skepticismus sieht sich solchem Schutz und Schirm gegenüber besiegt und ist genöthigt, zuzugeben, daß das Buch des Moses, — ohne Vergleich das älteste aller Bücher, das einzige, welches uns über unseren Ursprung auf Erden belehrt, und welches sich durch sich selbst und durch seinen Verfasser ganz vorzüglich empfiehlt, — obendrein noch einen Charakter der Aechtheit und Unverfälschtheit an sich trägt, worin sich kein anderes Buch, es müßte denn erst von gestern sein, mit ihm vergleichen kann.*)

Dort werden wir den wahren Gesichtspunkt haben, von wo aus man es hauptsächlich betrachten muß.

*) Unabhängig von den beiden Texten, dem samaritischen und jüdischen, die neben einander laufen, muß man auch noch gewisse alte Uebersetzungen berücksichtigen, durch welche die Aehnlichkeit der Texte in den verschiedenen Zeitaltern nachgewiesen wird. So haben wir 1. die Uebersetzung der Septuaginta, aus dem Hebräischen in's Griechische, veranstaltet von zwei und siebzig Hebräern, unter der Regierung des Aegyptischen Königs Ptolemäus Philadelphus, zweihundert sieben und siebenzig Jahre vor Christus, ausgeführt nach dem Vorschlage und Plane, den Demetrius Phalereus, königlicher Staatsbibliothekar, seinem Fürsten darüber gemacht hatte; 2. die Vulgata, eine lateinische Uebersetzung des griechischen Textes im ersten Jahrhunderte der Kirche und bei Lebzeiten der Apostel oder deren Schüler; 3. die lateinische Uebersetzung des h. Hieronymus nach dem hebräischen Texte. Alle diese Texte oder Uebersetzungen stimmen so genau überein, daß Juden, Katholiken und Protestanten den einen wie den anderen Text ohne Unterschied citiren. Die Vulgata ist auf dem Concilium von Trient blos vorzugsweise als glaubhaft bezeichnet und für den Gebrauch der Gläubigen bestimmt worden, weil sie wörtlicher und klarer ist. Endlich hat sich auch in neuester Zeit ein Factum herausgestellt, welches auf die treue Erhaltung der geheiligten Bücher noch ein helles Licht wirft, namentlich auf den Pentateuch. „In den letzten Jahren brachte Dr. Buchanan ein hebräisches Manuscript nach Europa, das von den schwarzen Juden gebraucht worden, die seit undenklichen Zeiten in Indien ansäßig sind, wo sie Jahrhunderte lang von aller Verbindung mit ihren Brüdern in anderen Theilen der Welt abgeschnitten waren. Es ist ein Bruchstück einer ungeheuren Rolle, welche, als sie noch vollständig war, gegen neunzig Fuß lang gewesen sein muß. Wie sie jetzt ist, ist sie aus Stücken zusammengesetzt, die von verschiedenen Personen zu verschiedenen Zeiten geschrieben wurden, und enthält einen beträchtlichen Theil des Pentateuchs; die Buchstaben sind auf rothgefärbte Häute eingegraben. Herr

Aber den Moses erwartet noch eine entscheidendere und feierlichere Ehrenbezeugung. Die Juden und die Christen sind es nicht allein, die sie ihm bringen, auch das ganze Menschengeschlecht ist's in seiner größten Allgemeinheit, ja die Natur selbst in ihren verborgensten Tiefen; auch sie erheben sich, um zu seinen Gunsten Zeugniß zu geben und die Vertheidigung ihres Geschichtschreibers zu übernehmen.

§. 2.

Moses gegenüber den Wissenschaften.

Der göttliche Geschichtschreiber befindet sich hier, Angesichts der menschlichen Kritik, in einer ganz eigenthümlichen Lage. Wenn er auch durch sein hohes Alter der Kritik zu entgehen scheint, so bleibt er doch wegen seines Gegenstandes, über den er schreibt, ihr für alle Zeiten zugänglich. Die Geschichte des Moses hat nicht, wie es bei allen anderen Geschichtschreibern der Fall ist, solche Begebenheiten zum Gegenstande, die vom Schauplatze ganz abgetreten, verschwunden sind, und über deren strenge Richtigkeit es mehr oder weniger schwierig ist, eine Untersuchung anzustellen; ihr Gegenstand ist Gott, die Natur und das Menschengeschlecht in ihren ewigen Grundrissen und unwandelbaren Einrichtungen. Der Gegenstand des Moses ist immer und überall; eben dasjenige, was Moses behandelt, hat unauslöschliche Züge, ja gleichsam Inschriften hinterlassen, die tief in das Innerste des Erdkörpers sowohl, als auch eines jeglichen Volkes eingeprägt sind, und an denen man mit Leichtigkeit hinaufsteigen kann bis zu jener Zeit, wo alles das, was er erzählt, noch lebte und sich zutrug. Dadurch, daß

Yeates hat dieses Manuscript mit der Ausgabe des Van der Hooght, welche bei solchen Vergleichungen immer als die Normal-Ausgabe betrachtet wird, zusammengestellt und veröffentlicht. Das Ergebniß dieser interessanten Arbeit ist, daß sich zwischen beiden Texten nicht mehr als vierzig verschiedene Lesarten ergeben, von denen auch nicht eine einzige von der geringsten Wichtigkeit ist." (Wiseman, 10. Disc. sur les rapp. entre la sc. et la rel. rév.)

Moses die Schöpfung der Natur und die ersten Entwickelungen des Erdballs beschreibt, setzt er sich der Gefahr aus, von den Elementen der Natur und des Erdkörpers beständig der Lüge bezüchtigt zu werden, falls das, was er sagt, nicht wahr ist. Wenn er die großen Begebenheiten, die sich mit dem ersten Menschen und mit dessen Nachkommen vor ihrer Zerstreuung zugetragen, erzählt, giebt er sich ebenso viele Wächter und Zeugen, wie Menschen auf Erden waren; denn jeder von ihnen wußte das alles, sei es wegen des Eindruckes, den die ersten Ereignisse bei den Menschen zurücklassen mußten, sei es durch die Ueberlieferungen, die jedes Volk auf seinen Wanderungen mit sich führte: ähnlich wie das gefärbte Wasser einer Quelle oder eines Brunnens durch alle Abflüsse geht, wohin es sich auch vertheilen und ausbreiten mag. In dieser Beziehung kann man mit Wahrheit sagen, daß Moses wegen seines hohen Alters sich weniger würde durchschauen lassen, wenn er in seinen Berichten nicht so hoch hinaufginge; daß er nun aber stets uns zugegen ist und eben so, wie die Beschaffenheit der Dinge, wovon er redet, vor unseren Augen steht, eben weil er ihren Ursprung erzählt.

Wiewohl diese Stellung, die Moses einnimmt, der Genauigkeit seiner Erzählungen Vorschub leistet, so sollte sie doch nicht immer für ihn günstig sein. Bevor der menschliche Geist zu jener genauen Kenntniß der Natur gelangte, die unser Zeitalter in so hohem Grade auszeichnet, und die von tausend Zufälligkeiten oder auch absichtlich angestellten Forschungen herrührt, hat er an der Pforte jeder Wissenschaft herumgetappt und nach manchem Luftbild gegriffen. Erst jüngst ist es ihm gelungen, die Wahrheit zu erfassen. Daraus geht hervor, daß diese Wahrheit, die nun endlich das Resultat der hohen Entwickelung und allseitigen Berichtigung der Wissenschaft geworden ist, in früheren Zeiten, als sie noch weit im Voraus und ohne Erklärung aufgestellt und in der Weltentstehungslehre des Moses gleichsam in rohen Zügen entworfen war, wie eine

Grille und ein Räthsel hat erscheinen müssen; geradeso wie eine Erzählung von den Wunderdingen unserer modernen Industrie dem Mittelalter fabelhaft und widersinnig vorgekommen wäre. Der Glaube, der in jener Zeit die Stelle der Wissenschaften vertrat, immer aber deren Aufschwung begünstigend, beschützte und förderte die Wahrheit der mosaischen Erzählung und machte, daß man dieselbe auf's Wort annahm; als aber später dieser kindliche Glaube verloren war, ohne daß die Wissenschaften so weit fortgeschritten waren, daß sie seinen Platz theilweise hätten einnehmen können, da mußte denn gegen das Ansehen des heiligen Buches ein fürchterlicher Rückschlag kommen, weil das Interesse des Herzens bei der Empörung gegen die Religion mit dem scheinbaren Interesse des Geistes gegen die Grundlage seiner Dogmen im Bunde war. Dies geschah im achtzehnten Jahrhunderte: eine unselige Zeit für die Wahrheit, ein barbarisches Jahrhundert inmitten zweier Epochen der Bildung! Die Wissenschaft büßte damals nicht weniger ein, als der Glaube, weil sich Unwissenheit und Irrthum auf dem Gebiete der Wissenschaften von allen Vorurtheilen der Ungläubigkeit nährten. Daher stammen so viele ungereimte Systeme, so viele beschämende Albernheiten, die man im Namen der Wissenschaften, von denen sie aber heute wieder umgestoßen worden, gegen die Religion zusammenrüstete; daher jener monotone Ingrimm Voltaire's gegen den Mosaismus als die Wurzel des christlichen Baumes; daher jener Pfeil: „Lächerlich!" der unaufhörlich gegen die stumme und gleichsam schlummernde Majestät dieses Patriarchen abgeschnellt wurde. Aber das Lächeln Voltaire's war das Lächeln eines Vatermörders, es war das Lächeln des Cham; es muß auf ihn zurückfallen und als ewige Schmach auf seinem Andenken lasten.

Endlich haben die Wissenschaften ihren fortschreitenden Gang wieder begonnen, und jeder neue Schritt hat sie dem Punkte nähergebracht, der ehedem durch den Glauben festgehalten wurde. In der Weltentstehungslehre des Moses hatte Alles lächerlich und ohne Zusammenhang geschienen; jetzt ist

Alles wieder ernst, lichtvoll und übersichtlich geworden; und geradeso wie der Geschichtschreiber der Schöpfung mit der Wissenschaft gemeinschaftlich das Schicksal hatte, die Zielscheibe und das Opfer der eitelen Angriffe des menschlichen Geistes zu sein, ebenso theilt er heute mit ihr, oder vielmehr er empfängt von ihr alle Ehrenbezeugungen ihres Triumphes, als einer, der von Anfang an die Wissenschaft besessen und sie von keinem Anderen empfangen hat, als von Gott.*)

Zuerst griff man den Moses in seinen Zeitangaben an. Alle historischen Denkmäler hatte man verfälscht, um ihn zu widerlegen, und die lächerlichsten Berechnungen, die in einigen alten Annalen der Indier und Chinesen enthalten waren, wurden blind angenommen und gegen die Zeitangabe, an die er den Ursprung der Welt geknüpft hatte, als Gegenbeweis aufgestellt. Man wollte nicht sehen, daß Moses eben dadurch, daß er diesen Ursprung nicht so weit verlegt, seine Aufrich-

---

*) Ich glaube, man wird mir Dank wissen, wenn ich hier folgenden schönen Vergleich von Wiseman anführe, dessen Richtigkeit man bald erkennt: „Wenn wir auf Reisen über einen ebenen und angenehmen Weg mit einiger Schnelligkeit hinwandern, so scheinen uns diejenigen Gegenstände, die uns zunächst umgeben, unserem Lauf zu begegnen und sich in entgegengesetzter Richtung zu bewegen. Und meistens sind dies Werke der Menschenhände, die Hecken, die sie gepflanzt, oder die Hütten und Häuser, die sie gebauet haben. Werfen wir aber unseren Blick über diese hinaus und betrachten wir die Schöpfungen der Natur, die gewaltigen Berge, die den Horizont umgürten, oder die majestätischen Wolken, die im Ocean des Himmels schwimmen, so sehen wir, daß sie mit uns auf demselben Wege ziehen, und daß ihr Lauf vorwärts geht, wie der unsrige. Und so, glaube ich, ist es mit uns auf der Pilgerfahrt zur Wahrheit. Menschen haben uns rings umhegt mit den Pflanzungen ihrer eigenen Hand oder mit den Erfindungen ihres eigenen Sinnes; und wenn wir bei unserem Fortschreiten auf diese schauen, so glauben wir mit der Wirklichkeit der Dinge gleichsam im Gegensatz und Widerspruch zu sein. Doch, heben wir unsere Augen empor, über diese neuen, sterblichen Schöpfungen hinaus, und beschauen und befragen wir die Natur selbst in ihren ursprünglichen, dauernden Werken, so werden wir, von ihrer Hand geleitet, finden, daß sie mit uns auf dem nämlichen Wege wandert und ebenfalls zu dem Gegenstande unseres Strebens hinzielt." (6. Disc.)

tigkeit bezeugt, und daß das unergründliche Alterthum, hinter welches die Verfasser jener Annalen ihre fabelhaften Erzählungen verschanzen, sie der entgegengesetzten Gesinnung verdächtig macht. Der unglückliche Bailly war der Erste, der sich in seiner Geschichte der alten Astronomie auf die astronomischen Tafeln der Indier stützte, um den Ursprung der menschlichen Genossenschaften bis zu einer unerforschlichen Ferne zurückgehen zu lassen, bei der alle Berechnung aufhöre. Er überließ sich in dieser Beziehung so grillenhaften Voraussetzungen, daß der gesunde Sinn Voltaire's selbst es nicht länger ertragen konnte und nach seiner Weise ihn widerlegte: „Niemals ist etwas aus Scythien zu uns herübergekommen," schreibt er, wo er eine der kühnsten Voraussetzungen Bailly's verwirft, „außer den Tigern, die unsere Lämmer zerrissen; aber dürfen wir vermuthen, daß diese Tiger aus ihren Höhlen herausgekommen seien mit Zifferblättern und Winkelmessern? Wer hat jemals gehört, daß ein griechischer Philosoph ausgegangen sei, im Lande des Gog und Magog die Wissenschaft zu suchen?"*) In seiner Antwort an Voltaire nimmt Bailly, der seitdem bis zu seinem Tode so hoch stand, seine Zuflucht zu Kleinigkeiten, welche deutlich bezeugen, bis zu welchem Grade damals die Wissenschaft die ängstlich besorgte Sklavin der Gottlosigkeit war. „Die Braminen," sagt er, „würden wahrlich stolz sein, wenn sie wüßten, daß sie einen solchen Apologeten besitzen. Aufgeklärter, als jene jemals haben sein können, stehen Sie in demselben Ruhme, den jene im Alterthume genossen. Die Leute kommen jetzt nach Ferney, wie sie ehemals nach Benares gingen. Selbst Pythagoras würde durch Sie besser unterrichtet worden sein; denn der Tacitus, der Euripides und der Homer des Jahrhunderts gilt allein schon ebenso viel, als jene ganze Akademie des Alterthums u. s. w."**) Ein Gegner, der mehr zu fürchten war, als Voltaire, und der

*) Lettre sur l'origine des sciences.

**) Réponse de Bailly, p. 16.

sich nicht, wie dieser, mit Höflichkeiten bezahlen ließ, nämlich der berühmte Delambre*), beschämte den Bailly durch Beobachtungen, welche diese Frage wieder in das Licht der wahren Wissenschaft setzten. Von nun an hörte dieser Punkt sogar ganz auf, fraglich zu sein; und Laplace blieb ungeachtet seiner Freundschaft für Bailly nicht zurück, sondern vereinigte das Gewicht seines Namens mit dem des Delambre gegen das aus der Luft gegriffene Alterthum der astronomischen Tafeln bei den Hindu's: „Die Tafeln der Indier," sagt er, „setzen weit vorgeschrittene Kenntnisse in der Astronomie voraus, und man hat Grund zu glauben, daß sie nicht auf ein sehr hohes Alter Anspruch machen können. Hierin entferne ich mich zu meinem eigenen Bedauern von der Meinung eines berühmten und unglücklichen Freundes."**) Seit jener Zeit hat diese Wahrheit unter den Forschungen der gelehrtesten Astronomen Frankreichs und Englands, namentlich aber unter den Forschungen Maskeline's***) und Klaproths immer mehr an Gewicht zugenommen; und „es hat sich herausgestellt," wie der Letztere sagt, „daß die astronomischen Tafeln der Hindu's, denen man ein unermeßliches Alter beigelegt hatte, im siebenten Jahrhunderte der gewöhnlichen Zeitrechnung aufgestellt und erst weit später durch Berechnungen in eine frühere Zeit verlegt worden sind."†)

Da nun so die Berechnungen, die man auf das angebliche Alter der astronomischen Tafeln bei den Indiern gestützt hatte, zusammengefallen sind, griff der Unglaube (oder vielmehr die Leichtgläubigkeit) zu dem fabelhaften und übertriebenen Alter, welches diese Völker ihren staatlichen Einrichtungen beilegen. Aber bald trat ein Gelehrter auf, der in der Kenntniß Indiens sehr bewandert und zugleich bei der religiösen Frage, die allen diesen Streitigkeiten zu Grunde lag, höchst

---

*) Histoire de l'Astronomie, p. 89.

**) Exposition du système du monde, 6e édition, p. 427.

***) Préface, p. 25. — Cuvier, Discours préliminaire, p. 238.

†) Mémoires relatifs à l'Asie, p. 397.

unparteiisch ist: Sir W. Jones unternahm es, das Chaos zu entwirren. Die Gesinnung, mit welcher er in diese Untersuchung eingegangen, spricht er selbst also aus: „Ich binde mich an kein System und bin ebenso geneigt, die Geschichte des Moses, falls man beweiset, daß sie irrthümlich ist, zu verwerfen, wie auch, an sie zu glauben, falls sie durch einen richtigen Beweis und durch unwiderlegliche Gründe festgestellt wird, und so will ich Ihnen denn einen Abriß der indischen Chronologie vorlegen.“*) Sir Jones entdeckte indeß bald, daß er es mit Nachkommen der Götter zu thun habe, die bei den Indiern die wahre Geschichte zieren und von den Gesetzen, welche die Dauer menschlicher Dynastieen begrenzen, ausgenommen sind. Indem er alle diese Ungereimtheiten bei Seite schaffte, entwarf er Tafeln der wahren Könige und gelangte zu dem Schlusse: daß die Geschichte der Indier ungeachtet ihrer langen Zeitdauer, welche man ihr mit Fug beilegen kann, höchstens bis zu dreitausend achthundert Jahren über unsere Zeitrechnung hinaus zurückgeht.**) Dieses Resultat wurde noch immer mehr festgestellt durch die Arbeiten der Herren Wilfort, Hamilton, Heeren und Guigniaut.

Während aber die großen Auctoritäten der Wissenschaft (um mich des Vergleiches von Wiseman zu bedienen) sich am Horizonte im Sinne der religiösen Wahrheit bewegten, waren nahe am Rande des Weges Gelehrte zweiten Ranges, die sich nur von ihrem Hasse gegen das Christenthum bestimmen ließen, an deren Spitze die Namen Dupuis und Volney stehen; diese gaben sich alle Mühe, mit ihren ebenso unhaltbaren als kühnen Systemen sich an der Wahrheit vorbeizumachen und ihr zu widersprechen. Der Zufall schien ebenfalls sich mitschuldig zu machen an dem Irrthume, den man suchte, und auf den man wegen der Vorurtheile gegen die Wahrheit nothwendiger Weise stoßen mußte. Nämlich zur Zeit der Ex-

*) De la chronologie des Indous. — Recherches sur l'Asie, t. II. p. 2.

**) Loco citato, p. 445.

pedition nach Aegypten entdeckte man in den Tempeln zu Denderah und Esne, in Oberägypten, gemalte oder in Stein gehauene Thierkreise, welche die nämlichen Figuren der Sternbilder des Thierkreises darboten, wie wir sie heute aufstellen, nur waren sie in eigenthümlicher Weise vertheilt. Sie wurden den Berechnungen der Gelehrten unterbreitet, und aus all' den Zusammenstellungen, die sehr genau schienen, glaubte man herauszubekommen, daß diese Tempel wenigstens vor siebentausend Jahren gebaut seien; dadurch wurde denn die Zeitrechnung des Moses umgestoßen. Um diese Entdeckung machte man großes Geschrei. Dupuis, in dessen Augen jene Thierkreise mehr als fünf und zwanzigtausend Jahre alt waren, beeilte sich, in seinem Werke über den Ursprung der Culte daraus Vortheil zu ziehen. Indeß, als die beiden Himmelskarten nach Paris gebracht waren, trat Biot in einem Werke, das sich, wie Cuvier sagt, auf genaue Messungen und auf scharfsinnige Berechnungen stützt, mit der Behauptung auf, daß man an diesen Himmelskarten nichts Anderes erblicken dürfe, als den Stand der Gestirne, wie er siebenhundert Jahre vor Christus war. Dadurch wurde man zuerst aufmerksam auf die Zeit, wo die Tempel erbauet wurden, und, wer hätte es glauben können, man gedachte endlich dahin zu gelangen, von wo man ganz natürlicher Weise würde ausgegangen sein, hätte nicht das Vorurtheil, wie Cuvier bemerkt, die ersten Beobachter verblendet. Die griechischen Inschriften, die auf jenen Denkmälern standen, schrieb man ab und entzifferte die Hieroglyphen, die auch dabei waren.*) Da sah denn die ganze Welt klar, daß diese Tempel unter den Römern erbauet waren; daß der Säulengang des einen von ihnen dem Heile des Tiberius gewidmet war; daß die Himmelskarte selbst den Titel Autokrator trug, was sich auf Nero

*) Das Hauptverdienst bei dieser wichtigen Berichtigung hat sich Herr Champollion erworben, wie es auch der Minister des Innern, der Herr Vicomte de la Rochefoucauld, in seinem Briefe vom 15. Mai 1826 an den König öffentlich ausgesprochen hat.

bezieht; und daß in dem anderen Tempel auf einer Säule, die in demselben Style wie der Thierkreis bemalt und ausgehauen war, eine Inschrift stand, die nur bis zum zweiten Jahre des Antonin ging. Endlich wurde gar das Mißgeschick und die Verlegenheit vollständig, als einige Zeit nachher Herr Caillaud einen Mumiensarg von Theben mitbrachte, welcher der griechischen Inschrift gemäß den Leichnam eines jungen Mannes enthielt, der im neunzehnten Jahre des Trajan gestorben war. In diesem Sarge fand man nämlich einen Thierkreis, der ebenso eingetheilt war, wie jene beiden zu Denderah und Esne.*)

Dieses Beispiel habe ich angeführt, weil ich vorhatte, in erster Linie ein Bild von jenem Streite zu geben, den man über den chronologischen Theil des Moses erhoben hatte. Man sieht nämlich hieraus, bis zu welchem Punkte das Vorurtheil des Unglaubens die Geister blenden und irreleiten kann. Nun denke man sich, mit welcher Kühnheit und Leichtfertigkeit sie über alle anderen Theile der Genesis triumphirten: über die sechsmalige Schöpfung, über die Erschaffung des Lichtes vor der Erschaffung der Sonne, über die Einheit der menschlichen Abstammung, über die lange Lebensdauer der ersten Menschen, über die Sündfluth und die Rettung Noe's, über den Thurm von Babylon, die Sprachverwirrung und die Zerstreuung der Völker u. s. w. Alles dies war wie Auskehricht fortgeschafft worden durch die Afterweisheit, welche die Klarheit des gegenwärtigen Zustandes der Dinge den Ungereimtheiten der Genesis entgegensetzte und sich an dem kindlichen Glauben der verflossenen Jahrhunderte durch ein unausgesetztes Lächeln rächen wollte.

Der wichtigste Punkt jenes Glaubens war aber, wie Jeder leicht merken kann, keiner von denen, die wir so eben aufzählten; er liegt aber in ihrer Nähe. Es war der Punkt

---

*) Man sehe Cuvier, Disc. sur les revol. du globe, 8. éd.; Wiseman, 8. Disc.; Marcel de Serres, De la cosmog. de Moise, t. II. p. 74.

über den erblichen Fall des ersten Menschen und über die ebenfalls erblich sich fortpflanzende Verheißung eines Wiederherstellers, — Jesu Christi. Das war der Punkt, der sie stachelte. Indem sie alle anderen angriffen, hatten sie im Auge, diesen zu vernichten. Man hätte wahrlich den Moses ganz in Ruhe gelassen, man hätte sein Genie sogar vergöttert, wie das eines Sokrates und eines Mark Aurel, wenn er nicht das große Unrecht gehabt hätte, von Gott wirklich inspirirt zu sein und gleichsam unter seinem Herzen die heiligen Keime des Christenthums zu tragen. Das Christenthum wollte man in ihm ersticken, man wollte es abschneiden und für sich allein hinstellen, indem man seine alterthümliche Kette, womit es an die Wiege des Menschengeschlechtes geknüpft ist, zu zerreißen gedachte. Aber eben dadurch machte man der Wahrheit das kostbarste und wesentlichste Zugeständniß. Denn gäbe es nicht schon wirklich tausend Beweise für jene wichtige Wahrheit, daß der Mosaismus das Christenthum enthält, und daß dieses somit eine ununterbrochene Aufeinanderfolge vom Anfange der Welt an bis auf unsere Tage darstellt, so würde die Art der Angriffe von Seiten der Gottlosigkeit allein schon hinreichen, jene wichtige Wahrheit an den Tag zu legen und sie selber an den Pranger zu stellen: sie richtete ihre Schläge auf Moses, weil er der Geschichtschreiber Jesu Christi ist.*) Sie machte auch noch ein anderes Zugeständniß, welches nicht weniger kostbar ist; die verschiedenen Theile der Erzählung des Moses gehören nämlich durchaus zusammen und verbürgen sich einander, so daß die Falschheit oder Wahrheit des einen Theiles die Falschheit oder Wahrheit des anderen mit sich bringt. Hören wir einmal die ganze Art der Beweisführung:

Moses hat gelogen, weil er der Welt einen Anfang giebt und weil er sie nur seit sechstausend Jahren bestehen läßt; er streitet gegen den gesunden Menschenverstand, wenn er sagt,

---

*) Das ganze Geheimniß der Werke Voltaire's gegen die Hebräer, sagt der Jude Salvador, liegt in den Worten: Das Christenthum gründet sich auf das Judenthum. (Loi de Moise, 1. édit. p. 434.)

daß das Licht vor der Sonne erschaffen sei, daß wir Alle von einem Menschen abstammten und daß der Neger und der Albino von demselben Geblüt kämen; er hat den Kindern einen Spaß machen wollen mit dem langen Leben seiner Patriarchen, mit seiner Sündfluth und seiner Arche Noe's, mit seinem babylonischen Thurm und seiner Sprachenverwirrung; — man muß also gleichfalls ausstreichen, was er über den Fall des Menschen und über die Verheißung eines Erlösers sagt; folglich hat das Christenthum keine Grundlage.

Da haben wir's, um was es sich bei dieser Beweisführung handelt, und der Punkt, der in allen Angriffen gegen Moses verborgen liegt, tritt hier deutlich hervor. Was den Schluß selbst angeht, so sind wir mit den Feinden der Religion einverstanden und haben somit das Recht, ihnen zu sagen:

Wenn es bewiesen ist, daß Moses trotz allem natürlichen Schein der Dinge dennoch die Wahrheit gesagt hat über jene Punkte, in denen Sie ihn widerlegt zu haben sich schmeicheln, so hat er auch über den Hauptpunkt vom Sündenfalle des Menschen und von der Verheißung eines Erlösers die Wahrheit gesagt; und wir müssen ihm um so mehr Glauben schenken, weil er sich uns zeigt als einen Mann, der über allen Menschen steht, eben weil er Geheimnisse gekannt hat, die der menschlichen Wissenschaft so sehr verborgen waren, daß diese in ihrer Unwissenheit sie wie Unsinn und Albernheit behandelt hat. So wird also auch die Unbegreiflichkeit des Geheimnisses vom Falle des Menschen und von seiner Wiederherstellung nicht mehr ein Grund sein, ihm den Glauben zu verweigern, im Gegentheil wird die Wahrhaftigkeit, die Moses in anderen ebenfalls unbegreiflichen Dingen an den Tag legt, ein entscheidender Grund sein, daß wir auch in jenem Punkte auf seine Aussage bauen. Also wird endlich das Christenthum auf dem Judaismus beruhen, und dieses Wechselverhältniß wird von Gott sein.

Dieses zu Grunde gelegt, kommen wir nun mit der Fackel der Wissenschaft, jene große Gegeneinanderstellung vorzuneh-

men. Schlagen wir einerseits das Buch der Natur auf und andererseits die Bibel, und vergleichen wir diese beiden Texte, um zu sehen, ob ihr Verfasser derselbe ist oder nicht.*)

I. In principio Deus creavit coelum et terram. „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde.“

Durch diesen ersten Vers nimmt Moses seinen Platz weit entfernt von allen menschlichen Systemen.

Alle menschlichen Systeme über den Ursprung der Welt, die so vielfach und so verschieden sind, daß Montaigne, wo er sie durchgeht, endlich ausruft: „Nun rühmt Euch doch daß Ihr gerade den Nagel auf den Kopf getroffen, während es so vielen anderen Philosophen im Gehirne rasselt und tobt.“**) sind indessen alle über einen Punkt einig, nämlich über die Ewigkeit der Materie. Es scheint, daß es dem menschlichen Geiste nicht gegeben ist, selbst bei seinen aben-

---

*) Unabhängig von allen bereits früher gepflegten Wissenschaften, die zu einer hohen Entwickelung und Bestimmtheit gelangt sind, haben sich in unseren Tagen auch noch ganz neue Wissenschaften erhoben, um ebenfalls für das Wort Gottes Zeugniß abzulegen, und das gerade zu jener Zeit, wo der Glaube in allen Herzen am Absterben war. Zu ihnen muß man vor Allem die Geologie zählen, von der wir höchst interessante Zeugnisse entlehnen werden. Eine solche Mannigfaltigkeit und zweckmäßige Ordnung in den Beweisen, welche abwechselnd der Religion zu Nutzen kommen, genau nach den Stadien, die der menschliche Geist durchläuft, ist wirklich zu bewundern! Wenn das Mittelalter und die ersten Jahrhunderte der Kirche Beweise hatten, die wir nicht haben; wenn die Zeit der Wunder, des heiligen Lebens der Apostel, der Bekehrung des ganzen Erdkreises und des Heldenmuthes der Märtyrer vorüber ist, so sehen wir ganz neue Beweise aufkommen, die nicht weniger schlagend sind, bei deren Anblick wir staunen, und die unseren Geist genau von der Seite zufriedenstellen, welche für ihn heute die angemessenste ist, nämlich von der Seite der Wissenschaft und der Prüfung; — ähnlich, wie von der Höhe des Leuchtthurms, der unbeweglich und fest über den schwankenden Fluthen des Meeres sich emporhebt, das rettende Licht die Runde macht und mit seinen wechselnden Farben dem Matrosen in's unruhige Auge fällt.

**) Livre II. chap. 12.

teuerlichsten Einfällen, auf die Idee von der Schöpfung zu kommen, welche im eigentlichen Sinne, um den vertraulichen Ausdruck Montaigne's nochmals zu gebrauchen, der Kopf des Nagels ist. Plato, dessen hohes Genie, so zu sagen, die weitesten Grenzen der menschlichen Erkenntniß erreicht hat, konnte die Schöpfung weder in ihrem Wesen, noch in ihren Resultaten erfassen; man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man auf seinen Timäus und auf die Abhandlung von den Gesetzen aufmerksam ist. Wie er sagt, hat zwar Gott der Materie die Form eingeprägt und ihr die Anordnung und Schönheit gegeben; aber zuletzt, bevor Gott seine Hand daran legte, war diese gestaltlose Materie noch ein Ich-weiß-nicht-was, welches einen Grund seines Daseins hatte, und dessen er sich, wie eines Substrats, bediente, um das Universum hervorzubringen.

Nach dem heiligen Schriftsteller gab es nichts, und im Anfange machte Gott aus Nichts, oder mit einem anderen Worte, er **schuf** den Himmel und die Erde. — Das war seine erste Handlung. Die Erde, auf diese Weise aus dem Nichts hervorgegangen und in den Zustand des Chaos getreten, war noch gestaltlos, wüst und leer. Nun sprach Gott: Es werde Licht u. s. w., und es erfolgte die Bildung und Gestaltung des Universums.

In dem kurzen Abrisse von der Entstehung des Universums, den die Hand des Moses uns gezeichnet hat, muß man zwei verschiedene Abstufungen wohl beachten: zuerst wird uns Gott dargestellt als Schöpfer, der seine Thätigkeit ausübt über dem Nichts; dann aber als Bildner, der thätig ist über dem Chaos. „Erschaffen von Anfang an und vor aller Zeit," sagt Bossuet, wo er von dem Universum spricht, „aber blos ausgeschmückt in der Zeit."*) „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde. Aber die Erde war wüst und leer. Und Gott sprach: Es werde u. s. w."

*) VIIe Elévat. sur les myst.

Hiervon macht Baco folgende schöne und tiefe Bemerkung: „In den Werken der Schöpfung sehen wir einen zweifachen Ausfluß der göttlichen Kraft und Gewalt: der eine bezieht sich auf seine Macht, der andere auf seine Weisheit. Der erste giebt sich besonders in der Schöpfung der Materie kund, der andere dagegen in der Schönheit der Form, womit die Materie nunmehr bekleidet wird. Wenn die h. Schrift von der Materie redet, so sagt sie uns nicht, Gott habe gesprochen, daß Himmel und Erde werden sollten, fiat coelum et terra; das ist vielmehr eine Redeweise, die er anwendet für die folgenden Werke. Während also die Schöpfung der Materie sich zeigt als das bloße Werk seiner Hand, trägt hingegen die Einführung der Gestalt in die Materie den Charakter eines Gesetzes oder eines Befehles." *)

---

*) Le Christ. de Fr. Bacon, t. I. p. 126—127. Die Ausdrücke, die der göttliche Geschichtschreiber gebraucht, sind höchst merkwürdig in dem Sinne dieser zweifachen Thätigkeit Gottes. Das hebräische Wort בָּרָא, welches er Anfangs anwendet, haben alle Uebersetzer und Ausleger ohne Ausnahme wiedergegeben mit aus Nichts machen, erschaffen, zum Unterschiede von dem Worte עָשָׂה, dessen sich Moses bedient, um die Bildung, die Plastik des Universums anzuzeigen. Hier will ich zugleich noch darauf hinweisen, daß jene Auffassungsweise des Wortes בָּרָא in die jüdische Uebersetzung notorisch aufgenommen ist, wie man aus folgender Stelle im Buche der Maccabäer sieht: Ich beschwöre dich, mein Sohn, zu betrachten Himmel und Erde und alle Dinge, die darin enthalten sind, und daß du wohl erkennest, daß Gott sie aus Nichts gemacht hat, ex nihilo fecit illa Deus. — Schon Moses selbst läßt diesen Unterschied deutlich hervortreten, wo er die Werke Gottes kurz wiederholt. Im zweiten Kapitel sagt er nämlich: „Und er segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, weil er an demselben ruhete von allem seinem Werke, das Gott schuf, um es zu machen," quod creavit Deus ut faceret, creavit ut ordinaret (בָּרָא אֱלֹהִים לַעֲשׂוֹת). Auch kommt das Zeitwort בָּרָא, dessen er sich anfänglich bedient hatte, nicht mehr aus seiner Feder, sondern, wie gesagt, immer das Zeitwort עָשָׂה, mit Ausnahme von zwei besonderen Fällen, in welchen durch die Umstände diese Bedeutung wunderbar hervorgehoben wird, nämlich wo Gott bei Erschaffung der Thiere der Materie das Leben giebt und wo er den Menschen erschafft nach seinem eigenen Bild und Gleichniß. Hier ganz besonders verschwindet die befehlende Redeweise des Fiat, Es werde, und

Und nun, was den Grundsatz der Schöpfung angeht, wer hat Recht? — Moses oder die Philosophen?

Einer von diesen hat in seinem letzten Augenblicke, wo er tiefer in die Sache eindrang, und wo er sich wieder zur Wahrheit hinneigte, das Wort gefunden, das in dieser Sache entscheidend ist: „Ich bleibe," sagt Broussais, „bei meinem Gefühle von einer mitwaltenden Erkenntniß, die ich nicht eine schaffende zu nennen wage, obgleich sie es wohl sein müßte."

Es giebt in der That zwischen diesen beiden Handlungsweisen ein nothwendiges Band. Nämlich die eigene und unmittelbare Macht, bei der Schöpfung mitzuwalten, setzt unwiderleglich die Macht, zu erschaffen, voraus. Wenn die Materie ewig ist, wenn sie von Niemandem ihren Anfang genommen hat, so muß sie auch unabhängig sein und den Grund des Seins in sich selber haben. Die eigene und unmittelbare Thätigkeit des Mitwaltens und Mitordnens setzt aber voraus, daß die Sache, die mitgeordnet worden, von dem Mitordner abhängig war. Wenn Gott also die Materie mitgeordnet hat, so war dieselbe nicht unabhängig; sie war also nicht ewig, mußte folglich erschaffen werden.

Dieser Schluß, den man einen mathematischen Beweis von der Schöpfung nennen kann, ist aber den Menschen nicht zum Bewußtsein gekommen, und sie würden keine Idee davon

---

es kehrt wieder das bloße Werk seiner Hand, wie Baco sagt, das Faciamus, Lasset Uns machen, die unmittelbare Schöpfung. Die schöpferische Macht tritt hier wieder auf, weil es sich handelt um einen ganz neuen Grundsatz, welcher von der allgemeinen Naturlehre, die das Werk der ersteren Tage leitete, durchaus verschieden ist. Diese drei Stufen der Schöpfung, die Moses selbst anzeigt, nämlich die der Materie, des thierischen Lebens, und der menschlichen Seele, bekunden eine tiefe Weisheit, über welche wir bei der Oberflächlichkeit unseres Geistes uns wundern, wenn wir dieselbe unter so einfachen und lakonischen Worten finden, wie Moses sie gebraucht hat. Er ist kurz, weil er genau ist. Die Wahrheit ist's, die da spricht; sie führt ihre eigene Sprache und staunt nicht über die Wunder, die sie erzählt, weil sie dieselben selbst gewirkt hat.

haben, hätte ihnen nicht der göttliche Geschichtschreiber das Wort gesagt.*)

Ueber diesen ersten Punkt hat also Moses Recht. Er steht hoch über dem menschlichen Geiste und zeigt sich uns schon gleich Anfangs als das Orakel des göttlichen Geistes selbst; denn die Idee von einer Macht, die aus nichts etwas hervorbringt, so folgerichtig sie uns auch hinterdrein scheinen mag, konnte auf keine andere Weise einem Menschen in den Sinn kommen, eben weil es für sie auf Erden keinen Vergleich giebt.

II. Terra autem erat inanis et vacua, et tenebrae erant super faciem abyssi; et Spiritus Dei ferebatur super aquas. — „Aber die Erde war wüst und leer, Finsterniß war über dem Abgrund; und der Geist Gottes schwebte über den Wassern."

Aus diesem Verse geht hervor, daß die Erde leblos in den Wassern versenkt war. Dasselbe ist auch im 9ten Verse enthalten, wo gesagt wird: „Es sammle sich das Wasser, so unter dem Himmel ist, an einen Ort, und es erscheine das Trockene." Darnach wird das Leben der Pflanzen und der Thiere eingeführt.

So lautet der heilige Text. — Oeffnen wir nun das Buch der Natur und der Wissenschaft!

„Soviel ist gewiß", sagt Cuvier, „daß das Leben nicht immer auf dem Erdball dagewesen, und für den Beobachter ist es leicht, den Zeitpunkt zu erkennen, wo dasselbe angefangen hat, seine Producte abzusetzen... Trotz aller Unordnung, die uns entgegentritt, ist es doch großen Naturforschern gelungen, den Beweis zu liefern, daß eine feste Ordnung obwaltet, und daß alle diese ungeheuren Lager, so

*) Auch dieses ist höchst merkwürdig, daß die griechischen Philosophen obige Wahrheit nicht genau hatten fassen können, obwohl sie auf ihren Reisen nach dem Orient Gelegenheit hatten, dieselbe an der Quelle zu schöpfen. Man sehe hierüber Maret, Théodicée chrét. p. 127—152, und eine Abhandlung in Briefform von d'Aguesseau, im 16. Bande seiner Werke p. 17.

zerrissen und so verstürzt sie auch sind, unter sich eine gewisse Folge darstellen, welche im Allgemeinen in allen Gebirgsketten dieselbe bleibt. Der Granit ist das Gestein, welches sich unter alle anderen versenkt, mag er übrigens sein Dasein einer allgemeinen Flüssigkeit verdanken, welche früher alle Stoffe aufgelöst enthielt, oder mag er durch die Erkaltung einer großen, geschmolzenen oder dampfförmigen Masse zuerst fest geworden sein. Blätterige Gesteine legen sich an den Seiten an; Schiefer, Porphyre, Sandsteine, talkige Gebirgsarten finden sich damit wechsellagernd; endlich sind krystallinisch-körnige und andere Kalksteine ohne Conchylien das letzte Werk, durch welches diese unbekannte Flüssigkeit, dieses Meer ohne Bewohner, die Materialien für die Mollusken und Zoophyten vorbereitet zu haben scheint, welche bald nachher auf dieser Grundlage ungeheure Zusammenhäufungen ihrer Muschelschalen und ihrer Korallen ablagern mußten... **Das Leben, welches sich der Erdkugel bemeistern wollte, scheint in diesen ersten Zeiten noch mit der todten Natur gekämpft zu haben, die bis dahin geherrscht hatte.** — Demnach, **man kann es nicht leugnen,** waren die Massen, welche jetzt unsere höchsten Berge bilden, ursprünglich in einem flüssigen Zustande; lange Zeit nach ihrem Festwerden waren sie von Wassern bedeckt, welche keine lebenden Wesen nährten."*)

Welche Uebereinstimmung! und wer hätte es erwartet, daß eine solche Rechtfertigung möglich gewesen?

III. Dixit Deus: Fiat lux. Et facta est lux. — „Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht." Nach dieser Erscheinung des Lichtes, ja selbst nach der Hervorbringung der Pflanzen, sprach Gott noch: Es sollen Lichter werden an der Feste des Himmels.

Hier sehen wir einen Text, der den Glauben unserer

*) Disc. sur les révol. du globe, 8. édit. p. 24, 27, 28.

Väter auf die Probe stellen mußte: Das Licht vor der Sonne! Welche Verkehrtheit! Das ganze Genie Bossuets hat ihm, als er vor dieser Schwierigkeit stand, zu nichts gedient; sein Glaube allein hat ihn gehalten, daß er dem heiligen Worte unterthan blieb, und hat ihn folgende einfachen Worte schreiben lassen, die vor Gott werden höher angerechnet sein, als alle schönen Entdeckungen unserer Naturforscher: „Jenem großen Werkmeister hat es gefallen, das Licht zu erschaffen, selbst bevor er dasselbe auf die Gestalt zurückführte, die ihm in der Sonne und in den Gestirnen gegeben ist. Denn er wollte uns lehren, daß jene großen und herrlichen Lichtträger, die man uns zu Gottheiten hat machen wollen, aus sich selbst nichts hätten, weder die prachtvolle und glänzende Materie, aus der sie bestehen, noch die bewunderungswürdige Form, womit wir sie bekleidet sehen.“ *)

Eine solche Erklärung war begreiflicher Weise noch lange nicht im Stande, die starken Geister zufrieden zu stellen; diese haben es auch wirklich nicht daran fehlen lassen, den Moses deswegen zu verlachen; daß sie aber dies Gelächter sich selber bereiten würden, daran dachten sie nicht.

Wahrlich, wer weiß heute nicht, daß jedes kleinste Theilchen der Materie ein gewisses Maß von Licht, Wärme und Elektricität besitzt, welches durchaus unabhängig von den Sonnenstrahlen ihm eigen ist; daß somit Moses Recht hatte, das ursprüngliche Licht zu unterscheiden von dem, welches später aus der Sonne ausstrahlte und nunmehr die Hauptquelle jenes Lichtes ist, das die Erde bekommt?

Aus den Arbeiten und Forschungen Young's, Fresnel's und Arago's hat sich herausgestellt, daß das Licht hervorgebracht wird durch die Schwingung eines allgemein verbreiteten Fluidums, welches äußerst fein ist, den ganzen Raum erfüllt, alle Körper bis in ihr Innerstes durchdringt und den Namen Aether trägt. So lange es sich in Ruhe befindet,

---

*) Bossuet, Hist. univ., 2. partie.

herrscht vollständige Dunkelheit; sobald es aber in Schwingung gebracht ist, wird Licht erzeugt und wir haben davon die sinnliche Wahrnehmung. Eine solche Schwingung kann durch verschiedene Ursachen veranlaßt werden, z. B. durch die Sonne oder durch die Sterne, durch Elektricität, Verbrennen, oder sogar durch einige chemische Processe. Ja auch bei Abwesenheit der Sonne und in solchen Tiefen, wo man unmöglich eine Wirkung der Sonnenstrahlen annehmen kann, giebt sich Licht kund und glänzt auf tausend verschiedene Weisen. Je tiefer man zum Mittelpunkte der Erde hinabsteigt, desto mehr bekundet sogar der Eindruck der Wärme das Dasein jenes Fluidums und läßt uns annehmen, daß die ursprüngliche Wärme und das ursprüngliche Licht, dessen die Erde in den ersten Zeiten ihrer Bildung genoß, beträchtlich genug waren, um jenes Licht entbehren zu können, welches ihr jetzt die Sonne zuschickt. Die ganze Sache besteht nur darin, daß damals, als jenes Uebermaß des Lichtes vermöge seiner Ausstrahlung sich durch die Himmelsräume vertheilte, die Sonne eine leuchtende Atmosphäre erhielt, welche geeignet ist, für die Erde das Licht und die Wärme, der ihrer Oberfläche in Folge deren Verdichtung abhanden gekommen, wieder auszugleichen. So hat denn das Licht nach den bestimmten Resultaten der Naturwissenschaften, um es recht zu sagen, der Sonne, die nur eine seiner vorzüglichsten Bewegungsursachen ist, nicht blos vorausgehen können, sondern vorausgehen müssen.*)

---

*) Seit den großen Bemühungen Herschel's bis auf Herrn Arago laufen die Beobachtungen aller Naturforscher und aller Astronomen darauf hinaus, jenes Factum immer mehr zu beweisen, daß die Sonne eine feste und undurchsichtige Kugel ist, umgeben von einer doppelten Atmosphäre: nämlich von einer unmittelbaren, die dunkel und dicht ist, und von einer höheren, die uns alle jene Lichterscheinungen bietet, welche man fälschlich ihrem Herde zugeschrieben hat. Die Sonne wird nunmehr angesehen als eine elektrische Kugel, als eine ungeheure Voltaische Säule, welche nach den Gesetzen der Elektricität ihre Strömungen bis zu den weitesten Umkreisen entsendet und vor den Feuern, die sie auf uns herabschießt, selbst sehr wohl geschützt sein kann; sie ist somit, wie schon Herschel

„Die heilige Schrift,“ sagt hier ein gelehrter Geologe, „hat also das Ergebniß der neuesten Entdeckungen vorhergewußt, wenn sie sagt, daß das Licht schon in der ersten Epoche in Thätigkeit oder in Bewegung gesetzt wurde. Sie leihet der Wissenschaft ihre Stütze und ihre Auctorität, und ist weit entfernt, mit den Fortschritten der Naturwissenschaften im Widerspruch zu stehen.“ *)

Man bemerke hier wohl, mit wie richtigen und genauen Worten Moses die Erscheinung des Lichtes ausdrückt. Nur wegen der üblicheren Redeweise lassen die Uebersetzer ihn sagen: „Es werde Licht. Und es ward Licht.“ Der hebräische Text aber sagt: „Es sei Licht. Und es war Licht“; — eine Lebhaftigkeit im Ausdruck, die nicht allein das Hohe und Erhabene, was in der Sache liegt, uns nahe führt, sondern auch mit der Natur des Lichtes wunderbar im Einklange steht. Das Licht durfte ja nicht erschaffen oder hervorgebracht werden als ein besonderer Körper, weil es an sich nur das Resultat der Schwingung eines leuchtenden Fluidums ist, wie der Ton ein Ergebniß der in Schwingung gebrachten atmosphärischen Luft. Der heilige Schriftsteller konnte also die Erscheinung des Lichtes auf keine andere Weise bezeichnen, die deutlicher und mit den Ursachen seiner Verbreitung übereinstimmender gewesen wäre. Seinem Ausdrucke gemäß scheint das Licht plötzlich hervorzuspringen und aus dem Schooße der Finsternisse herauszuzucken, wie es auch der h. Paulus mit merkwürdiger Genauigkeit ausspricht: Deus qui dixit de tenebris lucem splendescere.**)

Eine andere Eigenthümlichkeit, die ebenfalls aufmerksamen

---

meinte, bewohnbar und wirklich bewohnt. Die Flecken, die sich auf der Sonne zeigen, und die sich so oft ändern, wären demnach nichts Anderes, als Risse und Verrückungen entweder ihres Lichtsitzes oder ihrer unteren Atmosphäre.

*) De la Cosmogonie de Moïse comparée aux faits géologiques, von Marcel de Serres, Professor der Mineralogie und Geologie an der Facultät der Wissenschaften zu Montpellier, t. I. p. 41, zweite Auflage.

**) 2. Cor. 4, 6.

Gelehrten nicht entgangen, ist diese, daß das Wort Licht im Hebräischen zugleich den Begriff Wärme in sich faßt, und in gleicher Weise, was höchst bemerkenswerth ist, ein Fluidum bezeichnet, welches durch Ausdünstung und Aufwallen solcher Körper entsteht, welche die Fähigkeit haben, sich luftförmig auszudehnen. „Es ist ein wohl zu beachtendes Factum," sagt Chaubard, „daß die Begriffe Wärme und Licht in der Bibel durch ein einziges Wort ausgedrückt sind, als wären sie eins und dasselbe. Das Wort אור muß man also mit Licht-Wärme übersetzen, was unserem chemisch-elektromagnetischen Agens in der Physik entspricht, ein Name, welcher, so zu sagen, erst gestern aufgekommen ist. Die Bibel war also auch in diesem Punkte der Wissenschaft um mehr als dreitausend Jahre voraus. Auch darf man nicht übersehen, — denn dies kann uns behülflich sein, um zu begreifen, was denn die Erscheinung ist, der wir den Namen Licht geben, — daß das Wort אור in seiner ursprünglichen Bedeutung die Idee eines Fluidums bietet, welches durch Ausdünstungen entsteht."*) — „Die Aehnlichkeit in der Art und Weise, wie Wärme und Licht sich verbreiten," sagt auch Marcel de Serres (nachdem er dieselben Bemerkungen ausgesprochen hat, wie Chaubard), „geradeso, wie Moses sie in seiner Erzählung andeutet, ist durchaus in Uebereinstimmung mit dem Stande der Wissenschaft in neuester Zeit. Herr Arago stellt die genialsten Versuche an und arbeitet dahin, durch Experimente die Frage über die Natur des Lichtes zu lösen. Aber weit vor ihm, ja selbst weit vor Newton, scheint Moses für die neueren Naturforscher den Knoten der Frage durchschnitten und sich gewissermaßen auf die Seite der Lehre von den Schwingungen gestellt zu haben."**) Ja, wahrlich! Moses ist in seiner Erzählung geleitet worden durch Den, der bekanntlich dem Job jene unergründlichen Fragen stellte, deren

---

*) Eléments de géologie.

**) Tome I. p. 42 et 99.

Lösung für unser Jahrhundert aufbewahrt zu sein schien: „Sage mir, wo wohnet das Licht und wie breitet sich seine Wärme aus?“ Indica mihi, in qua via lux habitet, per quam viam spargitur lux?*)

Endlich schließt sich noch eine ganz neue geologische Entdeckung an die Wahrheit der mosaischen Weltentstehungslehre über die Erscheinung des Lichtes wie auch der Pflanzen vor Erscheinung der Sonne. Es ist eine ausgemachte Sache, daß die fossilen Pflanzen, die sich in unseren Gegenden finden, dieselben Gattungen darbieten, wie jene, die man in Amerika aufgefunden hat; daß also die Ungleichheit der Wärme des Bodens zwischen beiden Welten, die gegenwärtig die Unterschiede in den Pflanzenerzeugnissen verursacht, in jenem Zeitalter nicht vorhanden war, und daß eine Ausstrahlung des Lichtes und der Wärme aus dem Mittelpunkte der Erde, oder eine leuchtende Atmosphäre, oder jede andere Art gleichmäßiger Vertheilung der Licht-Wärme nothwendiger Weise muß angenommen werden, um jene Gleichförmigkeit daraus zu erklären.

„Solche Beziehungen zwischen der Erzählung der Genesis

*) Job, 38, 19. u. 24. — Herr Arago, wo er sich die Frage stellt: Was ist die Natur des Lichtes? giebt die Erklärung, daß die Meinungen Aller heutzutage sich vereinigen in dem System der Schwingungen und der Wellenbewegung; daß dies namentlich der Fall sei, seitdem durch neuere Entdeckungen sich herausgestellt habe, wie innig die Beziehungen sind zwischen der Ursache, welche die elektrischen Erscheinungen hervorbringt, und jener, welche dem Lichte seine Entstehung giebt. (Leçons d'astronomie prof. à l'Observ. roy., p. 93—94.) — Schon der Abbé Nollet lehrte, daß die Elektricität das urstoffliche Feuer wäre, dem man die zweifache Eigenthümlichkeit, zu erleuchten und zu entzünden, beilegt. „Die Aehnlichkeit der Wirkungen,“ sagt dieser scharf urtheilende Naturforscher, „verkündigt uns mit aller Sicherheit, daß die Ursachen nur eine und dieselbe sind; und Alles bringt uns immer mehr zu dem Glauben, daß das Feuer, das Licht und die Elektricität nur drei verschiedene Erscheinungsweisen desselben Wesens sind.“ (Leçons de physique, t. VI. p. 252—253.) Diese Idee des Abbé Nollet hat durch die Entdeckungen der Naturforscher in letzterer Zeit ihre volle Bestätigung gefunden.

und den neuen Entdeckungen der Naturwissenschaften, wie wir sie eben bezeichnet haben," schließt Marcel de Serres, „sind höchst merkwürdig. Dies verleihet dem Genie des hebräischen Gesetzgebers einen neuen Glanz, und man kann nicht umhin, in ihm entweder eine Offenbarung, die ihm von oben kam, oder doch wenigstens jenen Scharfblick des Genie's anzuerkennen, der die Geheimnisse der Natur voraussieht, das Dunkel, womit sie umgeben ist, durchdringt, und die wahre Inspiration ausmacht, welche dem Menschen einen Strahl der ewigen Wahrheit zuträgt."*)

IV.**) Et ait: Germinet terra herbam virentem et facientem semen, et lignum pomiferum faciens fructum juxta

---

*) Tome I. p. 42—43. Ich muß offen gestehen, daß meine Vernunft sich weigert, in den Erzählungen des Moses jenen Scharfblick des Genie's zu erkennen, von dem der gelehrte Professor spricht, und ich kann ebenso wenig zugeben, jener Scharfblick des Genie's mache die wahre Inspiration aus. Das Genie ahnt Zusammenstellungen, aber es ahnt keine Thatsachen; das Genie täuscht sich manchmal und macht sich fast niemals ohne irgend eine Verirrung kenntlich; endlich läßt das Genie, namentlich in den strengen Wissenschaften, die Spur seiner Schritte erkennen. Bei Moses dagegen giebt es, wie wir noch immer besser sehen werden, eine Wahrheit, eine Einfachheit, eine Bestimmtheit und eine Sicherheit, die nichts von jenen Dingen kennen und uns ihn nicht blos als einen Forscher, sondern vielmehr als einen treuen Gedächtnißredner zeigen.

**) Ich enthalte mich, gewisse Beziehungen der Weltentstehungslehre des Moses zu den Wissenschaften, sofern sie die Bildung des Firmamentes und die Erscheinung des trockenen Landes betreffen, hier hervorzuheben, weil mir dieselben nicht hinreichend unwiderleglich scheinen. Ich habe es mir zum Gesetz gemacht, mich nur an wahren Beweisen zu halten und dieselben nicht dadurch zu schwächen, daß ich Auffassungen nach diesem oder jenem Systeme miteinflechte. Jedoch, weil ich den Vorwurf, daß ich hier zu viel fordere und gar zu bedenklich sei (was etwa von der Unvollkommenheit meiner Kenntnisse in einzelnen Zweigen der Wissenschaft herrühren könnte), nicht auf mich laden will, so verweise ich den Leser auf das gelehrte Werk von Godefroy, La Cosm. de la révélation, ou les quatre premiers jours de la Genèse en présence de la science moderne, wo obige beiden Punkte, besonders aber der erstere, mit einer großen Ueberlegenheit des Geistes behandelt sind. Moses kann bei einer solchen Prüfung in keinem Punkte etwas verlieren.

genus suum, cujus semen in semetipso sit super terram. Et factum est ita. „Und er sprach: Es sprosse die Erde Gras, das grünet und Samen macht, und Fruchtbäume, die da Früchte tragen nach ihrer Art, in denen selbst ihr Same sei auf Erden! Und also geschah es.“

Hier treten wir ein in die Geologie der Fossilien, d. h. in die Wissenschaft von den Gestaltungen und Umbildungen des Erdkörpers, beobachtet in seinen inneren Lagern und in den Ueberresten der organischen Wesen, die sich dazwischen vorfinden. Ehe wir aber hier weitergehen, müssen wir uns den Schlüssel zu dieser Wissenschaft geben, dadurch, daß wir die Ordnung, in welcher sich die verschiedenen Lager des Erdbodens für die Beobachtung darbieten, durchgehen, angefangen von jenem ersten Granit, der gleichsam den Kern des Erdballs ausmacht, bis hinauf zur Oberfläche der Erde. Die Namen von Männern, wie Cuvier und Humboldt, von denen ich meine Nachweise entlehnen werde, bürgen für die Genauigkeit derselben. Manche Nebenunterscheidungen, die man zum Zwecke unserer Untersuchung nicht zu kennen braucht, lasse ich weg und halte mich nur an den Hauptzügen:

1. Alluvium, die an der äußeren Oberfläche der Erde liegenden Schichten;
2. Diluvium, aufgewühlte und durch Fluth gelagerte Schichten;
3. Gypsschichten, oder Süßwasser-Gebilde;
4. Grobkalk (See-Grobkalk);
5. Kreide, eine durch ihre Dichtigkeit und Ausdehnung ungeheure Formation;
6. Grüner und eisenschüssiger Sand;
7. Jurakalk, genannt Muschelkalk;
8. Kupferschiefer, dünne Lager;
9. Rother Sandstein;
10. Uebergangsformationen;
11. Ursprüngliche Formationen.

Alle diese Eintheilungen lassen sich auf vier **Hauptklassen** zurückführen, nämlich, mit dem Letzten zuerst angefangen:

1. Urgebilde, unter No. 11.
2. Uebergangsgebilde, unter No. 10.
3. Secundäre Gebilde, unter No. 9. 8. 7. 6. 5.
4. Tertiäre Gebilde, unter No. 4. 3. 2. 1.*)

Nachdem wir so von der Wissenschaft den leitenden Faden bekommen haben, können wir ihr in die Katakomben der Schöpfung folgen und dort den Moses der unerwartetsten und entscheidendsten aller Prüfungen unterwerfen.

Was nun zuerst die Bildung der Pflanzen angeht, so lehrt uns Moses, wie wir bereits gehört haben, daß dieselbe zuerst stattfand, unmittelbar nach der Erscheinung des trockenen Landes.

Die Natur, durch die Wissenschaft befragt, giebt die Antwort, daß Moses wahr gesagt hat.

Wirklich kommt Cuvier, nachdem er die Lagerungen der Fossilien von der Oberfläche des Erdkörpers an bis hinab zu den mittleren und Uebergangs-Schichten beschrieben hat, auf den Muschelkalk, und, seinen Weg weiter verfolgend, sagt er:

„Dieser Muschelkalkstein ist es, worin sich große Gypsablagerungen und reiche Steinsalzlager zeigen, und unter welchem man die schwachen Lager von Kupferschiefer findet welche sehr viele Fische und unter ihnen auch Reptilien des Süßwassers enthalten. Der Kupferschiefer ruht auf einem **rothen Sandsteine**, in dessen Bildungsepoche auch die berühmten Steinkohlen-Niederlagen gehören, welche die Hülfsquellen der Jetztzeit und Reste der ersten vegetabilischen Reichthümer sind, womit die Oberfläche der Erde geschmückt war. Die Farnstämme, deren Abdrücke sie uns aufbewahrt haben, sagen uns, wie sehr diese vorweltlichen Wälder

---

*) Man sehe Cuvier, Discours sur les révol. du globe, 8e édit. p. 290.

von den unsrigen abwichen. **Man kommt alsdann gleich** in jene Uebergangsgebilde, wo die erste Natur, die **todte und rein mineralische,** der organisirenden Natur die Herrschaft noch streitig zu machen suchte . . ., und wir gelangen zu den ältesten Bildungen, die wir nur kennen, zu jenen antiken Grundlagen der heutigen Hülle der Erdkugel."*)

Man braucht den Cuvier blos zu lesen, um sich zu überzeugen, daß er durchaus nicht eingenommen ist von dem Streben, die Resultate der Wissenschaft mit der Kosmogonie des Moses in Einklang zu bringen, ja daß er eine Annäherung in dieser Hinsicht wenig zu begünstigen scheint; dergestalt, daß ich nicht blos in Betreff obiger Stelle, sondern auch vieler anderen, bei Durchgehung des Werkes dieses berühmten Geologen alle Sorgfalt anwenden mußte, um eben solche Stellen zu finden. Und dennoch, wie übereinstimmend ist hier die Natur mit Moses über die Reihenfolge, in welcher das Pflanzenreich hervorgebracht wurde! Dieses war das Erste, was, wie Moses sagt, auf dem Trockenen, und wie Cuvier sagt, auf der todten Natur erschien.

Cuvier hat übrigens nur beiläufig die fossilen Pflanzen behandelt, und er selbst verweiset in seinem Werke auf die Arbeiten seines Genossen und Freundes Brongniart, dessen Name sich mit diesem Studium unzertrennlich verbunden hat. Wenden wir uns an ihn, so werden wir sehen, daß nicht blos die Erzeugnisse des Pflanzenreichs jeglicher thierischen Schöpfung, wie Moses sagt, voraufgegangen sind, sondern daß auch der Zustand der Natur in jener Epoche, so wie er sich durch seine Erzeugnisse kundgiebt, durchaus forderte, daß es gerade so sei.

„Aus den gelehrten Untersuchungen des Herrn Adolph Brongniart," sagt Ampère, „scheint hervorzugehen, daß in jenen fernen Zeitaltern die Atmosphäre weit mehr Kohlensäure enthielt, als heutzutage. Für das Athmen der Thiere war

*) Cuvier, Discours sur les révol. du globe, p. 292.

sie ungeeignet, dem Wachsthum der Pflanzen aber sehr förderlich. Daher hatten diese eine Entwickelung, die weit beträchtlicher war und unter Anderem auch durch einen höheren Grad der Temperatur begünstigt wurde. So erklärt sich's, wie die Pflanzen früher erschaffen wurden, als die Thiere, und wie sie einen so riesenmäßigen Wuchs haben konnten. Wirklich finden wir versteinerte Pflanzen, welche Aehnlichkeit haben mit unseren Lycopoden und kriechenden Moosen; aber sie erreichen eine Länge von zweihundert bis dreihundert Fuß. Durch den fortwährenden Verbrauch der Kohlensäure von Seiten der Pflanzen näherte sich die Luft immer mehr zu jener Art der Zusammensetzung, die sie jetzt hat. Das Wasser lud sich allmälig immer weniger mit Säure. Indeß war die Atmosphäre noch nicht geeignet, das Leben solcher Thiere, die unmittelbar die Luft einathmen, zu unterhalten; die ersten Wesen erschienen daher Anfangs im Wasser."*)

Wenn die geologischen Thatsachen überhaupt wahr sind, so müssen auch die Beobachtungen, die mit Genauigkeit angestellt werden, ihnen immer mehr Stütze und Halt bieten. So ist denn einer der ersten Chemiker und Physiker Europa's, Herr Dumas, in seinem Werke über die Statik der organisch gebildeten Körper auch seinerseits dahin gekommen, in Folge einer höchst logischen Prüfung anzuerkennen, daß vor den Thieren die Pflanzen hervorgebracht wurden: das Thierreich nimmt ja von dem Pflanzenreiche die organischen Elemente ganz fertig an, während es selbst wiederum durch Vermittelung der Luft und des Bodens den Pflanzen das zurückgiebt, was die Grundursache ihrer Entwickelung ausmacht.**)

Herr Dumas hat wahrhaftig ebenso wenig wie Herr Brongniart, und ebenso wenig wie die Herren Ampère und Cuvier, die Idee gehabt, seine Wissenschaft zum Zwecke der Rechtfertigung des Moses zu entfalten. Woher kommt aber

---

*) Bertrand, Lettres sur les révol. du globe, p. 317; et Revue des Deux Mondes, 1. Juillet 1833, p. 104.

**) Marcel de Serres, t. I. p. 421. — et t. II, p. 403.

eine solche Uebereinstimmung über Punkte, wie z. B. dieser ist, wovon wir jetzt reden, der der Gegenstand ernster Vorwürfe gegen die Kosmogonie der h. Schrift war und nicht anders konnte aufgeklärt werden, als durch die möglichst weit vorgerückten Arbeiten der Geologie, Physik und Chemie?

Diese Frage muß diejenigen, welche in der Genesis nur ein gewöhnliches Buch erblicken, in große Verlegenheit setzen, wenn sie mit Marcel de Serres bemerken, daß es weder im Großen und Ganzen, noch im Einzelnen, ja selbst nicht einmal in der Reihenfolge, worin uns Moses die drei Arten der Pflanzenwelt vorführt (germen, herba, arbor), etwas giebt, was nicht vollkommen sich zusammenstellen ließe mit dem, was uns die Beobachtung der Erdschichten über die Aufeinanderfolge der Pflanzen lehrt, wo man wirklich zuerst die Zellenpflanzen findet, dann die Kräuter und endlich die Bäume.*) In einer solchen Aehnlichkeit, die bis in's Einzelne geht, darf man aber nichts Gesuchtes oder Zufälliges finden wollen; denn sie kommt her von einem wirklichen Gesetze, dessen Gang wir immer augenscheinlicher sehen werden, und welches bei allen Geschöpfen scheint gegolten zu haben, nämlich daß die Entwickelung der Wesen in geradem Verhältnisse zu der Mannigfaltigkeit ihrer

---

*) Der lateinische Text hat in der Unterscheidung dieser drei Pflanzenordnungen das Hebräische nicht genau wiedergegeben. Denn erstlich scheint das Wort דֶשֶׁא (germen), das wir in Uebereinstimmung mit Cahen durch alle Pflanzenarten übersetzt haben, mehr die Zellenpflanzen, und zwar die einfachsten des ganzen Pflanzenreiches, zu bezeichnen. An zweiter Stelle ist der Ausdruck עֵשֶׂב (herba) allgemein verstanden worden als bezeichnend für die Kräuter, d. i. für alle jene Pflanzen, die kein Holz bilden. Endlich hat Moses durch das Wort עֵץ (arbor) die eigentlichen Bäume bezeichnet. Dieser stufenweise Fortschritt steht vollkommen im Einklange mit dem, was uns die Aufeinanderfolge der Erdschichten über die Aufeinanderfolge der Pflanzen gelehrt hat. Die verschiedenen Uebersetzer, die diese Thatsachen nicht kannten, haben die Wichtigkeit jener Ausdrucksweisen דֶשֶׁא, עֵשֶׂב und עֵץ nicht begriffen; es werden aber drei verschiedene Stufen in der organischen Einrichtung der Pflanzen dadurch angezeigt: die Zellenpflanzen, die Kräuter und endlich die Bäume. (Marcel de Serres, t. I. p. 380; man sehe auch t. I. p. 54 und 128.)

organischen Einrichtung stattfand. Wie kommt es, um es abermals zu sagen, daß alle jene Dinge, die wir kürzlich erst entdeckt haben, in dem ältesten aller Bücher geschrieben stehen? Wie hat der Verfasser dieses Buches so richtig und so wahr vorhersehen können, und wie kommt es, daß er, um die Erscheinung des Pflanzenreiches zu zeichnen, sich dreier Wörter bedient und dieselben genau in jener Ordnung hinstellt, wie es die strengste Wahrheit fordert? — Die Antwort auf diese Frage ist leicht, wenn man dieses Buch als ein inspirirtes betrachtet; sie ist aber bei weitem schwerer, wenn man die Genesis nur in rein wissenschaftlicher Hinsicht ansieht; denn alsdann kann man nur durch ein stummes Staunen antworten.

V. Dixit etiam Deus: Producant aquae Reptile animae viventis, et Volatile super terram sub firmamento coeli. Creavitque Deus Cete grandia, et omnem animam viventem atque motabilem, quam produxerant aquae in species suas, et omne Volatile secundum genus suum. „Es bringe hervor das Wasser kriechendes Thier mit lebendiger Seele, und Geflügel über der Erde unter der Feste des Himmels! Und Gott schuf die großen Wasserungeheuer, und jedes Wesen, das lebt und webt, das die Wasser hervorbrachten nach seinen Arten, auch das Geflügel nach seiner Art.“

So kamen denn, wie Moses sagt, nach den Pflanzen die Thiere, und für diese, wie für jene fand eine Aufeinanderfolge vom Einfachen zum Zusammengesetzten statt; denn Anfangs waren da die Bewohner der Gewässer, namentlich die Reptilien, die großen Seeungeheuer und alle schwimmenden und kriechenden Thiere; dann die Bewohner der Lüfte, die Vögel, — ein Landthier gab's noch nicht. — Nach dem Erscheinen der Vögel giebt es eine Zeit des Einhalts, einen Tag, sagt Moses.*)

*) Später werden wir sehen, was man unter dem Worte Tag, das Moses in seiner Weltentstehungslehre gebraucht hat, verstehen darf.

Befragen wir nun die Natur und die Wissenschaft.

„Viel wichtiger ist es," sagt Cuvier, „ja es macht sogar den wesentlichsten Gegenstand meiner ganzen Arbeit aus und begründet im eigentlichen Sinne seine Beziehung zur Theorie der Erde, zu erfahren, in welchen Gebirgslagern man jede Art findet und ob hierunter einige allgemeine Gesetze in Beziehung auf die Unterabtheilungen obwalten. — Die in dieser Hinsicht erkannten Gesetze sind sehr schön und sehr klar."*)

Cuvier bezeichnet, wie wir gesehen haben, zuerst das ausschließliche Vorhandensein der fossilen Pflanzen in dem Lager des rothen Sandsteines auf der todten Natur; dann fährt er weiter fort und, indem er die Erdschichten durchgeht, sagt er:

„Steigt man noch weiter aufwärts die Sandsteine hindurch, welche nichts als Pflanzenabdrücke von großen Rohrgattungen, von Bambus und Palmen liefern, so kommt man zu den verschiedenen Lagern desjenigen Kalkes, welcher den Namen Jurakalk führt. Hier erreicht die Klasse der **Reptilien** ihre gänzliche Ausbildung."**)

„Etwas über dem Kalkschiefer (der so reich an Fischen ist, unter denen sich auch kriechende Thiere aus süßem Wasser vorfinden)," sagt Cuvier ferner, „ist der Jurakalk. Er enthält auch Knochen, aber immer von kriechenden Thieren. Zwischen diesen unzähligen eierlegenden Vierfüßern von allen Größen und Gestalten, mitten unter diesen Crocodilen, diesen Schildkröten, diesen fliegenden Reptilien, diesen ungeheuren Megalosauren, diesen übergroßen Plesiosauren sollen sich zuerst nur einige kleine Säugethiere, und zwar aus dem Meere, gezeigt haben. — Wie dem aber auch sein mag, seit langer Zeit beobachtet man noch immer, daß die Klasse **der Reptilien** ausschließlich vorherrschend war."***)

Ist's Moses oder Cuvier? — wer vermag es zu unterscheiden!

*) Discours sur les révol. du globe, 8e éd. p. 115.

**) Discours sur les révol. du globe, 8e éd. p. 297.

***) Discours sur les révol. du globe, 8e éd. p. 305—306.

Gleichwohl spricht Cuvier nicht von den Vögeln, die doch Moses zu gleicher Zeit mit den Seethieren auftreten läßt. In der That, es scheint nicht, daß der gelehrte Geologe in den Lagern, die er so tief durchforscht hat, Spuren von Vögeln angetroffen habe. Davon auf einen Irrthum von Seiten des Moses zu schließen, würde nach so vielen Verstößen, die man schon gegen ihn gemacht hat, höchst verwegen sein, und man thäte besser, wenn man an die Unvollkommenheit der menschlichen Beobachtungen glaubte. Genau dasselbe sagte schon die Vernunft zur Zeit Cuvier's, und ebendasselbe ist seitdem durch die Wissenschaft bestätigt worden. Diese ist, ohne es zu wissen, ihrer Sendung treu geblieben, die sie, wie es scheint, von oben erhalten hat, nämlich das Gebäude der Wahrheit, zu dessen Zerstörung sie ihren Namen geliehen, Stein auf Stein wieder herzurichten.

„Bis in die letzte Zeit," sagt ein Geologe*), „kannte man kein unverwerfliches Factum, welches die Existenz der eigentlichen Vögel während der zweiten geologischen Epoche nachweisen konnte. Aber ganz kürzlich, in den ersteren Monaten des Jahres 1836, hat man zahlreiche Gattungen von Vögeln in dem rothen Sandstein der Vereinigten Staaten wiedererkannt und genau beschrieben."

„Alle Tage lehren uns neue Entdeckungen," sagt ein anderer Gelehrter, „daß die Vögel die ältesten Bewohner des Erdkörpers sind. Diese Thiere zeigen sich versteinert bis in den secundären Gebilden der unteren Erdschichten; sie sind dargestellt in dem bunten Sandsteine durch einfache Abdrücke ihrer Füße, in dem jurassischen Gebilden durch einige Strandläufer, in dem Gyps von Montmartre durch neun Arten, sowohl von Raubvögeln, als auch von hühnerartigen oder plattfüßigen Vögeln; u. s. w."**)

---

*) Nérée Boubée, Manuel élément. de géol., 3e éd. p. 61.

**) Man sehe das Dictionn. géol. bei dem Worte Oiseaux, und das Mémoire des Herrn de Blainville, vorgetragen an der Akademie der Wissenschaften, am 11. December 1837.

So findet die Erzählung des Moses über jenen Punkt von der gleichzeitigen Schöpfung der Seethiere und der Vögel die volle Bestätigung der Wissenschaft. Wie überraschend ist eine solche Genauigkeit! und wer hätte nicht die Vögel zugleich mit den Landthieren auftreten lassen?

VI. Dixit quoque Deus: Producat terra animam viventem in genere suo, jumenta et reptilia*), et bestias terrae secundum species suas. Factumque est ita. „Es bringe die Erde hervor lebende Wesen nach ihrer Art, zahmes Vieh und Gewürm und die wilden Thiere der Erde nach ihrer Art! Und also geschah es.“

Cuvier fährt fort, das Erscheinen der Seethiere in den Versteinerungen nachzuweisen, indem er die geologischen Lager verfolgt, und siehe, er begegnet den Landthieren. Diese Aufeinanderfolge kündigt er mit folgenden Worten an:

„Es ist gewiß, daß die eierlegenden Vierfüßer viel früher vorkommen, als die lebendiggebärenden. Mehrere Schildkröten, mehrere Crocodile finden sich unter der Kreide. Die ungeheuren Eidechsen und großen Schildkröten von Mastricht liegen in der Kreideformation selbst; aber es sind Seethiere. Die ersten Spuren von See-Säugethieren, d. h. von Meerkühen und Phoken, treffen wir im conchylienführenden Grobkalke an; Knochen von Land-Säugethieren aber finden sich nicht darin. Ungeachtet der sorgfältigsten Nachsuchungen ist es mir nicht gelungen, von dieser Klasse eine deutliche Spur in den unter dem Grobkalke abgelagerten Bänken zu entdecken. Im Gegentheil, sobald man in diejenigen Gebilde kommt, welche auf dem Grobkalke ruhen,

*) Man darf nicht die kriechenden Thiere, wovon hier die Rede ist, mit jenen verwechseln, die schon am fünften Tage erschaffen sind. Sie waren kriechende Seethiere: producant *aquae* reptile; und diejenigen, wovon hier gesprochen wird, sind kriechende Landthiere: producat *terra* reptilia.

zeigen sich die Landthierknochen in großer Menge. — Also," sagt Cuvier weiter, „wie es sehr natürlich anzunehmen steht, daß die Conchylien und Fische zur Zeit der Entstehung des Urgebildes nicht dagewesen sind, so wird es auch glaublich, daß die eierlegenden Vierfüßer zugleich mit den Fischen ihren Anfang genommen haben, daß aber die vierfüßigen Landthiere erst weit später zum Vorschein gekommen sind."

Auch hier, — welche Uebereinstimmung! Man könnte sagen, das Innere des Erdballs biete uns von der Genesis einen Text in Hieroglyphen.

VII. Et ait: Faciamus hominem ad imaginem et similitudinem nostram: et praesit piscibus maris et volatilibus coeli, et bestiis, universaeque terrae... Et creavit Deus hominem ad imaginem suam: ad imaginem Dei creavit illum, masculum et feminam creavit eos. Benedixtque illis Deus, et ait: Crescite et multiplicamini, et replete terram, et subjicite eam, et dominamini ... universis animantibus. „Und er sprach: Lasset Uns den Menschen machen nach Unserem Bild und Gleichniß, der da herrsche über die Fische des Meeres und über das Geflügel des Himmels und die Thiere und über die ganze Erde ... Und Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde; nach dem Ebenbilde Gottes schuf Er ihn; Mann und Weib schuf Er sie. Und Gott segnete sie und sprach: Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde und machet sie euch unterthan, und herrschet über ... alle Thiere."

Wer wird hier nicht staunen über die hohe Einfalt dieser Erzählung von der Schöpfung des Menschen? über den Abstand zwischen ihm und allen anderen Werken der Schöpfung? und über die Oberherrschaft, die ihm über jene gegeben ist? Man suche hier keine poetische Einkleidung; niemals hat Moses einfacher gesprochen. Ein wunderbarer Nachdruck aber und eine geheime Kraft, die nur von der Wahrheit herrühren können,

scheinen aus der Tiefe des Gegenstandes aufzusteigen und die Hülle der Worte zu durchbrechen. Faciamus hominem ad imaginem nostram, „Lasset Uns den Menschen machen nach Unserem Bild und Gleichniß.“ Hier berühren wir die Krone und das Endziel der Schöpfung; alle Geschöpfe erwarten einen Herrn, der sie vor Gott vertrete, und Gott wiederum bei ihnen vertrete, der die Welt im Kleinen sei, entsprechend der Welt der Geister und zugleich der Welt der Körper, bestehend aus beiden, ein geheimnißvoller Auszug des Himmels und der Erde, ein lebendiger Ring der ganzen Schöpfung. Welch' ein Wunder! Und was ist alles Uebrige im Vergleich zu diesem Wunderwerke, welches für Gott selbst unmöglich schiene, wenn Er es nicht eben vollbracht hätte? Wie steht doch die Sprache des Moses auf der Höhe dieser Wahrheit! Gott hat, so zu sagen, durch sein Wort alles Uebrige werden lassen, und wo Er sich an das Nichts und an die Materie wendet, geschieht dies nur durch sein Wort: Fiat, Es werde. Hier aber sammelt Er sich und wendet sich an sich selber: Faciamus, Lasset Uns machen. Weit verschieden vom Gotte Plato's, der es unter seiner Würde hält, den Menschen zu bilden, und der diese Sorge untergeordneten Gottheiten überläßt, ist dies dem Gotte des Moses ein Werk, welches er sich selber aufbehalten und wobei er sich ganz zusammennimmt, ja sogar von seiner eigenen göttlichen Wesenheit entlehnt er für diese neue und letzte Schöpfung das Urbild: ad imaginem et similitudinem nostram, nach Unserem Bild und Gleichniß. — Und Er schuf den Menschen (wunderbar ist die Kraft aller dieser Wiederholungen); nach dem Ebenbilde Gottes schuf Er ihn; Mann und Weib schuf Er sie. Wie karg war Moses im Vorhergehenden mit dem Worte Schaffen, und wie freigebig hat er es hier gebraucht! Welch hohe Idee müssen wir nicht bekommen von demjenigen, von welchem die Rede ist, wenn wir eine solche Sprache hören!

Es wäre lächerlich, die Wichtigkeit des Menschen zu bemessen nach dem Umfange seines Körpers im Vergleich zu

anderen Körpern und nach dem Umfange der Erde, die er bewohnt, im Vergleich zum Universum; — eine Albernheit, welcher die materialistische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts richtig anheimgefallen, und welche besonders dem Geiste Voltaire's so vielen Stoff zur Belustigung gegeben hat. Der ganze Mensch beruhet auf dem Gedanken und auf dem Willen; und weil Sie im ganzen sichtbaren Universum kein anderes Wesen finden, das mit Gedanken und Willen begabt wäre, so müssen Sie zugestehen, daß darum er allein größer ist, als das Universum. Wirklich unterwirft er es auch seiner Herrschaft und seiner Erkenntniß; ja die täglich wachsenden Wunderwerke seiner Industrie und seiner Entdeckungen kennen keine Grenze und kein Hinderniß, sie spielen mit der Natur und deren Elementen und machen sich aus ihnen, so zu sagen, die Renner für ihr Genie. Jeden Tag wird der Rang, den die Erzählung des Moses dem Menschen beilegt, mehr und mehr gerechtfertigt, wenn sie uns ihn als nach Gottes Ebenbild erschaffen zeigt, und jeden Tag erfüllt sich noch die Bestimmung dieses Königs der Schöpfung, wie sie ausgesprochen ist in den Worten: „Und Gott segnete sie und sprach: Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde, und machet sie euch unterthan, und herrschet über ... alle Geschöpfe."*) Man kann nicht sagen, daß die übrigen Theile des Universums, die dem Menschen unzugänglich sind, nicht der Aufenthaltsort anderer intelligenter Wesen seien, denen Gott sich mittheilen kann durch Beziehungen, die wir zwar nicht kennen, die aber alle zu seinem Ruhme und zum Glücke seiner Creaturen sich wenden müssen. Wenn es bei den Werken Gottes auf Uebereinstimmung, Reichthum und Fruchtbarkeit ankommt, so ist Alles

---

*) Außerdem war der Mensch in einem weit vorzüglicheren Zustande erschaffen worden, als der ist, worin er sich jetzt befindet. Das findet, wie wir später sehen werden, in allen Ueberlieferungen seine Bestätigung. Demnach muß das Bild des Menschen, welches Moses uns zeichnet, eine Gottähnlichkeit haben, deren Grad wir wegen der Verwüstungen, die unser Fall angerichtet hat, nicht mehr erkennen können.

möglich, ja sogar wahrscheinlich; und eine von den Freuden des Himmels wird ohne Zweifel darin bestehen, daß wir den Vorhang, der uns die Zusammensetzung und Harmonie der ganzen Schöpfung verbirgt, zerreißen sehen, und die unendlichen Beziehungen all dieser tausend und tausend Welten zu ihrem Schöpfer mit einem Blicke erfassen.*) Aber Moses hatte sich nicht damit zu beschäftigen, oder vielmehr der offenbarende Geist, der durch Moses spricht, durfte uns nicht damit beschäftigen. Die Offenbarung durfte nur in weiser Zurückhaltung zum Menschen sprechen, durfte nur von dem reden, was den Menschen selbst anging. Das ist auch in der Genesis geschehen mit einer Weisheit, die zu bewundern ist, und worauf man nicht genug aufmerksam machen kann.**) „Die Schöpfung des Universums,“ sagt Descartes, „ist in der Genesis der Art beschrieben, daß der Mensch oder was auf den Menschen Beziehung hat, Hauptgegenstand, ja gleichsam einziges Thema zu sein scheint. Eben weil die Geschichte der Schöpfung für den Menschen geschrieben wurde, hat die Inspiration hauptsächlich diejenigen Dinge verzeichnen wollen, die den Menschen oder seinen Aufenthaltsort betreffen, und sie hat nur insofern von ihnen gesprochen, als dieselben den Menschen angehen.“ ***)

---

*) Man sehe Discours sur la révélation chrétienne considérée en harmonie avec l'astronomie moderne, par Thomas Chalmer. Der Verfasser sucht darzuthun, daß das Heil in Christo ganz allgemein für alle Welten Geltung habe, gemäß den Worten des h. Paulus: Instaurare omnia in Christo, 'quae in coelis et quae in terra sunt. — In ipso et per eum reconciliare omnia in ipsum, pacificans per sanguinem crucis ejus, sive quae in terris, sive quae in coelis sunt.

**) Z. B. gleich auf der ersten Seite, nach dem Vorworte: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde, senkt Moses seinen Flug und hält sich blos an der Erde, indem er sagt: Und die Erde war wüst und leer; und so fährt er fort. Er beschäftigt sich nur mit den Erscheinungen auf der Erde in ihren Beziehungen zum Menschen, dessen besondere Geschichte er im zweiten Kapitel beginnt.

***) Pensées de Desc. chap. 18. In welchem Sinne ist es wahr, daß das ganze Universum für den Menschen gemacht ist?

Man muß sogar sagen: Nur insofern, als dieselben den religiösen Menschen, d. i. seine Beziehungen zu Gott angehen. Alles Uebrige ist in den Augen des Moses nur zufällig und unwesentlich. Er hat in seiner Genesis weder Geologe sein wollen, nach Chemiker, noch Astronom, noch Physiker, sondern Geschichtschreiber der Religion auf Erden; das ist augenscheinlich. Wäre er nicht inspirirt gewesen, so hätte er sich in der Geologie, in der Chemie, in der Astronomie und in der Physik täuschen können, ja er hätte sich täuschen müssen: denn unmöglich konnte er alle jene Wissenschaften in ihrer Beziehung zu den Thatsachen, die damals noch unbekannt waren, auf menschliche Weise schon im Voraus besitzen. Jene Wissenschaften lagen auch ganz außer seinem Zwecke; und dennoch sehen wir, daß er in den wenigen Worten, die er, um von der Natur der Dinge zu sprechen, hat gebrauchen müssen, eine Bestimmtheit und Genauigkeit zeigt, die das menschliche Wissen beschämt, und daß er der Wissenschaft um drei tausend Jahre zuvorgekommen ist. Wer kann also noch zweifeln, daß er nach dem Dictate Desjenigen geschrieben habe, der der Gott der Wissenschaften ist?*)

Jedoch, wir müssen eilen, alle Spuren seiner Inspiration hervorzuheben.

Die Schöpfung des Menschen stellt er als das letzte Werk des Schöpfers dar. Noch mehr! er erzählt, daß der Mensch, zum Unterschiede von den anderen lebenden Wesen, die aus der Erde oder aus den Gewässern in großer Menge hervorkamen, allein erschaffen wurde durch Gott selbst, und zwar auf ein einziges Paar beschränkt, Mann und Weib. Daraus folgt, daß die Erde schon ganz von Thieren bevölkert war, als der Mensch noch nicht einmal existirte, und daß sogar lange Zeit nach seinem Auftreten sein Geschlecht sich noch nicht genug vermehrt hatte, um auf dem Erdkörper Spuren zurück-

---

*) „Deus scientiarum, dominus est!“ (I. Könige, 2, 3.)

zulassen. Das ist denn auch genau derselbe Schluß, bei dem die neuere Wissenschaft angelangt ist: „Es ist sicher," sagt Cuvier, „daß man bei den Fossilien noch keine Menschenknochen gefunden hat. Alle Knochen von unserer Gattung, die man zugleich mit denen, wovon wir soeben gesprochen haben, sammelte, fanden sich da nur zufällig, und außerdem ist ihre Zahl höchst unbedeutend. Das würde aber wahrlich nicht der Fall sein, wenn damals die Menschen in den Ländern, die von jenen Thieren bewohnt waren, sich bereits angesiedelt hätten. Wo war also damals das Menschengeschlecht? Dieses letzte und vollkommenste Werk des Schöpfers — existirte es irgendwo? Das Studium der Fossilien sagt uns das nicht, und bei dieser Untersuchung dürfen wir doch nicht eine andere Quelle zu Hülfe nehmen."*)

In diesen letzteren Worten macht Cuvier Anspielung auf Moses. Da, wo er sich nämlich vom Chaos an, bis zum Auftreten des Menschen, mit Moses in Uebereinstimmung findet und seine eigenen Schritte in dessen Fußstapfen bemerkt, ist es natürlich, daß er stutzt und mit dem Gegenstande seiner Beobachtung innehält. In diesem Acte der Behutsamkeit und Unabhängigkeit zeigt er aber auch, daß, so weit er voranschreiten konnte, er mit Moses Hand in Hand gegangen. Die Ursache ist indeß keine andere, als daß er nur dem Zuge der Wahrheit

---

*) Disc. sur les révol. du globe. — „Ich will aber nicht den Schluß ziehen," setzt Cuvier hinzu, „daß der Mensch vor jener Epoche (der Sündfluth) durchaus noch nicht existirt habe. Er konnte etwa einige eben nicht sehr ausgedehnte Gegenden bewohnen, von wo aus er die Erde nach jenen schrecklichen Begebenheiten wieder bevölkerte. Vielleicht sind auch die Orte, wo er sich aufhielt, vollends versunken, und mit Ausnahme der kleinen Zahl, welche durch das Geschlecht fortgesetzt worden, mögen seine Gebeine in der Tiefe der heutigen Meere begraben liegen." (p. 144.)

Die jüngst gemachte Entdeckung fossiler Affen in den tertiären Gebilden Sansans, in der Nähe von Auch (im Departement Gers) durch Herrn Lartet, in Amerika durch Herrn Lund, in Asien durch die Herren Cautley und Falconner, haben endlich die Lücke ausgefüllt, die in der fortschreitenden Entwickelung der organisch gebildeten Wesen noch übrig war.

gefolgt ist. Aber sogleich werden diese beiden sich abermals wiederfinden und bei einem Gegenstande zusammentreffen, der zwar zu vielen Angriffen gegen die Wahrhaftigkeit des Moses Veranlassung gegeben hat, aber dennoch, wie alle übrigen, zur Vermehrung seines Ruhmes ausschlagen wird.*)

---

*) Vor Kurzem hat Eusèbe de Salles am Institut in einer Vorlesung über den Stand der Wissenschaft ein Urtheil über den Ursprung des Menschen abgegeben, welches sich an das vorhergehende in natürlicher Weise anschließt und unsere Folgerungen über Moses, wie auch unsere Meinung über Cuvier, noch bekräftigt.

„Die Naturalisten oder Anthropologen," sagt das gelehrte Mitglied der Akademie, „die bewußt oder unbewußt die Fortsetzer der Vorurtheile des achtzehnten Jahrhunderts wurden, haben sich in zwei Klassen getheilt. Aber ihre beiden Systeme," fährt er fort, nachdem er dieselben auseinandergesetzt hat, „widerlegen sich, oder vielmehr sie verbessern sich wechselseitig. Ja noch mehr! der kleine Theil des wahrhaft Wissenschaftlichen, was in diesen beiden Systemen verborgen liegt, ist deutlich genug in den Ueberlieferungen ausgesprochen, die Moses gesammelt hat, dem man die göttliche Inspiration nur dann absprechen kann, wenn man ihm einen wahrhaft wunderbaren Scharfsinn zugesteht. Gemäß der Genesis ist am letzten Tage, oder in der letzten Epoche, der Mensch erschaffen worden: alle andern lebenden Wesen waren ihm auf Erden bereits vorangegangen; bei der Schöpfung hatte ein Fortschritt in ihrer organischen Einrichtung vom Einfachen zum Zusammengesetzten stattgefunden. Die Geologie beweiset alle Tage, wie ein derartiger organischer Fortschritt wirklich stattgefunden hat und noch stets stattfindet. Das Alter einer Schichte im Innern der Erde wird untrüglich bemessen nach den Ueberresten einer Pflanze, nach den Thierspuren, die dort, gleichsam wie alte und ehrwürdige Denkmünzen aus den ersten Zeiten der Welt, abgeprägt sind."

„Cuvier, einer von denen, die das Gesetz des organischen Fortschrittes mit Hülfe der Geologie am deutlichsten erklärt und nachgewiesen haben, hat sich auch als Kritiker ebenso groß gezeigt, wo er die Behauptungen bespricht, die man für ein entsetzlich hohes Alter der ursprünglichen Völker vorgebracht hat. Er hat daraus den unwiderruflichen Beweis hergeleitet, daß die Gründung von Gesellschaften ein bei weitem neueres Ereigniß war, als jene große Fluth, die er auf höchstens fünf oder sechstausend Jahre zurückdatirt. Die Zuverlässigkeit dieser Schlußfolgerungen und die Aufrichtigkeit des Mannes sind selbst durch die Zweifel, die der Gelehrte seinen Schlüssen beifügen zu müssen geglaubt hat, verbürgt und bekräftigt. Eine solche skeptische Behutsamkeit, von der man schon weiß, daß sie Physikern und Naturforschern eigen ist, hat auch Herrn Cuvier abgehalten,

VIII. Istae sunt generationes coeli et terrae, quando creata sunt, in die quo fecit Dominus Deus coelum et terram. „Das ist der Ursprung des Himmels und der Erde, da sie erschaffen wurden am Tage, da Gott, der Herr, Himmel und Erde gemacht hat.“

Nachdem Gott also den Himmel und die Erde erschaffen hatte, entwirrte und ordnete er dieselben folgendermaßen:

Am ersten Tage — das Licht;

Am zweiten Tage — das Firmament;

Am dritten Tage — das Hervorwachsen der Pflanzen auf der Erde, nachdem diese bereits aus den Wassern herausgetreten war;

Am vierten Tage — die Gestirne;

Am fünften Tage — die Seethiere und die Vögel;

Am sechsten Tage — die Landthiere und die zahmen Hausthiere — und dann den Menschen.

Also ward vollendet Himmel und Erde und all ihre Zier.

Und Gott ruhete am siebenten Tagen von allem Werke, das er gemacht, u. s. w. Was diesen siebenten Tag betrifft, werden wir später wieder aufnehmen.

Bis hierher müssen wir die hohe Inspiration des Moses bewundern, die ihn in Stand setzte, die ganze Schöpfungsgeschichte der Welt von deren Kindheit an mit sicherer und schneller Hand zu zeichnen, wir bewundern zugleich die Kraft des menschlichen Genie's, das nach sechstausend Jahren dahin gelangen konnte, tief im Innern des Erdkörpers dieselbe Geschichte wiederzufinden; wir bewundern endlich das weise Walten der Vorsehung, die es gefügt hat, daß gerade zur gelegensten Zeit jene Uebereinstimmung zwischen den Wahrheiten der Re-

---

sich über den Ursprung des Menschengeschlechts selbst frei und offen auszusprechen.“ (Linéaments de Philosophie ethnographique, von Eusèbe de Salles, gelesen am Institut in der Sitzung vom 15. bis 19. November 1845, und abgedruckt im Moniteur vom 3. März 1846.)

ligion und denen der Natur eintraf, „welche letzteren," wie schon Buffon sagte, „nur mit der Zeit erscheinen durften, und womit der Allervollkommenste zurückhielt als dem sichersten Mittel, den Menschen wieder zu sich zu rufen, wenn einmal sein Glaube im Laufe der Jahrhunderte abnehmen und wanken würde."*)

Hier bietet sich aber eine Schwierigkeit dar, woraus die Gottlosigkeit einen Stein des Anstoßes gegen Moses gemacht hat, und hinter welchem sie sich zu verschanzen sucht, um dem letzten Schlage auszuweichen, den ihr die Wissenschaften beibringen. Diese Schwierigkeit bezieht sich auf die Dauer der sechs Schöpfungstage.

Wenn man darunter gewöhnliche Tage von vier und zwanzig Stunden verstehen muß, — und es ist wirklich behauptet worden, daß es nicht anders sein könne, falls man dem Wortlaute keine Gewalt anthue, — so verschwindet wieder der ganze Vortheil, den Moses aus seiner Uebereinstimmung mit den Wissenschaften in der Aufeinanderfolge der organisch gebildeten Wesen gewonnen zu haben schien; denn die nämlichen Wissenschaften verkündigen zugleich laut, daß die Zeiträume, die zwischen den verschiedenen Bildungen liegen, sehr bedeutend haben sein müssen.**)

Das wäre die Schwierigkeit.

Ich trage aber kein Bedenken, zu sagen, daß sie gar keine ist, und daß man dem Worte Tag, wie Moses es angedeutet hat, den unbestimmten Sinn von Zeitabschnitt, Epoche, nicht blos beilegen darf, sondern beilegen muß.

---

*) Buffon, Époques de la Nature, t. II. p. 429.

**) „Da hätten wir also eine Menge von Thatsachen, eine Reihe von Epochen," sagt wirklich Cuvier, „welche unserer laufenden Zeit noch voraufgehen. Ihre Aufeinanderfolge läßt sich mit Gewißheit darthun, obgleich sich ihre Dauer nicht mit Bestimmtheit feststellen läßt; sie sind nur ebenso viele Anhaltspunkte, die in jener alten Chronologie zur Regel und Richtschnur dienen." (Disc. sur les révol. du globe, p. 31—32.)

In der Weltentstehungslehre des Moses giebt es vorzüglich drei große Zeitalter:

Das erste ist das der Schöpfung im eigentlichen Sinne. Es bezieht sich darauf der erste Vers: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. (Der Gedanke vor aller Zeit wird dadurch, wie Bossuet sagt, verworfen.)

Das zweite Zeitalter ist das geologische, oder das der sechs Tage.

Das dritte ist das historische, oder das der menschlichen Begebenheiten, welches, von Adam angefangen, bis auf Christus geht, und von Christus bis zum Ende der Welt.

Wir meinen nun, daß das Wort Tag, wie es im geologischen Zeitalter, d. h. bevor der Mensch dawar, angewendet ist, nichts Anderes sagen will, als Epoche.

Denn erstlich, daß dieses Wort Tag in der biblischen Sprache sich zu einer solchen Erklärung schon von selbst darbietet, — kann leicht nachgewiesen werden. Häufig wird dieses Wort in der h. Schrift in jenem Sinne angewendet. „Man braucht sich nur ein wenig mit dem Studium der h. Schrift befaßt zu haben,“ schreibt der h. Augustinus, „um zu wissen, daß sie sich gewöhnlich des Wortes Tag anstatt des Wortes Zeit bedient.“*) Wirklich lesen wir da jeden Augenblick: בַּיּוֹם, in tempore; בַּיּוֹם הַהוּא, in tempore isto. Selbst in dem letzten Texte, den wir citirt haben: Istae sunt generationes coeli et terrae, in die quo fecit Dominus Deus coelum et terram“ sehen wir, daß das Wort Tag gesetzt ist für Epoche, weil es jene sechs Tage zusammenfaßt. Diese Bedeutung gilt dann auch natürlich für jene Tage, von denen Moses kurz vorher gesprochen hat.

Ferner wird man diesen Sinn des Wortes Tag in der biblischen Sprache auch noch deswegen für richtig erkennen, weil er allen Völkern des Orients gebräuchlich war und noch gebräuchlich ist. Bailly hat darüber Folgendes bemerkt: „Bei

*) De civitate Dei, XX, 2.

den Orientalen" sagt er, „hat das Wort, welches wir durch Tag übersetzen, eine ursprüngliche Bedeutung, die der chaldäische Ausdruck sare, Verlauf und Wiederkehr von sechs und dreißig Jahrhunderten, genau wiedergiebt."*)

Wenn das aber der Sinn ist, den man dem Worte Tag in der gewöhnlichen biblischen Redeweise beilegen darf, wie weit mehr ist man dann dazu berechtigt, wenn sich's um eine Epoche handelt, die aller menschlichen Chronologie vorhergeht, und die nur in übernatürlicher und göttlicher Bedeutung einen Sinn bekommt! Da muß das Wort Tag erst vorzüglich einen unbegrenzten Sinn annehmen, weil es nicht der Tag des Menschen ist, sondern der Tag Gottes, „in dessen Augen," wie der h. Petrus sagt, „ein Tag wie tausend Jahre ist, und tausend Jahre wie ein Tag"**); und es muß die Bedeutung von Zeit, Epoche, Verlauf irgend einer Frist haben. Hat nicht aber Moses gerade das Nämliche anzeigen wollen, wenn er seine Erzählung mit den Worten schließt: Istae sunt generationes coeli et terrae, quando creata sunt, in die quo fecit Dominus. „Das ist der Ursprung des Himmels und der Erde, da sie erschaffen wurden am Tage, da Gott, der Herr, sie gemacht hat"?

Aber man sagt: Der Beweis, daß Moses gewöhnliche Tage gemeint hat, liegt darin, daß er die Tage bestehen läßt aus Morgen und Abend. „Und es ward Abend und Morgen," sagt er, „ein Tag." Ebenso ist es mit den anderen Tagen.

Ich antworte, daß dadurch noch nicht mit Nothwendigkeit bewiesen wird, Moses wolle von gewöhnlichen Tagen sprechen.

---

*) Hist. de l'astron. ind., p. 103. — Auch bei lateinischen Profanschriftstellern finden wir das Wort Tag in der Bedeutung von Zeitfolge, Alter, Dauer angewendet: Reservare poenas in diem (Cicero), die Strafe verschieben. Longa dies (Virgil), longior dies (Ovid), die Reihenfolge der Jahrhunderte. Amorem lenivit dies (Turpilius), die Zeit hat die Liebe gemäßigt u. s. w.

**) II. Brief, 3, 8.

Mit den Worten Abend und Morgen hat er blos den Anfang und das Ende einer Periode bezeichnen wollen, ganz nach der Rechnungsweise, wie sie bei den Juden gebräuchlich ist, ihre Zeitabschnitte zu zählen, indem sie vom Abend ausgehen. Die Absichtlichkeit, womit Moses jene Worte: „Und es ward Abend und Morgen,“ — die zu nichts nützen, falls er von einem wahren Tage, der sie nothwendig in sich begreift, hätte sprechen wollen, — öfters wiederholt, zeigt vielmehr an, daß er damit durchaus eine Idee der Abgrenzung, eine einfache Vorstellung von Anfang und Ende hat verbinden wollen.

So ist es denn gerechtfertigt, daß man unter dem Worte Tag, wie Moses dasselbe in seiner Weltentstehungslehre anwendet, eine Epoche, den Verlauf irgend einer Frist, verstehen darf.

Aber ich habe noch mehr gesagt: Man muß dieses Wort so verstehen, und man würde sogar den Text der Genesis und ihren Sinn umstoßen, wollte man blos einen gewöhnlichen Tag annehmen. Nichts ist leichter zu beweisen, als dies.

Vorab wird man mir gern zugeben, daß das Wort Tag für alle sechs Schöpfungstage den nämlichen Sinn hat, und daß es für den ersten nichts Anderes heißt, als für den zweiten oder für den dritten, u. s. w.; daß dieses, mit einem Worte, sechs gleiche Tage sind, eben weil die Ausdrücke, deren sich Moses bedient, bei den einzelnen ganz dieselben sind. Dies ist einleuchtend.

Nun sind aber erst am vierten Tage die Gestirne gebildet worden, „damit sie,“ wie der Text sagt, „Tag und Nacht scheiden, und zu Zeichen seien und zu Zeiten, zu Tagen und zu Jahren.“

Die drei vorhergegangenen Tage gehörten also nicht zu diesen Tagen, die ihren eigenen Morgen, ihren eigenen Abend, ihre eigene Scheidung zwischen Tag und Nacht hatten; denn die Gestirne, welche eine solche Eintheilung bewirken, welche „Tag und Nacht scheiden und Tag und Jahre anzeigen,“

existirten noch nicht. Es ist also unmöglich, jene Worte: „Und es ward Abend und Morgen, ein Tag" für die drei ersten Tage buchstäblich zu nehmen. Also, wie will man sie sonst verstehen, es sei denn: Und es war Anfang, und es war Ende, die erste Epoche?

Ist man aber genöthigt, jene drei ersten Tage so zu nehmen, so kann man sich nicht weigern, den Schluß zu ziehen, daß dasselbe auch für die drei übrigen gilt, und daß die sechs Tage, weil sie anerkanntermaßen gleich sind, nicht sechs Tage sind, sondern sechs Epochen, wie kurz oder lang ihre Dauer auch mag gewesen sein.

Jeder denkende Geist wird es mit dieser Erklärung halten, weil der Zusammenhang des heiligen Textes sie nicht allein zuläßt, sondern auch fordert.

Sie ist übrigens nicht erst seit heute vorgebracht; auch hat sie nicht in dem Bestreben, die jüdische Kosmogonie mit der Wissenschaft der Geologie in Einklang zu bringen, ihren Ursprung. Wir finden sie schon bei großen Kirchenlehrern aus der ersten christlichen Zeit. In der That, dieser Meinung sind zugethan der h. Augustinus, der h. Athanasius und Origenes*); in gleicher Weise hat auch Bossuet sie angenommen, der sich in seiner fünften Élévation sur les mystères also ausdrückt: „Nachdem Gott im Anfange gleichsam die Grundlage der Welt erschaffen, hat er deren Zier in sechs verschiedenen Stufen, welche er sechs Tage genannt hat, hervorbringen wollen."**)

---

*) Ut non eos illis similes, sed multum impares, minime dubitemus. De Genesi l. IV. No. 44. (Augustinus.) — Orat. contra Arian. No. 60. (Athanasius.) — De principiis, l. IV. No. 16; contra Celsum, l. VI. No. 50 et 51. (Origenes.)

**) Derselben Meinung stimmen auch die vorzüglichsten Geologen und Archäologen unseres Jahrhunderts bei. „Soviel ich weiß," sagt der berühmte Buckland, „giebt es keinen einzigen gegründeten Einwurf gegen die Erklärung des Wortes Tag, insofern es eine lange Zeitperiode ausdrückt." Champollion, der in den Sprachen und Sitten des Orients so bewandert ist, hat ebenfalls keinen Anstand genommen, zu gestehen, daß

So löset sich denn die einzige Schwierigkeit, welche die Uebereinstimmung der Wissenschaften mit der Weltentstehungslehre des Moses zweifelhaft zu machen schien, in ganz natürlicher Weise auf, und das Wunderbare dieser so vollständigen, so außerordentlichen und so unerwarteten Uebereinstimmung nimmt zu und wächst durch all die Hindernisse, die ihr der Unglaube bis auf unsere Tage in den Weg gelegt hat.

Hier wollen wir nun über den siebenten Tag die Erklärung geben, die wir versprochen haben. Dieselbe ist zugleich ganz geeignet, uns von der Oberflächlichkeit unserer Urtheile über den göttlichen Geschichtschreiber wieder abzubringen.

Die Ruhe des Schöpfers am siebenten Tage ist eine Zielscheibe spöttischer Bemerkungen und bitterer Vorwürfe gegen Moses gewesen.

Indeß, was sollen wir thun, um ihm seine Erhabenheit und seine Tiefe zurückzugeben? Lesen wollen wir die Stelle, die sich hierauf bezieht! aber lesen mit jener betrachtenden Aufmerksamkeit, die eine Tochter der Ehrfurcht und Andacht ist.

„Und Gott vollendete am siebenten Tage sein Werk, das Er gemacht, und ruhete am siebenten Tage von allem Werke, das Er gemacht. Und er segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, weil Er am selben ruhete von allem seinem Werke, das Er geschaffen.“

Wo der Geschichtschreiber an diesen siebenten Tag kommt, wechselt er seine Sprache. Er sagt nicht mehr, wie bei den sechs anderen: Und es ward Morgen und Abend, der ... Tag. Er giebt diesem Tage keine Grenze. Eine solche bemerkenswerthe Ausnahme muß doch wohl ihre Ursache haben in einem Buche, wo, wie wir bereits gesehen haben, jedes Wort ein so großes Gewicht und so viel Wahrheit hat. Welches

obige Erklärung die einzig zulässige sei; und der Israelit Cahen hat dieselbe in seiner Uebersetzung der Bibel (aus dem Hebräischen) angewendet und in Anmerkungen, die er hinzufügt, vertheidigt.

ist aber diese Ursache? Die einzige, die sich zugleich unserem Nachdenken ganz von selbst darbietet, ist die, daß dieser Tag kein Ende gehabt hat, daß er offen geblieben, daß er stetig fortläuft und noch über unserem Haupte glänzt; daß er endlich nichts Anderes ist, als die Periode der Natur und Geschichte, der wir eben angehören. Dies paßt auch vollkommen zu der Erklärung, wie wir sie oben von dem Worte Tag gegeben haben. Gott ruhete, d. h., wie Moses sagt, er hörte an diesem Tage auf, alle die Werke hervorzubringen, die er geschaffen hatte, und nachdem er die Natur nach und nach durch sechs Geburten, die sie bis zu den Punkte brachten, wo der Mensch von ihr Besitz nahm, hatte hindurchgehen lassen, da hat er ihrer ganzen Anordnung Halt geboten, hat sie gesegnet und geheiligt und ihr jene feierliche Regelmäßigkeit, jene, selbst in ihrer Mannigfaltigkeit, so unwandelbare Harmonie, jene Stille, jene Ordnung, endlich jene tiefe Ruhe eingeprägt, worin sie seit sechstausend Jahren beständig fortläuft, und welche das Bild des unveränderlichen Friedens und der ungestörten Ruhe ist, die im Busen ihres Urhebers wohnen.

„Du Geber alles Guten," ruft der h. Augustinus aus, dem ich diese Auseinandersetzung entlehne, „gieb uns deinen Frieden, den Frieden deiner Ruhe, den Frieden deines Sabbaths, den Frieden ohne Abend! Denn diese ganze staunenswerthe Ordnung und diese schöne Harmonie von so vielen herrlichen Schöpfungen wird dereinst verschwinden, ihr Tag und ihre Bestimmung werden erfüllt werden; sie werden ihren Abend haben, wie sie ihren Morgen hatten."*)

Also findet bei der Frage über die siebente Epoche die Auslassung jenes vespere et mane seine Erklärung. „Wenn man auf diese Weise den Text erläutert," sagt Marcel de Serres, „so wird man von Ehrfurcht ergriffen für ein Buch, dessen geringste Worte eine so hohe Bedeutung haben."*

---

*) Confess. XIII, 35.

**) De la Cosmogonie de Moïse comparée aux faits géologiques, t. I. p. 16.

IX. Obtinuerunt aquae terram centum quinquaginta diebus. „Und das Wasser stand auf der Erde hundert und funfzig Tage.“*)

Der scharfsinnigste Kopf des vorigen Jahrhunderts schrieb in dem ernstesten seiner Werke, „die Geschichte von der Sündfluth sei blos eine Fabel und solle nur die äußerste Noth vorstellen, die man zu allen Zeiten um die Austrocknung der Länder hatte, wenn diese durch die Nachlässigkeit der Menschen lange unter Wasser gestanden.“**) Was ferner die ungeheuren Ablagerungen von Muscheln anlangt, welche die Spuren jener Begebenheit auf den höchsten Bergen, und insbesondere auf den Alpen, zurückgelassen haben, so erklärte er sie durch „die Unzahl von Wallfahrern, die mit einer Menge Muscheln an ihren Mützen zu Fuß von St. Jacob in Gallizien und aus allen Provinzen gereiset kamen, um über den Mont Cenis nach Rom zu pilgern.“***)

Mit einer solchen Geringschätzung, gleichsam wie mit einem Spottmantel, wurden im achtzehnten Jahrhundert Wissenschaft und Religion gemeinschaftlich umhangen.

Heute darf man über beide schon nicht mehr solchen Tadel aussprechen; denn auf dem Wege der Beobachtung sind sie einander begegnet und haben sich im Schooße der Wahrheit umarmt.

Moses hat in seiner Erzählung von der Sündfluth wahr gesprochen, und zwar nicht blos im Großen und Ganzen dieser wichtigen Thatsache, sondern auch in ihren charakteristischen Einzelheiten. Diese sind nämlich 1. ihr plötzliches Hereinbrechen; 2. ihre Ausdehnung über die ganze Erde; 3. ihr Datum, das im Vergleich zu dem fabelhaften Alterthum, welches man der Gründung der menschlichen Gesellschaften beilegte, noch jung ist. — Ein hoher Zeuge, den man nicht

---

*) Genesis 7, 24.

**) Voltaire, Essai sur les moeurs: — Ueber die Veda's.

***) Voltaire, Mélanges: — Ueber die Muscheln.

erwartet hatte, ein Zeitgenosse der Sündfluth, ist aus dem Innern der Erde, hervorstiegen, hat Alle, die mit ihm sind und zu ihm halten, um sich versammelt, und, gehoben durch die Gewalt des menschlichen Genie's, steht er da, stolz und kühn, um zu Gunsten des alten Geschichtschreibers Zeugniß abzulegen und über dessen Verläumder zu triumphiren. Die vorsündfluthliche Welt ist wieder an's Tageslicht gekommen und hat die zwei ersten Merkmale der Sündfluth bewahrheitet, ihr plötzliches Hereinbrechen und ihre Ausdehnung über die ganze Erde. Andererseits hat nicht allein die lebende Natur, gedrängt durch die Forschungen der Wissenschaft, sondern auch die Geschichte der verschiedenen Völker, geprüft durch eine freie, unbestechliche Kritik, die Antwort gegeben, daß das Datum des Ursprunges der menschlichen Genossenschaften, wie Moses es angiebt, durchaus richtig und genau sei, und daß von allen Annalisten er der einzige ist, der wahr spricht, wahr wie die Stimme des Menschengeschlechtes, wahr wie die Stimme der Natur, wahr wie das Wort Gottes.

„Das System von Dupuis ruhet auf keiner festen Grundlage," sagt Letronne im Eingange zu seinem Cursus der Archäologie; „und dennoch hat er auf die religiöse Meinung den größten Einfluß gehabt. Heute, wo wir materielle Beweise haben, welche uns unbestreitbar die Falschheit der Hypothese jenes Mannes zeigen, der freilich wohl gelehrt, aber durch ein blindes Vorurtheil und durch ein System, für welches er alle Thatsachen drehete und wendete, irregeleitet war, — heute, sage ich, können wir ohne Mühe die Wahrheit aus dem Netze der Lüge befreien."*) — „Die Anschwemmungen, die Torflager, die Dünen, die Gletscher zeigen durch die Betrachtung ihres Ganges und gemäß ihrer Ausdehnung, daß der Anfang der gegenwärtigen Gestalt der Continente nicht bis zu sechstausend Jahren zurückgehen kann. Genau zu derselben

*) Cours d'archéologie.

Folgerung bringen auch die Beobachtungen von Dolomieu und Girard über die Anschwemmungen Aegyptens, von Astruc über die Anschwemmungen des Delta in der Rhone, und endlich von Deluc, Fortis, Prony und Wiebeking über die Anschwemmungen der Küsten an der Nordsee, am baltischen, adriatischen und holländischen Meere. Endlich verdienen noch die Beobachtungen, welche wir diesen tüchtigen Naturforschern verdanken, um so mehr Zutrauen, weil sie angestellt worden ohne irgend eine vorgefaßte Meinung; sie alle haben aber dennoch zu demselben Resultate geführt." *)

„Man hat oft bestritten," sagt ein gelehrter Engländer, „daß es auf dem Erdkörper eine allgemeine Sündfluth gegeben habe, weil man ihre physische Möglichkeit nicht begriff. Jetzt aber kann die Geologie in dieser Beziehung keinen Zweifel mehr übrig lassen. Alle Beobachtungen kommen darauf hinaus, die wirkliche Begebenheit einer Fluth auf Erden nachzuweisen." **)

Der gelehrte Pallas drückt sich über die Thierreste, die im hohen Asien in der Erde verscharrt liegen, also aus: „Die großen Knochen, die bald zerstreut, bald skeletweise, bald in ganzen Hekatomben in der Erde liegen, haben mich, wenn ich sie betrachte so wie sie vorliegen, vor Allem zu der Ueberzeugung gebracht, daß wirklich über unsere Erde eine Fluth gekommen, eine Katastrophe, deren Wahrscheinlichkeit, ich gestehe es, mir so lange unbegreiflich war, bis ich jene Weltgegenden durchreiset und mit eigenen Augen Alles gesehen habe, was zum Beweise für jenes denkwürdige Ereigniß dienen kann. — Das Gerippe eines Rhinoceros, das man mit seinem ganzen Felle auffand, Ueberreste von Sehnen und Knorpeln in den Eisländern des Wilui (in Sibirien) liefern ebenfalls einen überzeugenden Beweis, daß jene Ueberfluthung

*) Marcel de Serres, De la cosmog. de Moïse, comparée aux faits géolog. p. 260—261.

**) Manuel géologique, von de la Bèche, Mitglied der Société royale zu London und Paris.

im höchsten Grade heftig und reißend sein mußte, wenn sie solche Leichname bis in das eisige Klima mit sich fortschleppte, ehe noch die Verwesung Zeit hatte, deren weiche Theile zu zerstören. Das wäre denn also jene Sündfluth, deren Andenken fast alle alten Völker Asiens aufbewahrt haben und deren Zeit sie, mit dem Unterschiede von einigen Jahren, auf das Datum der mosaischen Sündfluth setzen."*)

„Es ist ganz gewiß," sagt ein französischer Geologe, „daß eine Fluth dagewesen, und daß sie die ganze Oberfläche des Erdballes verwüstet hat. Beweis sind die unermeßlichen Lager von rund gewälzten Kieselsteinen, wie man sie in allen Welttheilen findet; sie liegen weit ab von den heutigen Bergen, weit ab von den heutigen Gewässern, und haben nur durch sehr mächtige Strömungen weggeführt werden können. Unter Anderem werden auch die ungeheuren Felsblöcke, die sogenannten erratischen (irrenden) Blöcke, welche man zerstreut bald in Ebenen, fern von den Bergen, die sie geliefert, bald wieder auf Hügeln und Bergen von bedeutender Höhe antrifft, — auch sie werden stets ein unverwerflicher Beweis sein für eine ungeheuere Bewegung, die man unmöglich durch örtliche Ereignisse würde erklären können, und die man höchstens nur dann begreifen kann, wenn man die Kräfte aller Meere zusammmengenommen zu Hülfe nimmt."**)

Der gelehrte Dolomieu, einer der Ersten, die sich auf Seite der Wahrheit stellten, gegen welche man mit so vielen Vorurtheilen gekämpft hatte, rief aus mit einem Tone der Ueberzeugung, wie ihn nur die Wahrheit selber eingeben kann: „Von nun an vertheidige ich eine Wahrheit, die mir unbestreitbar scheint, und deren Beweis ich auf jedem Blatte der

---

*) Voyage dans la haute Asie.

**) Nérée Boubée, Manuel de géologie. p. 39—40. — Die Beobachtung der erratischen Blöcke und der Schluß, den Herr Nérée Boubée daraus herleitet, sind die Frucht der anhaltendsten und sorgfältigsten Arbeiten der gesammten Geologie. Man sehe noch hierüber Wiseman, 6e Discours.

Geschichte und auf allen Seiten jenes Buches, in welchem die Thatsachen der Natur verzeichnet sind, zu sehen glaube, daß nämlich der Zustand unserer Continente noch kein hohes Alter hat, und daß die Zeit noch nicht lang ist, wo dieselben der Herrschaft des Menschen übergeben worden."*)

Selbst Boulanger giebt in seiner Antiquité dévoilée diesmal dem Drange der Wahrheit nach, und sagt: „In der Ueberlieferung der Menschen muß man doch ein Factum annehmen, da dessen Wahrheit allerorts und immer anerkannt ist. Welches ist denn dieses Factum? Ich sehe keins, dessen Denkmäler allgemeiner bezeugt werden, als diejenigen, welche uns von jener berühmten Umwälzung melden, die einst, sagt man, das Antlitz unseres Erdkörpers verändert und zu einer gänzlichen Erneuerung der menschlichen Gesellschaft Anlaß gegeben hat; mit einem Worte, die Sündfluth scheint mir die wahre Epoche der Völkergeschichte zu sein. Dieses Factum läßt sich durch unzählige, ja durch die Stimmen Aller nachweisen und erhärten, weil die Ueberlieferung von diesem Factum sich in allen Sprachen und in allen Gegenden der Welt vorfindet."**)

---

*) Journal de physique, 1792.

**) Antiquité dévoilée. — Zwei Stellen in diesem Citate haben wir unterstrichen, um von ihnen gegen Boulanger Act zu nehmen; zur rechten Zeit und am rechten Orte werden wir ihn wieder daran erinnern. — Uebrigens haben wir von demselben Verfasser noch ein anderes Citat über die Sündfluth, welches noch ausführlicher spricht: „Diese unbegreifliche Thatsache (die Sündfluth), welche das Volk nur aus Gewohnheit glaubt, und welche die Leute von Geist ebenso aus Gewohnheit leugnen, steht so fest, daß man sich nichts Allbekannteres und Unangreifbareres denken kann. Ja, der Naturforscher würde es glauben, wenn auch die Traditionen der Menschen niemals davon gesprochen hätten; und ein Mensch mit gutem Verstande, der nichts Anderes, als die Traditionen studirt hätte, würde ihm gleichfalls Glauben beimessen. Wenn man die Zeugnisse der Naturwissenschaft und Geschichte, wie auch den Ruf des ganzen Menschengeschlechts, näher erwägt, so müßte man der beschränkteste und starrsinnigste Kopf sein, wollte man daran zweifeln." — Siehe Antiquité justifiée,

Cuvier endlich, dieser große Beschwörer der vorsündfluthlichen Welt, dieser kalte Referent in dem Processe zwischen dem modernen Unglauben und dem göttlichen Geschichtschreiber, — nachdem er das ganze Buch der Natur, so zu sagen, durchblättert, alle menschlichen Archive durchsucht, alle mit der Sündfluth gleichzeitigen Wesen, ja sogar Alles, was Zeitgenosse der Schöpfung war, hervorgekehrt, lebendig gemacht und hat reden lassen, und selbst bis zum Chaos zurückgegangen ist, — da faßt er sich noch ein Mal kurz und schließt also: „Ich glaube, wie auch Deluc und Dolomieu, daß, wenn irgend ein Gegenstand der Geologie feststeht, der es ist, daß die Oberfläche unserer Erde eine große und plötzlich eingetretene Umwälzung erlitten hat, deren Epoche nicht viel über fünf bis sechstausend Jahre hinausreichen kann; daß durch diese Umwälzung derjenige Theil des festen Landes, auf welchem vormals die Menschen und die heutiges Tags bekanntesten Thiere wohnten, in Abgründe versenkt worden und gänzlich verschwunden ist; daß dieselbe Umwälzung dagegen den Boden des vorherigen Meeres trocken gelegt und dadurch das jetzige bewohnte Festland gebildet hat; daß seit dieser Revolution die kleine Zahl von Köpfen, welche dieser Katastrophe entgangen sind, auf der neuen, trocken gewordenen Oberfläche sich verbreitet und vermehrt hat, und daß folglich erst seit jener Epoche die menschlichen Gesellschaften wieder einen fortschreitenden Bildungsgang angenommen haben. Dies ist eins der Resultate der vernünftigen Geologie, das zugleich am besten bewiesen ist und am wenigsten erwartet wurde, — ein Resultat, das um so werthvoller ist, als es durch eine ununterbrochene Kette die Naturgeschichte mit der Völkergeschichte verbindet." *)

Unser berühmter Gelehrter gelangt zur Entdeckung dieses Resultates nicht blos mit Hülfe der Geologie, sondern auch mit Hülfe der historischen Kritik; und mit jener ausgezeichneten

oder Widerlegung eines Buches, das den Titel führt: Antiquité dévoilée par ses usages, chap. I., p. 3—4.

*) Disc. sur les révol. du globe, p. 280 et 145.

Klarheit, mit jener Ruhe und Schärfe des Verstandes, die ihm eigen sind, übt er gegen alle falschen astronomischen und historischen Berechnungen, womit der Unglaube den Pfad der Wahrheit gleichsam wie mit Dornen versperrt hatte, Gerechtigkeit aus. Er reinigt das Feld der Geschichte, stellt die sichersten und allgemeinsten Chronologieen und Traditionen zusammen und zeigt, daß sie alle mit den Angaben der Natur und des Moses im Einklange stehen. „Ist es nun wohl möglich", ruft er endlich aus, „dem bloßen Zufalle es beizumessen, daß der traditionelle Ursprung der assyrischen, indischen und chinesischen Monarchieen, in auffallender Uebereinstimmung, nur auf ungefähr vier Jahrtausende hinaufreicht? Würden die Ansichten dieser Völker, welche in so geringer Verbindung mit einander stehen, deren Sprache, Religion und Gesetze nichts mit einander gemein haben, in diesem Punkte übereinstimmen, wenn dem nicht Wahrheit zum Grunde läge?"*) Ein sehr vernünftiger Gedanke! Später werden wir Gelegenheit finden, von ihm eine Anwendung zu machen, die sich unmittelbarer auf unseren Gegenstand bezieht.

So hat denn die Wissenschaft den Moses wieder zu Ehren gebracht; und die Natur selbst hat ihn gerächt in einem Punkte, über welchen er nicht weniger ist angegriffen worden, als über alle jene von der Schöpfung, — in einem Punkte, der unwahrscheinlich zu sein schien und auch noch scheint, der aber dennoch ungeachtet aller Merkmale, die seine Unwahrscheinlichkeit ausmachen, als wahr und erwiesen dasteht.

Soll ich nun noch über die Größe und Ausdehnung der Arche sagen, daß ein gelehrter Seekundiger, der Vice-Admiral Thévenard, sich damit befaßt hat, seine in dieses Fach einschlägigen Kenntnisse anzuwenden, um über diesen Punkt das Wahre und Richtige herauszubringen, und daß er mit einer Vorsicht, die gerade seine Aufrichtigkeit an den Tag legt, folgende Ent-

*) Disc. sur les révol. du globe, p. 220.

scheidung giebt: „Ich will hier nicht behaupten, daß es wirklich eine allgemeine Fluth gegeben hat, und daß die Arche in Wahrheit dagewesen ist; — aber wenn dieses Factum stattgefunden hat und die Arche wirklich von jener Länge, Breite und Höhe war, wie es in der Genesis, Kap. 7., ausdrücklich angegeben ist, so wird die einfache Berechnung, die man sich darüber machen kann, gegen Porphyrius, gegen Apelles, einen Schüler des Marcion, und gegen einen neueren Skeptiker das Zeugniß geben, daß jenes Schiff noch um ein Drittel geräumiger war, als es wohl hätte sein müssen, um die Familie Noe's, die Thiere und die Lebensmittel ganz bequem zu fassen." *)

Wird es nöthig sein, mit Marcel de Serres endlich noch über das Auftreten des Regenbogens zu sagen, daß diese Erscheinung, die seit der Sündfluth eine natürliche geworden ist, in jener Epoche es nicht gerade sein mußte; daß sie folglich von Gott konnte gegeben werden als der Ausdruck eines Wechsels in dem Zustande der Erde und als ein Pfand, daß hinfort keine Wasserfluth mehr kommen solle?**) daß die Sündfluth eine ungeheure Menge von Wasser voraussetzt, welches vorher in der Atmosphäre verbreitet sich vorfand, so daß jene Erscheinung vor der Sündfluth gar nicht einmal möglich war? daß man für die Beurtheilung einen Maßstab habe an dem, was sich jetzt noch in den Gegenden des Aequators zuträgt, wo der Regen niemals fein genug ist, um die Bildung eines vollständigen Regenbogens möglich zu machen? ja daß gerade von der ursprünglichen Wahrheit, wie sie in der Genesis enthalten ist (natürlich auf dem Wege der Tradition), die hohe Verehrung gekommen, welche die Peruaner vor dem Regenbogen bewahrt haben — eine Tradition, deren Erhaltung sich bei jenen Völkern um so besser erklärt, als die Spuren der großen Ueberfluthung, die den Erdkörper ver-

*) Mémoires relatifs à la marine, t. IV. p. 253.
**) Genesis 9, 15.

wüstete, in Amerika weniger ausgetilgt sind, als überall anderswo?*)

Was hat ungereimter geschienen, als alle diese Stellen der Genesis? und welche Achtung und Ehrfurcht muß nicht in unser Herz zurückkehren vor einem Buche, welches das einzige ist, das bis auf unsere Tage gegen alle Meinungen und Urtheile des menschlichen Verstandes die Wahrheit auf seiner Seite gehabt!

X. Erant ergo filii Noë, qui egressi sunt de arca: Sem, Cham et Japhet . . . Et ab his disseminatum est omne genus hominum super universam terram. „Es waren also die Söhne Noe's, die aus der Arche hervorgingen, Sem, Cham und Japhet . . . Und von diesen ist das gesammte Menschengeschlecht auf der ganzen Erde fortgepflanzt worden."

Die Lehre der Bibel, daß das Menschengeschlecht von einem Menschen, nämlich von Adam und später von Noe, abstamme, mußte von der Afterphilosophie natürlich mit um so größerem Eifer angegriffen werden, weil sie mit der Grundlehre der Religion, d. i. mit der Lehre von der Erlösung des ganzen Menschengeschlechts in Jesus Christus, unmittelbar in Verbindung steht. — Wir wollen auch zugeben, daß es als eine schwere Aufgabe erscheinen mochte, den Moses in diesem Punkte vor Jemandem, der in Vorurtheilen befangen war, zu rechtfertigen, eben weil so große Verschiedenheit unter den Menschen herrscht in Sprache, Wohnort, Geisteskraft, Sitten, besonders aber in Körperbildung und Farbe. Es mochte ferner schwer scheinen, den Beweis zu liefern, daß der Kaffer und Hottentott, die dem sogenannten Waldmenschen äußerlich fast nahe kommen, leibliche Brüder der Europäer seien, namentlich jener in unseren Hauptstädten, — so reich an allen Gaben der Natur, des Genie's und der Kunst. — Richtig hat auch die Gottlosigkeit hinter dieser Schwierigkeit

*) Marcel de Serres, t. I. p. 191—192.

ihre Bosheit losgelassen und mit Voltaire ausposaunt: nur ein Blinder könne daran zweifeln, daß die Weißen, die Neger, die Albino's, die Hottentotten, Lappländer, Chinesen und Amerikaner von ganz verschiedenen Racen seien.*)

Dieser Blinde ist die Wissenschaft; denn sie ist in unseren Tagen unversehens dahin gelangt, die Spuren des Menschen von seiner gegenwärtigen Zerstreuung und Ausbreitung an, bis zu seiner Wiege, wieder aufzufinden und behaupten zu können, daß das ganze Menschengeschlecht von einem einzigen Vater abstammt.

Schon Buffon hat diese Beobachtung, die er an verschiedenen Orten der Erde machte, in seiner Antwort auf den stärksten Beweis gegen die Abstammung des Menschengeschlechts von einem Paare in folgenden Worten niedergeschrieben: „Wenn Neger und Weiße nicht zusammen zeugen könnten, wenn selbst ihre Zeugung unfruchtbar bliebe, wenn der Mulatte wirklich ein Blendling wäre, dann gäbe es zwei durchaus verschiedene Gattungen. Der Neger würde sich zum Menschen verhalten, wie der Esel zum Pferd; oder vielmehr, wenn der Weiße ein Mensch wäre, würde der Neger kein Mensch mehr sein; er würde eine Thiergattung für sich allein bilden, gleichwie der Affe, und wir könnten mit Recht vermuthen, daß der Weiße und Neger keine gleiche Abkunft hätten. Diese Annahme wird aber durch die That widerlegt; und da alle Menschen einander beiwohnen und zusammen zeugen können, so haben auch alle Menschen denselben Stammvater und sind von derselben Familie.“**)

Dieses vernünftige Urtheil, durch die Erfahrung erprobt, ist in der Zoologie für den Begriff Gattung entscheidend geworden, und in diesem Theile der Naturwissenschaft ist es ein Grundsatz, daß alle Individuen, welche sich gegenseitig begatten und sich auf unbestimmte Zeit fortpflanzen können,

---

*) Histoire de Russie sous Pierre le Grand, ch. 1.

**) Buffon, Histoire de l'âne.

zu ein und derselben Gattung gehören.*) Begattungen unter Thieren von verschiedenen Gattungen finden niemals statt, da solche Thiere auf sich selbst angewiesen sind. Der Mensch allein hat die Gewalt, dieselben zu zwingen, ähnliche Verbindungen einzugehen; alsdann sind aber die Abkömmlinge in einem so unregelmäßigen Zustande, daß sie fast durchgängig ganz unvermögend und unfruchtbar sind, und daß in allen Fällen ihre Fruchtbarkeit bei der dritten oder höchstens bei der vierten Generation aufhört. Das ist das feststehende Gesetz der Natur und gleichsam die unübersteigbare Schranke, die sie gegen die Vermischung der Gattungen gezogen hat.

Wenden wir dieses Gesetz auf den Menschen an, so beweiset es die Einheit des Geschlechtes, weil die Erfahrung uns lehrt, daß auch die am weitesten abgearteten Menschenracen bei ihrer Verbindung mit den vollkommensten Racen Individuen erzeugen, die auf unbeschränkte Zeit fruchtbar sind.

Auf dieser Grundlage fortbauend, haben sich die Naturforscher die Abweichungen, welche das menschliche Geschlecht darbietet, zu erklären gesucht. Die Einen, wie Buffon**), Blumenbach***), Camper†), Wiseman††), haben die Ursachen dieser Abweichungen finden wollen in dem Einflusse des Klima's, in der Verschiedenheit der Nahrungsmittel, und vorzugsweise in der Rückwirkung der Geistesbildung und Empfindsamkeit auf das Nerven-, Haar-, ja selbst auf das Knochensystem. Andere, wie Lacépède†††) und Cuvier*†), suchen die Ursachen in weiter Vergangenheit, nämlich kurz nach der letzten Katastrophe, welche die Oberfläche der Erde verwüstete,

---

*) Marcel de Serres, t. II. p. 20.

**) Disc. sur les variétés de l'espèce humaine.

***) Handbuch der Naturgeschichte.

†) Dissertation physique sur les différences réelles que présentent les traits du visage chez les hommes des différents pays.

††) 3e Discours.

†††) Histoire du genre humain.

*†) Tableau élémentaire de l'histoire des animaux.

und wo die Elemente, die vereinigt den sogenannten Einfluß des Klima's bewirken, mit viel größerer Kraft auftraten, als sie gegenwärtig entwickeln können, nachdem eine Ruhe von vielen Jahrhunderten die Kräfte der Natur unter einander abgestumpft und die Thätigkeit vieler Substanzen durch deren gegenseitige Annäherung, Mischung und Vereinigung gefesselt hat. Wie dem aber auch sein mag, alle gelehrten Naturforscher gelangen zu dem Schlusse, daß, wie Cuvier sagt, „die großen Abweichungen, welche sich unter den Menschen finden, nur Wirkungen zufälliger Ursachen, mit einem Worte nur Mannigfaltigkeiten sind.*)

Was der Anthropologie einen bedeutenden Vorschub geleistet, und was ihre Resultate mit den Ueberlieferungen des Moses von der Erneuerung des Menschengeschlechtes nach der Sündfluth durch drei Abstammungen, — von den drei Söhnen des Noe, Sem, Cham und Japhet, — in Einklang gebracht hat, ist der Umstand, daß man endlich alle Mannigfaltigkeiten des Menschengeschlechts unter drei Hauptklassen brachte: den kaukasischen, äthiopischen und mongolischen Stamm.**) Was aber die Richtigkeit dieser Eintheilung ganz besonders verbürgt, ist dies, daß man auf den verschiedensten Wegen zu derselben gekommen ist. Die Naturforscher, Cuvier an der Spitze, behaupten es auf Grund ihrer Forschungen, welche sie auf dem Wege der Vergleichung über das Thierreich angestellt haben; die Geographen, wie z. B. Walckenaer, mit Hülfe ihrer Untersuchungen auf dem Gebiete der Geographie; und die Seefahrer, wie z. B. Dumont d'Urville und Freycinet, auf Grund ihrer unmittelbaren Beobachtung, die sie über die Gleichmäßigkeit der Gesichtszüge und Gewohnheiten der verschiedenen Völker gemacht haben. Das Vorhandensein dieser drei großen Familien in Allem nachweisend, haben diese Ge-

*) Tableau élém. de l'hist. des animaux. — Siehe auch Portalis, De l'usage et de l'abus de l'esprit philos. t. I. p. 60.

**) Zwischen den beiden ersten Klassen stehen die Malayen, und zwischen der kaukasischen und mongolischen Race stehen die Amerikaner.

lehrten einstimmig betheuert, daß die genannten Familien in den Zügen einer ursprünglichen Einheit des ganzen Geschlechtes als verschwistert dastehen.*)

Wir werden jetzt sehen, wie diese wichtige Wahrheit in ein noch helleres Licht tritt und an Haltbarkeit gewinnt, dadurch, daß sie sich an eine andere, erst jüngst entdeckte, Wahrheit anschließt.

XI. Erat autem terra labii unius, et sermonum eorundem . . . Et dixerunt: Faciamus turrim, cujus culmen pertingat ad coelum . . . Dixit autem Dominus: Confundamus ibi linguam eorum, ut non audiat unusquisque vocem proximi sui. Atque ita divisit eos Dominus ex illo loco in universas terras; et idcirco vocatum est nomen ejus Babel, quia ibi confusum est labium universae terrae. „Es war aber auf Erden nur eine Sprache und einerlei Rede . . . Und sie sprachen: Kommet, wir wollen einen Thurm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reicht . . . Aber der Herr sprach: Lasset Uns daselbst ihre Sprache verwirren, daß der Eine des Anderen Rede nicht verstehe. Und also zerstreuete sie der Herr von da in alle Länder, und darum heißt man den Namen der Stadt: Babel, weil daselbst die Sprache der ganzen Erde verwirrt worden.“

Ein neuer Zweig der menschlichen Wissenschaft ist vor Kurzem plötzlich in unserer Mitte aufgetaucht; ihn zu benennen, mußte man sogar ein neues Wort schaffen. Welches ist aber sein Resultat, das sich sofort ergeben hat und unwiderleglich feststeht? Die Bestätigung der Einheit des Menschengeschlechtes, — die Feststellung seines ursprünglichen Wohnortes im Oriente, in derselben Gegend, die auch Moses an-

*) Siehe Forster, Lacépède, Cuvier, Hollart, Humboldt und Andere. Herrn de Freycinet's Bericht an die Akademie der Wissenschaften, vom 8. Juni 1840, über eine Fahrt der Fregatte l'Uranie, schließt mit den Worten: „Alle meine Beobachtungen kommen darauf hinaus, zu beweisen, daß das Menschengeschlecht von einem Paare abstammt.“

giebt, — die ursprüngliche Einheit der Sprache, — endlich die Verwirrung derselben durch eine gewaltsame und plötzlich eingetretene Ursache.

Das sind die Antworten, welche uns die Linguistik, oder das vergleichende Sprachstudium, in Verbindung mit der Ethnographie, oder den Forschungen über die Sitten der verschiedenen Völker, gegeben hat.

Zu solchen Resultaten ist die Wissenschaft gelangt nicht mit Hülfe eines philosophischen oder sonstigen gelehrten Systems, sondern durch Beobachtungen und durch die vergleichenden Arbeiten der ganzen gelehrten Welt; sie ist dahin gelangt, ohne eine vorgefaßte Idee oder irgend ein Vorurtheil dabei zu haben, sondern blos aus Interesse für die Wahrheit.

Ich will im Folgenden die hauptsächlichsten Zeugnisse der Reihe nach aufführen.

„Wenn jemals ein Philosoph sich's wollte einfallen lassen, von mehreren Wiegen des Menschengeschlechtes zu reden," sagte ein gelehrter Russe, der Graf Goulianoff, in einem Werke, das nach jahrelanger Prüfung durch die einstimmige Entscheidung der Gelehrten an der Akademie zu St. Petersburg allgemeinen Beifall und die vollste Anerkennung fand, „so würde ihm immer die Einheit der Sprachen entgegentreten, und ihm seine Gaukelei verderben; eine solche Auctorität aber müßte, wie ich wenigstens glaube, auch den befangensten Geist wieder zur Wahrheit zurückbringen."*) — „Alle Sprachen können als Dialekte einer nunmehr verlorenen Sprache betrachtet werden."**)

Gleichlautend sind auch die Aussprüche des deutschen Staats-Rathes Merian in seinem großen Werke über die Analogie der Sprachen, veröffentlicht unter dem Titel Tripartitum.***)

*) Disc. sur l'étude fondam. des langes. Paris, 1822, p. 31.

**) Conclusion de l'Académie de St. Petersbourg, Bulletin universel, vol. I. p. 380.

***) Wien, 1822, p. 585.

Auch der gelehrte Julius Klaproth, ein tiefer Kenner der asiatischen Sprachen und ihrer Literatur, sagt, wiewohl er leider im Herzen noch einige Vorurtheile gegen die geoffenbarte Wahrheit nährte, Folgendes: „Die allgemeine Verwandtschaft der Sprachen liegt so klar am Tage, daß alle Welt sie als vollständig erwiesen betrachten muß. Dies läßt sich aber auf keine andere Weise erklären," fügt er hinzu, „als durch die Annahme, daß in allen Sprachen der alten und neuen Welt Ueberreste und Bruchstücke einer Ursprache vorhanden sind." *)

Die neue Welt schien indessen Anfangs für den Beweis von der Einheit der Sprachen ein Hinderniß zu sein; — so zahlreich und durchgreifend sind die Verschiedenheiten der amerikanischen Dialekte. Für einen noch schwachen Glauben war dies ein hinreichender Grund, wieder abzufallen, für den Unglauben aber, in seinem Widerstreben nur noch länger zu verharren. Aber es lag darin zugleich auch eine Veranlassung, daß jener Durst nach Entdeckungen, den Gott vornehmlich in unser Jahrhundert scheint versetzt zu haben, gereizt wurde. Ein gelehrter Engländer, Smith Barton, war der Erste, der es unternahm, in dieses Chaos Ordnung zu bringen; kurz darauf kam Vater; und das Resultat aller Arbeiten, die, wie Alexander von Humboldt sagt, mit der größten Sorgfalt und nach einer früher nie angewendeten Methode ausgeführt waren, war der Beweis von dem Dasein einiger Ausdrücke, die dem Wörterverzeichnisse beider Continente gemein sind. Diese Wörter fand man nämlich durch die Vergleichung sämmtlicher amerikanischer Sprachen mit allen übrigen Sprachen der alten Welt. **) Malte-Brun ging noch einen Schritt weiter. Er entdeckte einen geographischen Zusammenhang zwischen den amerikanischen und den asiatischen Sprachen, und es gelang ihm dadurch, die Anzahl der bereits vorliegenden Wörter zu vergrößern. Bald nachher wurde diese Zahl noch vervollständigt,

*) Asia polyglotta, Vorrede S. IX.

**) Alexander von Humboldt, Vue des Cordillères.

als man die Spuren näher betrachtete, welche die Völker Amerika's bei ihrer Wanderung von Nordost nach Süden zurückgelassen, und die Traditionen studirte, die sie aus ihrer früheren Heimath mitgebracht hatten. Zur selben Zeit gelang es auch der Linguistik, — Dank den angestrengten und unverdrossenen Bemühungen der Herren Wilhelm und Alexander von Humboldt! — in der Form der Conjugationen das eine Band anzutreffen, welches alle amerikanischen Sprachen verknüpft; man fand darin nämlich eine zerstreute Familie von Sprachen, welche Wilhelm von Humboldt mit dem charakteristischen Namen Sprachen durch Einverleibung, d. i. Zusammenschmelzung, bezeichnete. „Diese wunderbare Gleichförmigkeit," sagt Malte-Brun, „die wir von einem Ende Amerika's bis zum anderen in der eigenthümlichen Art und Weise, zu conjugiren, finden, begünstigt sehr die Annahme, daß ein Urvolk der gemeinschaftliche Stamm aller amerikanischen Nationen sei."*) Noch allgemeiner hat Alexander von Humboldt diesen Schluß ausgesprochen, indem er sagt: „Wie vereinzelt und für sich allein dastehend auch Anfangs gewisse Sprachen erscheinen können, wie sonderbar auch ihre Willkührlichkeiten und Abweichungen sein mögen, alle haben doch unter einander eine Analogie, und ihre zahlreichen Beziehungen zu einander werden sich noch um so leichter auffassen lassen, als die philosophisch behandelte Geschichte der Völker und das Sprachstudium zu weiterer Entwickelung voranschreiten."**)

Während der Knoten dieser Schwierigkeit in Beziehung auf die Sprachen Amerika's gelöset wurde, gelangte Wilhelm von Humboldt auf einer noch höheren Leiter der Untersuchung, die er eigens dazu angestellt hatte, zu dem Ziele, daß er die achthundert sechzig Sprachen und die fünftausend Mundarten der lebenden und todten Sprachen des Erdkreises auf drei

---

*) Malte-Brun, p. 217; vergl. p. 213.

**) Siehe Klaproth, Asia polyglotta, p. 6.

Hauptklassen zurückführen konnte, nämlich: einfache Sprachen, Sprachen durch Beugung und Sprachen durch Einverleibung. Diese drei Klassen entsprechen den drei größten Theilen der Erde in geographischer Beziehung. Der Alten Welt fallen die Sprachen durch Beugung zu, der Neuen Welt die Sprachen durch Einverleibung, der Inselwelt die einfachen Sprachen; und zwar mit der eigenthümlichen Bewandtniß, daß die alte Welt, welche die eigentlichen Sprachen durch Beugung allein besitzt, auch zugleich die beiden anderen hat, und sie so alle drei in ihren ursprünglichen Wurzeln vereinigt.

Endlich führe ich noch ein Zeugniß von Balbi an, dem thätigen und gelehrten Ausarbeiter des Atlas ethnographique du globe. Die kostbarsten Erzeugnisse auf dem Felde dieser Wissenschaft hat er zu einem Ganzen gesammelt. Die letzten Resultate seiner Forschungen faßt er in folgende Worte: „Wenn wir den Schluß, auf welchen uns die Untersuchungen über die Eintheilung der Völker geführt haben, weiter verfolgen, so werden wir die wichtige Beobachtung machen, daß wir in der Alten Welt gerade da, wohin Moses den Ursprung der Gesellschaft und die Wiege aller Völker der Erde versetzt, jene drei wesentlich verschiedenen Klassen finden, auf welche man nach der Meinung Humboldt's die grammatikalischen Formen zurückführen kann, mag auch ihre Verschiedenheit bei all' den bekannten Völkern noch so groß sein.“*)

Diesem wichtigen Resultate, welches, wie wir gesehen ha-

---

*) Atlas ethnogr. pl. I. — Aus den gelehrten Forschungen Balbi's folgt ferner, daß fast alle Sprachen größere oder geringere Verwandtschaft mit dem Hebräischen haben; daß diese Verwandtschaft desto auffallender wird, je abgesonderter und wilder die Völker sind, und daß sie desto mehr verschwindet, je weiter die Völker in der Civilisation voranschreiten. — Der gelehrte, für immer betrauernswerthe Erzbischof von Bordeaux, Cardinal Cheverus, sagte mir eines Tages bei Gelegenheit einer Unterredung über die ostindischen Colonieen, denen er so lange das Evangelium verkündigt hat, „eine der auffallendsten Erscheinungen, die er dort wahrgenommen, sei der grammatikalische Zusammenhang der Sprache dieser Wilden mit dem Hebräischen.“ Dieselbe Bemerkung haben übrigens

ben, wegen der Schwierigkeit, die anfänglich die amerikanischen Dialekte darboten, aufgehalten und verzögert worden ist, war noch ein anderes, ebenso schwieriges Hinderniß entgegengetreten, nämlich die durchgreifende Verschiedenheit, wodurch die Sprachen, die jenseits des Ganges gesprochen werden, von denen diesseits des Ganges getrennt sind. Indeß thaten Abel Rémusat und der Ritter Paravey für diese Schwierigkeit dasselbe, was Barton und Humboldt für die amerikanischen Sprachen gethan hatten. Mittelst Untersuchungen und Vergleichungen haben sie entdeckt, daß die chinesische Hieroglyphenschrift, zumal die alte Schreibart, auffallende Züge der Aehnlichkeit hat mit den Hieroglyphen Aegyptens, und selbst mit der babylonischen Keilschrift; sie haben ferner gefunden, daß die chinesische Sprache eine große Anzahl von Wörtern enthält, die in den semitischen Sprachen gleichfalls vorkommen, und durch diese scharfsinnigen Beobachtungen wurde es ihnen möglich, die beiden Familien, die indo-europäische und die transgangetische, welche allein noch als unabhängig von einander dastanden, ebenfalls zu vereinigen.

Der Ritter Paravey benutzte alle Arbeiten auf dem Gebiete der Ethnographie und kam endlich auf dem Wege der Ableitung zu dem wichtigen Schlusse, „daß es auf der ganzen Erde nur einen einzigen Mittelpunkt der Bildung gegeben, und daß alle Völker ihre Civilisation aus derselben

---

mehrere Gelehrte gemacht, [wie z. B. der Capitain Wedel, Friedrich von Schlegel und der Professor Barton.

Ich hatte diese Note beendigt, als mir eine Stelle aus der Lebensbeschreibung Sr. Eminenz des Cardinals Cheverus wieder einfiel, welche das, was ich aus seinem eigenen Munde gehört, bestätigt. „Um die Bewohner der Wälder zu unterrichten,“ heißt es da, „begab er sich zu einer Wilden in die Schule; sie verstand nämlich etwas Englisch. Als er sie nun conjugiren ließ, bemerkte er den Gebrauch der Pronomina affixa, wie sie im Hebräischen Regel sind, und wie man sie bald nachher bei allen amerikanischen Sprachen entdeckt hat, woraus man mit Recht schließt, daß alle diese Sprachen einen gemeinschaftlichen Ursprung haben.“ (Vie de Mgr. le cardinal de Cheverus.)

Quelle und in demselben Lande geschöpft haben, wohin auch die Genesis die Familie Noe's nach der Sündfluth versetzt." *) — Dasselbe Resultat ist mit ebenso deutlichen Worten auch von Vankennedi **), de Brotonne ***), Ajasson †) und anderen Gelehrten ausgesprochen worden; ja es ist eins der zuverlässigsten, wozu die menschliche Wissenschaft nur immer gelangen kann.

Es blieb nun noch die Erledigung der Frage übrig, wie diese eine Sprache, der Ausdruck einer ursprünglichen Civilisation, in so viele und einander so fremde Dialekte habe zersplittert werden können.

Ueber diesen schwierigen Punkt will ich drei gelehrte Philologen reden lassen, deren Interesse an dieser Sache kein anderes sein konnte als die Wahrheit.

Abel Rémusat läßt in der Vorrede zu seinem Werke über die tartarischen Sprachen, wo er sich mit jener Zurückhaltung ausdrückt, welche der wahren Wissenschaft wohl ansteht, deutlich genug durchblicken, was für eine Meinung er über die Uebereinstimmung der Ethnographie mit der heiligen Geschichtserzählung gehabt hat. Nachdem er sich über die Art und Weise verbreitet, wie das Studium der Sprache eines Volkes angestellt werden könne im Hinblicke auf dessen Geschichte, schließt er mit den Worten: „Alsdann würden wir mit Bestimmtheit sagen können, was nach der Sprache eines Volkes sein Ursprung gewesen, mit welchen Nationen es in Verbindung gestanden, welches der Charakter dieser Verbindung

*) Essai sur l'origine unique et hiéroglyphique des chiffres et des lettres de tous les peuples.

**) Mémorial encyclopédique, 1832, p. 76 et suiv.

***) Histoire de la filiation et de la migration des peuples.

†) Notions générales. — „Es ist heutiges Tags", sagt dieser Letztere, „durch die Resultate jener mühevollen Studien erwiesen, daß alle Sprachen von einem gemeinschaftlichen Stamme herkommen, dessen Sitz im Oriente ist. Man unterschied vorlängst mehrere Muttersprachen; heute kennt man nur noch Schwestersprachen, von denen die einen älter, die anderen jünger sind; alle aber stammen gleichmäßig von der Ursprache, welche ausgestorben ist."

war und wo dieselbe ihren Anhaltspunkt hatte. Wir könnten genau darüber urtheilen, wenigstens zurück bis zu der Epoche, wo die Profangeschichte anfängt. Da würden wir denn in den mancherlei Sprachen die Verwirrung wiederfinden können, wodurch sie alle entstanden sind, und welche so viele Bemühungen nicht haben erklären können."*)

Herder, den man nicht als parteiischen Zeugen ansehen darf, da er auf derselben Seite, die wir hier citiren wollen, uns zu belehren sucht, daß die Geschichte über Babel als ein Bruchstück von Poesie im orientalischen Stile zu betrachten sei, sagt in gleicher Weise, „es sei höchst wahrscheinlich, daß das Menschengeschlecht, so wie auch seine Sprache, auf einen gemeinschaftlichen Stamm, auf einen ersten Menschen, zurückgehe, nicht aber auf mehrere, die etwa in den verschiedenen Theilen der Erde wären zerstreut gewesen." Nachdem er diese Meinung durch grammatikalische Untersuchungen über den Bau der Sprachen erörtert und gestützt hat, fährt er fort und behauptet mit Sicherheit, „nach dem Ausweis der Sprachen sei es klar, daß die Scheidung des Menschengeschlechtes eine gewaltsame habe sein müssen, und daß die Menschen wahrlich nicht freiwillig ihre Sprachen geändert hätten, sondern mit Gewalt und plötzlich von einander seien getrennt worden."**)

Niebuhr ist über diesen Punkt von seiner Meinung, die er in der ersten Ausgabe seines Werkes ausgesprochen hatte, wieder zurückgekommen und drückt sich in der dritten Ausgabe folgendermaßen aus: „Dieser Trugschluß entging bei den Alten der Enthüllung vielleicht dadurch, daß sie viele ursprünglich verschiedene Geschlechter der Menschen anerkannten. Die, welche diese leugnen und bis zu einem einzigen Stammpaare hinaufsteigen, müssen für die Entstehung der im Körperbau so verschiedenen Menschenarten ein Wunder erdenken, und für die

*) Recherches sur les langues, vol. I. p. 9.
**) Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1781.

der Sprachen, welche in ihren Wurzeln und in anderen wesentlichen Eigenschaften durchaus verschieden sind, an dem der Sprachverwirrung festhalten. Die Annahme solcher Wunder beleidigt die Vernunft nicht; denn da die Trümmer der Vorwelt anschaulich zeigen, daß vor der jetzigen Ordnung des Lebens eine andere bestanden, so ist es freilich denkbar, daß diese im Ganzen seit ihrem Anfange fortdauere und doch einmal wesentlich verändert worden sei."*)

So werden diese Berge von Schwierigkeiten, welche sich vor dem Blicke des Unglaubens erhoben, bei jedem Schritte, womit sich die Wissenschaft ihnen nähert, immer mehr gleich und eben. Es bewährt sich die Erzählung des Moses über die Verwirrung der Sprachen wie über die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts, wie über die Sündfluth und über die Schöpfung; ja sie rechtfertigt sich auf's Genaueste und Wort für Wort. Jene untrügliche Wahrhaftigkeit des Moses, die desto mehr alles Gewöhnliche und alles Menschliche übersteigt, je mehr Zeit und Anstrengungen von Seiten des Menschen für ihre Entdeckung nöthig waren, — sie erübrigt als das einzige Factum, das unerklärbar und unauflösbar bleibt, falls man in ihr nicht die Inspiration erkennen will.

Aber bevor wir bei diesem endgültigen Schlusse stehen bleiben, wollen wir die Zahl und die Kraft der Gründe noch vermehren, die uns dahin geführt haben; wir wollen noch in einer letzten Abtheilung einige Zeugnisse und Beweise zusammennehmen, welche wegen ihrer Eigenthümlichkeit in die vorangegangenen Eintheilungen nicht eingereiht werden konnten, und welche wir daher vorlegen wollen, ohne eine andere Ordnung zu beobachten, als eben die der Zusammenstellung.

XII. Die hier folgenden Beweise und Zeugnisse sind fast alle den Forschungen über die Traditionen, über die Gebräuche oder historischen Denkmäler der verschiedenen Völker entnommen.

---

*) Niebuhrs Römische Geschichte, dritte Ausgabe, S. 60.

An die erste Stelle tritt das Resultat einer Wissenschaft, die ebenso, wie die Geologie, Ethnographie und Linguistik, noch jung ist und für die Kenntniß der Vergangenheit einen ganz neuen Horizont geöffnet hat; — ich meine die Kunst, die Hieroglyphen zu entziffern und diese großen Zeugen, die so viele Jahrhunderte hindurch sich stumm verhalten und kein Wort über eben diese Erde, den Schauplatz jener von Moses erzählten Begebenheiten, mitgetheilt hatten, wieder zum Sprechen zu bringen. Welch' ein Beweis! Einige gute Christen trauten der Sache nicht und machten Lärm ob solcher Wissenschaft. Andere Aufgeklärtere warfen sich mit allem Eifer auf diesen neuen Weg, der dem Triumphe der Wahrheit geöffnet war. Ein gelehrter Franzose, von reiner Liebe zur Wissenschaft beseelt, Champollion der Jüngere, war der Erste, der sich den Lorber dieser neuen Eroberung des menschlichen Geistes pflückte, — einen Lorber, der leider so bald sein Grab beschatten sollte. Ich führe hier seine eigenen Worte an, in welchen er seine schönen Forschungen und seine staunenswerthen Entdeckungen, wie Cuvier sagt*), in ihrer Beziehung zur Bibel zusammenfaßt:

„Ich weise nach, daß wirklich kein ägyptisches Monument älter ist, als zweitausend zweihundert Jahre (vor unserer Zeitrechnung). Das ist nun allerdings ein sehr hohes Alter, aber es bietet nichts dar, was den heiligen Ueberlieferungen entgegen wäre; ja ich wage sogar zu sagen, daß es dieselben in allen Punkten bestätigt. Wirklich stimmt die ägyptische Geschichte, wenn man die Chronologie und Aufeinanderfolge der Könige, wie sie auf den ägyptischen Monumenten verzeichnet stehen, annimmt, mit den heiligen Büchern wunderbar überein. So z. B. kam Abraham nach Aegypten um das Jahr 1900, und zwar unter den Hirtenkönigen.**) Könige aus einem ägyptischen Hause würden es keinem Frem-

*) Disc. sur les révol. du globe, p. 203.

**) Ein ausländisches Geschlecht, wahrscheinlich scythischen Ursprungs, welches sich des Landes bemächtigt hatte.

den erlaubt haben, in ihr Land zu kommen. Ebenso ist es auch unter einem Hirtenkönige der Fall, daß Joseph Minister in Aegypten ist und dort seinen Brüdern Land anweiset, was unter einem Könige von ägyptischer Abkunft nicht hätte stattfinden können.*) — Das Haupt der Dynastie der Diospolitaner, welche die achtzehnte heißt, ist der neue König, der den Joseph nicht kannte, wie es in der h. Schrift heißt; weil er von ägyptischer Abkunft war, durfte er den Joseph auch nicht kennen. Er ist es, der die Hebräer zu Sklaven machte. Die Unterdrückung dauerte ebenso lange, wie auch die achtzehnte Dynastie, und gerade unter Ramses V., genannt Amenophis, am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, hat Moses die Hebräer befreiet. Dies ereignete sich in der Jugendzeit des Sesostris, welcher unmittelbar auf seinen Vater folgte und in Asien Eroberungen machte, während Moses mit Israel vierzig Jahre lang in der Wüste umherirrte. Deswegen mögen auch wohl die heiligen Bücher nicht von diesem großen Eroberer sprechen. Alle übrigen Könige Aegyptens, die in der Bibel genannt werden, finden sich auf den ägyptischen Denkmälern wieder, und zwar in der nämlichen Ordnung der Aufeinanderfolge und genau in denselben Zeiträumen, wie auch die hei-

*) Daher finden denn folgende Verse der Genesis ihre Erklärung: „Joseph aber sprach zu seinen Brüdern und zum ganzen Hause seines Vaters: Ich will hinaufziehen und es dem Pharao berichten und ihm sagen: Meine Brüder und das Haus meines Vaters, die im Lande Chanaan waren, sind zu mir gekommen. Und die Männer sind Schaafhirten und treiben Viehzucht; ihre Heerden und Rinder und Alles, was sie mitnehmen konnten, haben sie mitgebracht. Und wenn er euch rufen läßt und sagt: Was ist euer Gewerbe? — so antwortet: Wir deine Knechte sind Hirten von Jugend auf bis jetzt, sowohl wir, als unsere Väter. Das sollet ihr aber sagen, damit ihr wohnen könnt im Lande Gessen; denn alle Schaafhirten sind den Aegyptern ein Greuel." — Ein solcher Haß des unterjochten Volkes gegen die Hirten war in der That ein Grund zur Empfehlung vor seinen Eroberern, die selber Hirten waren; — ein Verhältniß, ähnlich dem der Normannen gegen die Sachsen bei der Eroberung Englands.

ligen Bücher sie setzen. Sogar will ich noch hinzufügen, daß die Bibel ihre wahren Namen richtiger schreibt, als es die griechischen Geschichtschreiber gethan haben. Ich bin neugierig, zu wissen, was diejenigen zu antworten hätten, die böswillig behauptet haben, daß das Studium der ägyptischen Alterthümer darauf hinauskomme, den Glauben an jene historischen Urkunden, die wir in den Büchern des Moses vor uns haben, zu beeinträchtigen. Die Anwendung der Entdeckungen, die ich gemacht habe, gereicht diesen unstreitig zur Stütze."*)

Es ist schon einige Jahre her, daß dieser Brief geschrieben worden. Seitdem hat jene Wissenschaft, deren Gründer Champollion war, würdige Fortsetzer gefunden. Einerseits hat ein Verfahren, getreue Abdrücke zu machen, das von Herrn Lotin de Laval erfunden und an Ort und Stelle mit wunderbarem Erfolge angewendet worden ist, die Inschriften, die Figuren und Monumente, welche bis dahin unzugänglich und in den Einöden Asiens gleichsam verloren waren, unserem Blicke wieder genähert und zu uns in unsere Museen und Cabinette herübergebracht. Andererseits hat sich die Wissenschaft, dieselben zu entziffern, genau nachzubilden und Zeitangaben und Thatsachen aus ihnen herzuleiten, bedeutend erweitert und schärfer ausgeprägt unter dem unverdrossenen Eifer eines neuen Champollion, des Herrn de Saulcy, vom Institut, dessen Entdeckung in Uebereinstimmung mit denen, die man fast zur nämlichen Zeit mit edlem Wetteifer auch in England gemacht hat, die gelehrte Welt alle Tage mehr in Staunen setzen. Gerade als wir im Begriffe standen, diese neue Ausgabe der Presse zu übergeben, hatten wir sowohl im eigenen, als auch im Interesse der Leser, große Lust, aus dem Munde des Herrn Lotin de Laval und des Herrn de Saulcy selbst zu erfahren, in welchem Sinne die Forschungen der Wissenschaft seit Champollion weitergegangen, und zu welchen Resultaten sie

*) Brief des Herrn Champollion an Herrn Wiseman, vorgelesen von Letzterem in seinem achten Vortrage zu Rom und später in ebendemselben Vortrage mit abgedruckt.

hinsichtlich der Glaubwürdigkeit der heiligen Bücher gelangt seien. Herr Lotin de Laval hat uns mündlich gesagt, was wir von Herrn de Saulcy die Ehre hatten in nachstehendem Briefe schriftlich zu erhalten. Wir sind so glücklich, ihn veröffentlichen zu dürfen; er macht dem Charakter seines Verfassers ebenso viel Ehre, wie seiner Gelehrsamkeit:

Paris, den 15. April 1850.

„Mein Herr!

„Ich bin glücklich, daß ich dem Versprechen, welches ich Ihnen gemacht habe, nun endlich nachkommen kann, indem ich Ihnen die Resultate mittheile, zu denen ich bei der fortgesetzten gründlichen Prüfung der biblischen Chronologie gelangt bin. Alles, was die Reiche Ninive, Babylon und Ekbatana angeht, habe ich untersucht mit der Muthmaßung (warum sollte ich es heute nicht demüthig eingestehen?), daß ich die heil. Schrift wahrscheinlich bei einem Fehler betreffen würde. Was ich aber zu entdecken erwartete, ist mir vollständig entwichen. Ueberall in der Bibel ist mir eine durchaus mathematische und so strenge Genauigkeit vorgekommen, daß ich mich heute mit Achtung verneigen muß vor der Auctorität eines Buches, welches mit allem Rechte verdient, als das erste und kostbarste aller Bücher bewundert und verehrt zu werden."

„Sie erhalten hiermit zugleich einen kurzen Abriß der Resultate, die ich bereits aus der Prüfung der Keilschriften, welche zu Ninive aus der Erde gegraben wurden, herleiten durfte. Sie werden daraus ersehen, wie diese Texte mit denen der Bibel vollkommen übereinstimmen, und wie wir von nun an darauf rechnen dürfen, daß alle ferneren Entdeckungen geradeso, wie jene, die wir bereits zu machen das Glück hatten, sämmtlich die historische Untrüglichkeit der heiligen Schriften beweisen werden. Da sehen wir das Reich Asarhaddons, so zu sagen, wiederhergestellt. Wir wollen hoffen, daß schon in naher Zukunft die Geschichte von all jenen mächtigen Monarchen Assyriens, von welchen die Bibel zwar nur beiläufig,

aber in Zeitangaben und Thatsachen immer mit gewissenhafter Genauigkeit Erwähnung thut, wieder aufgebauet und vielleicht noch besser beleuchtet wird, als die Geschichte der fränkischen Könige aus dem ersten Königshause. Freuen wir uns, daß wir berufen worden, Augenzeugen zu sein bei dieser von der Vorsehung vorherbestimmten Auferstehung einer Vergangenheit, die man bisher unmöglich hatte betreten können, deren Pforten jetzt aber offen stehen. Heute unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß diese Eroberung der Wissenschaft sich nicht zum Vortheil wenden sollte für die Ehrerbietung, die wir jenem erhabenen Buche schuldig sind, für welches Sie als beredter Apologet mit so vielem Glücke in die Schranken getreten."

Eine solche Uebereinstimmung der Wissenschaft mit der Bibel darf uns nicht mehr wundern: wir sind ja daran gewöhnt, sie überall zu finden. Nur das Gegentheil würde fernerhin berechtigt sein, uns auffallend zu erscheinen.

— Nun mag noch ein anderer Beweis folgen, den ich hier besonders hervorheben muß, weil durch ihn ein großer Ungläubiger des achtzehnten Jahrhunderts zum Nachdenken gebracht worden.

Zu allen Zeiten und an allen Orten, bei allen alten und neueren Völkern, in den civilisirten Ländern, wie bei den Barbaren, mit einem Worte, überall hat der Gebrauch der Woche geherrscht, sowie auch die Heilighaltung des siebenten Tages für die Ruhe des Menschen und für den Cult der Gottheit. Dieses Factum ist unbestreitbar. Bei den Alten wird es bestätigt durch Flavius Josephus*), durch Philo, Tibull und Lucian. Unter den Neueren hören wir dasselbe von einem gelehrten Astronomen, Laplace, einem Manne ohne

---

*) „Man findet keine griechische und fast keine barbarische Stadt," sagt Josephus, „wo man nicht am siebenten Tage die Arbeit ruhen läßt, wo man nicht Lampen anzündet, und wo man nicht Fasten feiert." (Contra Apion. II. 9.)

alle Parteilichkeit. Er erklärt sich in folgenden Worten: „Die Wochenrechnung läuft seit dem höchsten Alterthume, wo sich ihr Ursprung verliert, ununterbrochen durch alle Jahrhunderte und mischt sich von Jahr zu Jahr in die Kalender der verschiedenen Völker. — Sehr merkwürdig ist es, daß sich auf der ganzen Erde genau dieselbe Woche wiederfindet. Es ist dies vielleicht das älteste und unwiderleglichste Denkmal der menschlichen Kenntnisse, und es scheint dasselbe eine gemeinschaftliche Quelle anzuzeigen, von wo aus sich jene Kenntnisse verbreitet haben.“*)

Welches kann diese Quelle sein? Einem unbefangenen Blicke kann es nicht entgehen, daß die Wochenrechnung nichts Anderes ist, als das Gedächtniß der Weltschöpfung in sechs Tagen (oder Epochen) und der Ruhe des Schöpfers am siebenten Tage. Das ist der Ursprung, den das älteste aller Bücher und das älteste aller Völker für diesen Gebrauch angeben. Man begreift sodann, welch ein Beweisgrund für die Aechtheit dieses Buches hervorgeht aus der Allgemeinheit eines solchen Gebrauches, der nicht allein für die Geschichte der Schöpfung in einem ihrer Hauptzüge, sondern zugleich auch für die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes, das ungeachtet seiner Zerstreuung das Andenken an die Begebenheiten der Urzeit bewahrt hat, zum Beweise dient.

Der berühmte Verfasser des Système du monde, der das Unglück hatte, ohne Religion zu sein**), scheint in diesem sehr merkwürdigen Gebrauche, wie er ihn nennt, nur ein astronomisches System zu finden. Gleich nach den eben citirten Worten sagt er in der That: „Aber das astronomische System, welches ihm zu Grunde liegt, ist ein Beweis von der Beschränktheit der menschlichen Kenntnisse in jenen anfänglichen Zeiten.“

*) Système du monde, p. 18—19.

**) Kürzlich ist im Univers ein Brief veröffentlicht worden, worin mitgetheilt wird, daß Herr Laplace, wie so viele andere große Geister, vor dem Tode von seinem Unglauben zurückgekommen sei.

Man muß doch gar befangen sein, um in einer so überaus wunderlichen Eintheilung ein System der Astronomie zu erblicken und anzunehmen, daß eine so unvollkommene Grundlage eine so allgemeine Geltung erlangt habe. Uebrigens befaßt sich der gelehrte Astronom nur mit der Wocheneintheilung in sieben Tage, und den vorwiegenden und charakteristischen Umstand der Religiosität, die sich ebenfalls an die Ruhe des siebenten Tages knüpft, übersieht er ganz. Freilich, das ist auch ein Umstand, den kein astronomisches System, und wäre es auch das unvollkommenste, wird erklären können.*)

Wir müssen also auf die Meinung, die auch Diderot hatte, zurückkommen und in diesem Gebrauche ein auffallendes Gepräge jener großen Wahrheit erkennen, deren Urbild in der Genesis niedergelegt ist.

— Die Genesis erhält übrigens eine noch bestimmtere Bestätigung durch sämmtliche Ueberlieferungen heidnischer Völker über die Schöpfung und die Sündfluth. In den Metamorphosen Ovid's haben wir eine Auseinandersetzung dieser Traditionen; sie sieht aber der Genesis nicht ähnlicher, wie ein schlechter und auf's Neue überarbeiteter Probeabdruck einem Originalexemplar avant la lettre. Bei den Phöniziern und Phrygiern**), bei den Persern***), bei den Hindu's†), in China††), ja bis nach Amerika†††), — überall finden wir dieselben Ueberlieferungen, dieselbe auffallende Aehnlichkeit. Was aber bei allen Ueberlieferungen merkwürdig ist, besteht darin, daß jede von ihnen, obgleich sie das Ganze des mosaischen Gemäldes nur in groben Zügen wiedergiebt, doch das Gepräge von diesem oder jenem Einzel-

---

*) Bei allen Völkern Amerika's hat man den Gebrauch gefunden, am siebenten Tage der Woche zu ruhen, wie auch den Gebrauch der Beschneidung. (Marcel de Serres, II. 425.)

**) Sanchuniaton.

***) Annales de philosophie.

†) Die Veda's.

††) Mémoire de M. Pauthier sur la doctrine de Tao.

†††) Humboldt, Vue des Cordillères.

züge, der von den verschiedenen Ueberlieferungen auch wieder verschieden dargestellt ist, lebhafter und deutlicher bewahrt hat. Wollte man diese Einzelzüge mit einander verbinden, ähnlich wie man Fragmente zusammensetzt, so würde sich auch das ursprüngliche Ganze wieder herausstellen, welches sich nur bei Moses findet. *)

Bei diesen Ueberlieferungen, die ich hier eben nachweise,

---

*) Man weiß, daß es bei den Griechen zweierlei Ueberlieferungen über die Sündfluth gab: eine mythologische, deren sich die Dichter bemächtigt hatten, und eine mehr philosophische, die den Ueberlieferungen des Orients näher kommt. Diese letztere haben uns Lucian (de Dea Syria) und Plutarch (Utrum animalia terrestria an aquatica magis sint solertia) aufbewahrt. Deukalion macht dort eine Arche, oder eine Kiste, in welche er sich zurückzog, nimmt von jeder Art Thiere ein Paar mit sich, sowie auch sein Weib und seine Kinder. Das ist, sagt Lucian, die historische Angabe. — Plutarch fügt hinzu, daß die Rückkehr einer Taube Anfangs dem Deukalion anzeigte, daß die Wasser zurückgetreten seien. — Lucian erzählt etwas weiter, „zum Gedächtniß der Sündfluth werde zweimal jährlich in einer Stadt Syriens eine Festlichkeit gehalten, wobei ganz Syrien, Arabien und die Völker jenseits des Euphrats an's Ufer des Meeres ließen; in dem Heiligthume des Tempels aber gebe es drei Statüen, deren eine den Jupiter, die andere die Juno vorstellten; und die mittlere Statüe", fügt er hinzu, „hat nur den Namen: Statüe; sie hat kein anderes Symbol, als eine goldene Taube auf dem Haupte. Man trägt diese Statüe zweimal jährlich an's Meer. Einige sagen, sie stelle den Deukalion vor." — Berosus und Nikolaus von Damaskus theilen dieselbe Geschichte mit: Die Arche sei auf dem Berge der Cordyäer, in Armenien, stehen geblieben; ihre Trümmer hätten sich dort lange Jahre erhalten, und die Völker seien noch damals hingegangen, vermeintliche Stücke Erdharz zu suchen, womit die Arche bestrichen gewesen, und sie hätten auch wirklich noch davon gefunden. — Auch die neuere Archäologie hat dem Moses ihren Tribut gezollt. Es haben sich nämlich in der Stadt Apamea in Phrygien Denkmünzen von Bronze gefunden, welche auf der einen Seite Köpfe verschiedener Kaiser hatten, wie z. B. des Severus, Macrinus, Philippus des Alten. Die Rückseite ist auf allen ähnlich. Eckhel beschreibt sie mit den Worten: „Man sieht da eine Kiste auf dem Wasser schwimmen; in derselben befinden sich ein Mann und ein Weib, welche bis zum Gürtel sichtbar sind. Außerhalb der Kiste scheinen ein Weib, mit langem Gewande angethan, und ein Mann mit kurzem Rocke einherzuwandeln; beide haben der Kiste den Rücken zugewandt; die rechte Hand halten sie in die Höhe. Auf dem Deckel der Kiste sitzt ein Vogel; ein anderer Vogel, der in der

giebt es einen Punkt, der sich auf die Zahl der Generationen in dem Zeitraume von der Schöpfung bis zur Sündfluth und auf die lange Lebensdauer der Menschen in dieser Epoche bezieht. Moses zählt bekanntlich zehn Generationen auf, und ertheilt jedem der Patriarchen vor der Sündfluth eine Lebensdauer von ungefähr neunhundert Jahren. Was hat man aber nicht schon gegen dieses Stammregister eingewendet? Ich will indeß hier einige Zeugnisse anführen, welche ein berühmter Ungläubiger, Volney, gesammelt hat. Die Worte des Moses über die Anzahl der vorsündfluthlichen Geschlechter werden durch sie bestätigt. — „Der Geschichtschreiber Berosus, der fast dreihundert Jahre vor Christus lebte," sagt er, „beschrieb mit der größten Ausführlichkeit die Umstände der Sündfluth des Xisuthrus, der der zehnte König war, wie Noe der zehnte Patriarch. Berosus und Abydemus nehmen, in Uebereinstimmung mit Moses, zehn Geschlechter vor der Sündfluth an. Die Indier füllen die Zeiten, die der Sündfluth vorhergehen, mit zehn Avata's aus, welche den zehn Königen oder den zehn Erzvätern vor der Sündfluth entsprechen. Sanchuniaton aus Phönizien spricht von zehn Generationen der Götter oder Halbgötter, welche zwischen dem Uranus und dem jetzigen Geschlechte der Sterblichen stehen. Die Araber und Tartaren haben gleichfalls das Anden-

---

Luft schwebt, hält in seinen Krallen einen Olivenzweig." (Doctr. numm. vet. I. 3.) — Außerdem hat Alexander von Humboldt bei den amerikanischen Völkern eine unzählige Menge von Bildern gefunden, welche die Urgeschichte des Menschen übereinstimmend mit dem Alten Testamente darstellen. In diesen Hieroglyphenbildern ist die Sündfluth in folgender Weise ausgemalt: „Tezpi oder Coxcox, wie der amerikanische Noe heißt, ist dargestellt in einer Arche, die auf den Wellen schwimmt; mit ihm sind sein Weib und seine Kinder, mehrere Thiere und verschiedene Arten von Getreidekörnern. Als die Wasser sich zurückzogen, sandte Noe einen Geier aus, der, als er an den ersäuften Körpern hinreichend Nahrung fand, nicht wieder zurückkehrte. Nachdem derselbe Versuch mit mehreren anderen Vögeln wiederholt und jedesmal fehlgeschlagen war, kam endlich der Kolibri mit einem grünen Zweige im Schnabel zurück." (Humboldt, Vue des Cordillères, t. II. p. 65—66.)

ken an zehn Generationen bewahrt, und, obgleich sie durch unermeßliche Strecken von einander getrennt sind, so geben sie doch mehreren vorsündfluthlichen Patriarchen, so wie auch deren unmittelbaren Nachfolgern, einstimmig dieselben Namen, die diese auch in der Genesis haben.“*)

Was das lange Leben der Patriarchen betrifft, so spricht sich der Geschichtschreiber Josephus also darüber aus: „Alle bisherigen Geschichtschreiber, mögen sie über die Griechen oder über andere Völker geschrieben haben, geben Zeugniß für das, was ich sage. Denn Manetho, der die Geschichte der Aegyptier geschrieben hat, Berosus, von dem wir die Geschichte der Chaldäer haben, Mocus, Hesticus und Hieronymus aus Aegypten, welche alle die Geschichte der Phrygier geschrieben, sagen ganz dasselbe. Auch Hesiod, Hekatäus, Akusilas, Hellanikus, Ephorus und Nikolaus berichten alle, daß die Menschen damals bis an die tausend Jahre gelebt haben.“**) — Zu den Auctoritäten, die Josephus hier anführt, muß man noch den Varro***), Plinius †), Valerius Maximus ††) hinzurechnen. Endlich hat man noch dieselben Nachrichten auch in Indien und in der neuen Welt gefunden. †††)

Wir schließen nun mit einigen Zeugnissen zur Bestätigung

*) Volney, Recherches sur l'hist. anc. t. I. p. 127, 146, 179.

**) Josephus, Geschichte der Juden, I. 3.

***) Angeführt von Lactantius, im zweiten Buche.

†) Lib. VII. cap. 48.

††) Lib. VIII. cap. *de Senectute*.

†††) Buffon, Deluc, Wallerius, Burnet, Ray und Sturm waren der Ansicht, man könne die lange Lebensdauer der ersten Patriarchen daher erklären, daß der Gehalt an Nahrungsstoff bei den Pflanzen, so wie die Kraftentwickelung der Thiere, eben weil sie von der Temperatur der Luft abhängig sind, durch das Eintreten der Sündfluth eine Veränderung von Grund aus haben erleiden müssen. Der große Wechsel, welcher durch diese Umwälzung in der Natur vorgegangen, hat nach ihrer Meinung nicht allein das Leben im Allgemeinen verkürzen, sondern sogar ein'ge Arten von Pflanzen und Thieren ganz auslöschen müssen. — Buffon macht eine Bemerkung, welche für die Wahrhaftigkeit des Moses noch eine Stütze mehr ist, nämlich daß die Dauer des menschlichen Lebens das Siebenfache

jenes Factums, welches selbst schon dadurch, daß es die Einheit des Menschengeschlechtes zersplitterte, jede allgemeine Tradition beschränkte; ich meine das Wunder der Sprachenverwirrung.

Wir haben schon gesehen, daß die Wissenschaft der Ethnographie dahin gelangt ist, die Nothwendigkeit eines solchen Wunders anzuerkennen. Auf gleiche Weise stützen auch die alten Ueberlieferungen in diesem Punkte das Wort des Moses.

Ich beschränke mich hier auf zwei Quellen. Die eine fließt uns durch den Geschichtschreiber Josephus zu, die andere durch Volney. Den Schluß mache ich dann mit einigen archäologischen Entdeckungen.

Nachdem Josephus die Erzählung des Moses wörtlich wiedergegeben hat, fährt er fort: „Die Sibylle spricht über dieses große Ereigniß also: — Damals, als alle Menschen nur eine Sprache hatten, baueten sie einen Thurm, der so hoch war, daß es schien, er sollte sich bis in den Himmel erheben. Aber die Götter erregten gegen den Thurm einen heftigen Sturmwind, daß er umstürzte; auch machten sie, daß Alle, welche daran baueten, sofort verschiedene Sprachen redeten. Aus diesem Grunde hat man der Stadt, die später an demselben Platze erbauet worden, den Namen Babylon gegeben.“ — Josephus setzt noch hinzu: „In gleicher Weise spricht auch Hesticus von der Gegend Sennaar, wo Babylon liegt: Man sagt, daß die Opferpriester, welche sich mit den heiligen Sachen aus jener großen Verwirrung retteten, nach Babylongekomme n seien.“*)

---

der Jahre bis zur Mannbarkeit umfasse, und daß sich dasselbe Verhältniß bei den Patriarchen zeige, die vor der Sündfluth lebten. „Und Adam war hundert und dreißig Jahre alt, und zeugte einen Sohn. . . Und die ganze Zeit, welche Adam lebte, war neunhundert und dreißig Jahre, und er starb.“ — Dieses Zeitverhältniß findet sich zwar nicht ganz genau bei den neun übrigen Patriarchen wieder, aber mit Ausnahme von Einigen, die sich etwa, wie Noe, spät vermählt hatten, kommt es richtig wieder heraus, wenn man von der Summe ihres Lebensalters und der Jahre bis zu ihrer Mannbarkeit das arithmetische Mittel nimmt.

*) Josephus, Geschichte der Juden, erstes Buch.

Eine andere Sibylle, — die nach dem, was ein gelehrter Ausleger der Genesis über sie bemerkt, nicht in Versen schreibt, und sehr alt sein muß*), — wird von Volney citirt, und zwar auf die Aussage des Moses von Chorene hin, welche er uns also übersetzt: „Die Berosinische Sibylle, sagt Moses von Chorene, giebt dem Xisuthrus drei Söhne, den Sim oder Zeruam, den Titan und Yopetosthe. Sie trennten sich und theilten sich in die Welt. Dieselbe Sibylle sagt noch, wo sie von den berühmten Nachkommen dieser Führer spricht: Sie waren furchtbar und ausgezeichnet, diese ersten Götter. Von ihnen stammt das Riesengeschlecht mit den starken Leibern, mit den gewaltigen Gliedern und mit dem ungeheuren Wuchs. In ihrem Uebermuthe faßten sie den gottlosen Plan, einen Thurm zu erbauen. Als sie noch daran arbeiteten, kam ein entsetzlicher Sturmwind, den die erzürnten Götter (Elohim) hatten toben lassen; er zertrümmerte diese ungeheure Masse und warf unter die Menschen unbekannte Worte, welche sodann Aufruhr und Verwirrung stifteten (oder veranlaßten). Der angesehenste und gewaltigste Anführer (praefectus) unter den Menschen war ein Nachkomme Japhets, Haik, sehr geschickt, die Speere zu werfen und den Bogen zu führen.“ — „Die Theilung der Erde nach der Fluth des Noh oder des Xisuthrus,“ fügt Volney hinzu, „unter drei mächtige und ausgezeichnete Häupter, von denen Titan einer ist, hat große Aehnlichkeit mit dem, was uns die Griechen von den drei Brüdern Jupiter, Pluto und Neptun erzählen, welche den drei Söhnen des Noe fast gleichen. Auch Pluto ist schwarz, wie Cham.“**)

Zuletzt ruft uns noch die Archäologie nochmals nach Assy-

---

*) Explic. de la Genèse, 1732. t. II. p. 300.

**) Volney, Recherches sur l'histoire ancienne, t. I. p. 146. — Mehrere gelehrte Ausleger sind der Meinung, diese schwarze Farbe, wovon Volney spricht, sei das Zeichen, welches Gott ebenso über Kain, wie über Cham, der in gleicher Weise mit dem Fluche belastet war, und

rien und Chaldäa, nach Babylon, auf die berühmte Ebene Sennaar, um daselbst unter einer erstaunlich großen Masse von verglaseten Ziegeln, deren äußeres Ansehen an die in der Bibel beschriebenen erinnert, den Thurm von Babel anzutreffen, jenes erste Denkmal des menschlichen Stolzes und der menschlichen Schwachheit. Die Studien des Herrn Raoul-Rochette und der Vergleich, den er über die Nachrichten und Beschreibungen von Reisenden aus neuerer Zeit angestellt hat, haben ihn nicht blos diesen berühmten Thurm von dem Belusthurme, der sich auf der anderen Seite des Euphrats erhebt, unterscheiden, sondern haben ihn auch erkennen lassen, daß dieser letztere Thurm gewissermaßen nur eine Nachahmung des babylonischen gewesen ist: „Nachdem das Feuer des Himmels

---

dessen Nachkommen die Neger sind, verhängt habe. — „Außerdem kann man leicht erkennen," sagt Rollin, „worauf die anstößige Geschichte des Saturn, der von einem seiner Söhne schimpflich behandelt wurde, gegründet ist. — Auch ist es leicht zu begreifen, daß die Zügellosigkeit bei den Saturnalien sich von einem eben nicht sehr ehrbaren Andenken an die Trunkenheit Saturn's oder Noe's herschrieb. — Die strenge Bestrafung desjenigen, der die Blöße Noe's gesehen, hat bei den Heiden die Erinnerung an den Unwillen Saturns zurückgelassen, der, wie Kallimachus sagt, das unwiderrufliche Gesetz feststellte, daß Jeder, der eine ähnliche Verwegenheit in Beziehung auf die Götter verübe, sogleich das Gesicht verlieren solle." (Traité des études, 4e partie.) — Daß Saturn, Janus und Noe eine und dieselbe Person sind, würde sich sehr leicht aus mehreren alten Denkmälern nachweisen lassen. So spielt z. B. das doppelte Gesicht des Janus auf das doppelte (vor und nach der Sündfluth) Leben des Noe an, der in der That allein zwei verschiedene Welten gesehen hat. Ferner gab es auch im höchsten heidnischen Alterthume eine Denkmünze, die zum Andenken an die Sündfluth geprägt und sehr verbreitet war; auf der einen Seite zeigte sie das doppelte Gesicht des Janus und auf der anderen eine Arche oder ein Schiff auf dem Wasser. Ovid sagt darüber in seinen Fasten, wo er sich selbst die Frage stellt, wie jene Sinnbilder zu erklären seien:

Viel zwar hab' ich gelernt; doch, was auf der Münze das Schiff soll,
Welche Bedeutung dort habe das Doppelgesicht? —
Freilich die gläubige Nachwelt, zeichnend im Erze den Schiffskiel,
Meldet des Gastfreunds Näh', sagt, daß gekommen der Gott.

oder der Erde," sagt der gelehrte Alterthumsforscher, „den Thurm auf dem linken Ufer des Euphrats zerstört und in einen Haufen glasartiger Schlacken verwandelt hatte, bauete man ihn von Neuem auf der anderen Seite des Flusses, fast in der nämlichen Form und mit einer solchen Pracht, daß das Alter weder das Andenken noch die Spuren hat verwischen können."*)

Ebenderselben Stufe der Bildung, oder vielmehr dem Einflusse der Tradition, die aus der nämlichen Quelle geflossen war, darf man wohl jene Teokallis von Mexiko zuschreiben, welche große, terrassenförmige Thürme darstellen, die genau in demselben Stile gebauet sind, wie der berühmte Belustempel, jene Nachahmung des babylonischen Thurmes. Ihre auffallende Aehnlichkeit mit den Pyramiden Aethiopiens, mit den Bamoths von Phönizien, mit den Nuraghs von Sardinien, mit den Talaiots der balearischen Inseln, mit den schottischen Thürmen und den anderen pyramidenartigen Denkmälern, die auf der ganzen Erde verbreitet sind, ist in den letzten Zeiten von Humboldt und anderen gelehrten Reisenden beobachtet worden.**)

Hier wollen wir unsere Untersuchung schließen und sie noch einmal in Folgendem kurz zusammenfassen.

Trotz all' der Veränderungen und Umgestaltungen, welche die historische Wahrheit der ersten Zeiten später zu erfahren hatte, muß doch Jeder mit inniger Freude erkennen, daß der Geschichtschreiber, der allein als der Gewährsmann dieser Wahrheit feierlich uns vorgestellt wird, sich als ein durchaus glaubwürdiger erweiset, und daß seine Wahrhaftigkeit, tief und ungetrübt, wie sie ist, mit dem Worte Gottes selbst zusammenfällt, — mit jenem Worte, welches, nachdem es die Schöpfung der Welt vollendet hatte,

*) Cours d'archéologie, 2e et 3e année.

**) Cours d'archéologie 2e et 3e année.

den ganzen Hergang derselben dem ersten Menschen erzählte und ihm die Kenntniß seiner Pflichten und seiner Bestimmung offenbarte.

Was fehlt noch dem Moses, dem Organ dieses Wortes, um unsere Vernunft, und wäre sie auch noch so erhaben, für sich zu gewinnen, und ihr einen vollständigen Glauben abzunöthigen?

Wir haben nun seine ungeheure Riesengestalt von allen eiten angeschaut; wir haben ihn aus allen Gesichtspunkten betrachtet, so weit die Schwäche und die Eile unseres Blickes ihn nur fassen konnten. Alles hat uns mit Bewunderung und Erstaunen erfüllt; Alles hat ihn uns als übermenschlich und unvergleichlich erscheinen lassen: — 1. Sein hohes Alter! Den Ereignissen, die er beschreibt, steht er nahe. Die Sündfluth war zu seiner Zeit noch geradeso, wie für das Haus Abrahams und Noe's, die in dem Stammbaume des Menschengeschlechts zwei Hauptpersonen sind, gewissermaßen ein jüngst erlebtes Familienereigniß. Die früheren Zeiten und selbst die Schöpfung gingen von Mund zu Mund durch die Denkmäler einer Tradition, die um so sicherer war, als die lange Lebensdauer der Menschen den Kindern erlaubte, lange Zeit hindurch mit ihren Vätern zu leben, ganz zu werden wie sie und alle insgesammt, so zu sagen, nur einen Menschen auszumachen, zu dem der Schöpfer gesprochen. — 2. Sein persönlicher Charakter und der Charakter seiner Schriften! Er ist der Hohepriester des natürlichen Gesetzes und der einzige Bewahrer und Vertreter der moralischen Wahrheit in den alten Zeiten. Keine der menschlichen Leidenschaften, welche die Triebfedern zu großen und gewagten Unternehmungen sind, läßt sich bei ihm wahrnehmen. Nur mit Aufopferung und mit einer Uneigennützigkeit, die keine Grenzen kennt, widmet er sich der heiligen Sendung, die Verehrung des wahren Gottes zu befestigen und die Hoffnungen des Menschengeschlechtes lebendig zu erhalten. Man bemerkt in seinen Schriften eine Einfachheit, eine Nüchternheit, eine edle und kühne Haltung, welche, besonders wenn

man sie mit der Größe und Schwierigkeit des Gegenstandes vergleicht, nicht vom Menschen kommen, sondern eine, ich weiß nicht welche, ruhige und göttliche Majestät athmen, die auch den Ungläubigen erschüttert und den Spötter außer Fassung bringt. — 3. Sein Werk, das er vollführt hat! Durch ihn hat sich das Erstaunlichste, was es giebt, zugetragen: ein ganzes Volk hat durch's ganze Alterthum, während das gesammte Menschengeschlecht sich zum Götzendienste wandte, allein dieser Verirrung widerstanden und, nachdem es seine erste Bestimmung, der Welt das große Licht des Evangeliums zu geben, erreicht und vollendet hatte, alle alten Völker überlebt; ja es irrt noch jetzt bei allen neueren Völkern umher, um das Verbrechen, daß es seine eigene Bestimmung verkannte, zu büßen, und die Göttlichkeit jenes Lichtes überall zu bezeugen. — 4. Endlich die Prüfung, der er sich unterzogen, und das Hin- und Herreden über ihn, das er sich hat müssen gefallen lassen! Da fehlte nichts, ihn zu Schanden zu machen, wäre er in Allem ein Mensch gewesen, wie andere Menschen sind. Ganz unverhofft sind wir die Zeugen des außerordentlichsten Schauspieles, das die Welt je gesehen. Die Wunder des menschlichen Geistes, die rasche Entwickelung aller strengen Wissenschaften haben unser Jahrhundert zu einem riesenhaften gemacht. Alle Naturwahrheiten ergründet es, an Alles wagt es sich, dringt zu Allem vor, läßt sich von Allem in der Natur Rechenschaft geben, zerreißt ihre Schleier sämmtlich und kommt all' ihren Geheimnissen auf die Spur. Ueber einen ungeheuren Abgrund von Irrthum und Unwissenheit hat es hinübergesetzt und überragt nun Alles, was vorangegangen war. Aber eine Sache giebt's, die es nicht überspringen kann, und dieses Eine ist das Aelteste, die Erzählung des Moses. Nicht nur können alle Kritiken des menschlichen Verstandes in ihr keinen Fehler finden, sondern man hat auch nicht einmal Kraft genug, wie es scheint, die unermeßliche Wahrheit, die in ihr liegt, zu fassen. Wie ein riesenmäßiges Denkmal in der Mitte eines ungeheuren Wal-

des, das stets am Ende aller Wege, die immer man einschlägt, sich unserem Blicke darstellt, — so steht der Ausspruch des Moses da als das Ziel und das Schlußwort aller Zweige der Wissenschaft auf dem höchsten Punkte ihrer Entwickelung in der neueren Zeit. Jede Lichtung, die in diesem Dickicht von Unwissenheit und Irrthum vorgenommen wird, dient nur dazu, jenes Ziel desto besser zu entdecken. Die Apostel der Wissenschaft, von welcher Seite sie auch kommen mögen, — Physiker, Chemiker, Astronomen, Naturforscher, Geologen, Ethnographen, Sprachforscher, Geographen, Archäologen, Historiker, Reisebeschreiber, — wenn sie alle, jeder unabhängig von den übrigen, ihre Bahn durchlaufen und in ihren Entdeckungen sich in die Welt getheilt haben, so begegnen sie einander sämmtlich und treffen Angesichts der Genesis zusammen; auf das eine oder andere, vor mehr als dreitausend Jahren in diesem geheimnißvollen Buche niedergeschriebene Wort kommt jeder von ihnen hinaus, und so werden sie alle, ohne daß sie es wissen, aus Aposteln der Wissenschaft Apostel der Religion, deren Göttlichkeit sie mit dem Bekenntnisse, daß ihr erster Geschichtschreiber ein Inspirirter gewesen, laut verkündigen. Den Händen dieser neuen Arbeiter ist es anvertraut worden, jenes Prachtgebäude, das Gebäude des Glaubens, wieder aufzuführen. Schon sehen wir es werden. Jeder behauet seinen Stein nach besonderer Form und besonderem Riß, ohne weiter dessen Bestimmung zu kennen; aber der große Baumeister, der den Hauptplan entworfen hat, macht auch, daß alle Steine auf den ersten und unverrückbaren Grundstein passen, den er selbst mit eigener Hand gelegt hat, und nach welchem das gesammte Gebäude sich richten muß.

Und nun sehen Sie einmal den deutlichen Gang dieses Planes der Vorsehung! Vorlängst wurde Moses als ein Gaukler, und die Genesis als ein Mährchen angesehen, das zur Unterhaltung der Kinderwelt gemacht sei. Später entdeckte man allmälig, ja man wagte es auch zu behaupten, daß keine einzige streng bewiesene Thatsache aus der Naturgeschichte

seiner Erzählung widerspreche. Dann überzeugte man sich immer mehr, daß die Wissenschaften ihm nicht nur nicht entgegen wären, sondern daß sie ihn Punkt für Punkt rechtfertigten. Zuletzt ist nun das Wunderbare an dieser Uebereinstimmung so auffallend geworden, daß man es nur durch die Inspiration des Moses hat erklären können, und daß nun, umgekehrt, **er** der Anführer und gleichsam der Patriarch der Wissenschaften geworden ist.

Dieser Wahrheit zollen die Wissenschaften täglich mehr ihre Anerkennung. Ich will einige ihrer vorzüglichsten Wortführer sprechen lassen:

— Schon Buffon sagte: „Der mosaische Bericht ist eine genaue und philosophische Erzählung von der Schöpfung des ganzen Weltalls und von dem Ursprunge aller Dinge.“ *)

— Auch der große Linné erklärte: „Auf materiellem Wege ist es bewiesen, daß Moses nur unter Eingebung des Schöpfers der Natur geschrieben hat und schreiben konnte, neutiquam suo ingenio, sed altiori ductu.“ **)

— „Moses hat uns eine Kosmogonie hinterlassen,“ schreibt Cuvier, „deren Genauigkeit sich tagtäglich auf bewunderungswürdigere Weise bewahrheitet. Die neuesten geologischen Beobachtungen stimmen über die Ordnung, in der alle organisch gebildeten Wesen nach und nach erschaffen sind, vollkommen mit der Genesis überein.“ ***)

— „Die Reihenfolge, worin die organisch gebildeten Wesen auftreten,“ sagt der ehrenwerthe Ampère, „ist genau die Reihenfolge der sechs Tagewerke, wie sie uns die Genesis darstellt. — Entweder hat Moses in den Wissenschaften eine ebenso tiefe Bildung, als die unseres Jahrhunderts ist, oder er war von Gott erleuchtet.“ †)

---

*) Théorie de la terre, art. 2.

**) Curios. naturae, §. 6., Amoen. Acad. diss. 17.

***) Siehe Université catholique, avril 1830.

†) Ampére, Théorie de la terre; Revue des Deux Mondes, 1er Juillet 1833.

— Ein anderer Geologe, Demerson, schreibt folgendermaßen: „Wir können nicht genug auf die bewunderungswürdige Ordnung achten, die mit den gesunden Begriffen, welche die Grundlage der positiven Geologie bilden, so vollkommen übereinstimmt. — Welche Ehrenbezeugung sind wir nicht dem inspirirten Geschichtschreiber schuldig?"*)

— „Kein einziges, weder ein historisches, noch ein astronomisches Kennzeichen hat beweisen können, daß die Bücher Moses' falsch wären; sie stehen im Gegentheil auf die merkwürdigste Weise mit den Resultaten, die von den gelehrtesten Philologen und von den scharfsinnigsten Geometern herausgebracht wurden, im Einklange." — Dies ist das ehrenvolle Zeugniß, welches die Ethnographie und die Geographie durch den Mund ihres gelehrten Berichterstatters Balbi für Moses ablegen.**)

— Auch der gelehrte de Ferussac sagt: „Wenn es heutzutage eine allgemein anerkannte Wahrheit giebt, so ist es die, daß der Fortschritt in den positiven Kenntnissen jenen angeblich philosophischen Geist, von dem man noch an einigen Orten so viel Aufhebens macht, ganz und gar von uns verbannt hat. Wo ist jetzt ein Geologe, der nicht über die Beweisführungen Voltaire's gegen die Genesis mitleidig lächelte? Sieht man in unseren Tagen wohl eine einzige Abhandlung erscheinen, die von einem Schriftsteller, der bei den Gelehrten auch nur etwas gilt, in dem nämlichen Geiste verfaßt wäre?"***)

— „Welch' außerordentliche Uebereinstimmung!" ruft ein gelehrter Professor an der Facultät der Wissenschaften aus; „sie kann nicht die Wirkung des Zufalls sein. Während sie uns einerseits dahin bringt, Thatsachen anzunehmen, von

---

*) La géologie ens. en vingt deux leçons, ou Histoire natur. du gl. terr.; Paris, 1829, p. 408, 471.

**) Atlas ethnograph. du globe; Paris 1826. 1re mappemonde ethnograph.

***) Bulletin universel des sciences, sect. des Sciences naturelles, t. X. No. 137.

denen uns die heiligen Bücher nichts sagen, nöthigt sie uns andererseits, in den Einzelheiten, die uns dort mitgetheilt werden, eine Tiefe von Kenntnissen anzuerkennen, die in auffallender Weise gegen die Unwissenheit der Zeiten, wo sie geschrieben worden, absticht."*)

— „Pflegen Sie doch mit Eifer die abstracten und die Natur-Wissenschaften!" sagt einer von den tüchtigsten Lehrern der letzteren in einer Anrede an seine Collegen; „zerlegen Sie die Stoffe; enthüllen Sie unseren staunenden Blicken die Wunder der Natur; durchforschen Sie, so viel als möglich, alle Theile dieses Weltalls; untersuchen Sie sodann die Jahrbücher der Nationen, die Geschichten der alten Völker; befragen Sie auf der ganzen Oberfläche des Erdballs die alten Denkmäler der verflossenen Jahrhunderte! Weit entfernt, aus Besorgniß von diesen Forschungen abzuhalten, werde ich vielmehr aus allen Kräften dazu aufmuntern und mit allen meinen Wünschen sie begleiten. Ich werde nicht fürchten, daß die Wahrheit in Widerspruch mit sich selbst gerathe, noch auch daß die Thatsachen und die von Ihnen gesammelten Documente jemals mit unseren heiligen Büchern in Zwiespalt kommen können."**)

— „Wenn man bedenkt, daß die Geologie zu der Zeit, wo die Erzählung der Schöpfung geschrieben worden, gar noch nicht existirte, und daß die astronomischen Kenntnisse damals wenig vorangeschritten waren, so ist man geneigt, zu schließen, daß Moses nicht zu so richtigen Auffassungen habe gelangen können, es sei denn in Folge einer Offenbarung." Zu diesem Schlusse kommt der gelehrte Professor der Mineralogie und Geologie zu Montpellier in seiner Cosmogonie de Moïse comparée aux faits géologiques.

„Das sind die hauptsächlichsten Thatsachen," sagt noch Marcel de Serres, „die man in dem Buche findet, auf welches wir die Aufmerksamkeit aller Aufgeklärten gern möchten

*) Beudant, Voyage minéralog. en Hongrie, chap. 15.

**) Cauchy, Quelques mots adressés aux hommes de bon sens. 1833.

gerichtet sehen, — einem wahrhaft bewunderungswürdigen Buche, das für alle Jahrhunderte geschrieben und mit denselben bereits groß geworden ist. Wunderbar für uns, wird es dies noch viel mehr sein für unsere Enkel, deren Geister, durch das immer wachsende Licht der Wissenschaften vervollkommnet, die ganze Tragweite desselben noch besser erfassen, und seine Tiefe und Schönheit noch mehr würdigen werden. — Unsere Untersuchungen werden vielleicht denen genügt haben, deren Geist von jedem Vorurtheile frei ist. Was die Anderen betrifft, so haben wir nie gehofft, sie zu überzeugen. Wir wissen nur zu gut, daß es Krankheiten des Geistes, wie auch des Herzens giebt, welche der Mensch allein nicht einmal zu lindern, geschweige denn zu heilen vermag."*)

— Ein anderer Professor unterbricht seine wissenschaftliche Darstellung durch folgende sinnreiche Betrachtung: „Hier stellt sich eine Erwägung ein, die man unmöglich mit Gleichgültigkeit umgehen kann. Ein Buch, geschrieben zu einer Zeit, wo die Naturwissenschaften noch so wenig entwickelt waren, enthält dennoch in wenigen Zeilen den Hauptinhalt der merkwürdigsten Folgerungen, zu denen man unmöglich eher gelangen konnte, als nach den ungeheueren Fortschritten, die das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert in der Wissenschaft gemacht hatte. Diese Folgerungen aber fußen auf Thatsachen, welche zu jenen Zeiten weder bekannt waren, noch auch geahnt wurden, ja von denen man nicht eher etwas gewußt hat, als bis in unseren Tagen. Die Philosophen aller Zeiten haben ihnen nur widersprochen und sie nur von irrigen Gesichtspunkten aus angesehen. Dieses Buch, sage ich endlich, das in Beziehung auf die Wissenschaft so hoch über seiner Zeit steht, überragt dieselbe ebenfalls in Beziehung auf seine Moral und seine natürliche Philosophie. Aus allem dem wird man zu der Annahme genöthigt, daß in diesem Buche etwas Uebermenschliches liegt, Etwas, was der Mensch nicht

*) Tome I. p. 222—223; t. II. p. 408.

sieht, was er nicht begreift, was ihn aber unwiderstehlich anzieht."*)

Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich alle Zeugnisse der Wissenschaft sammeln wollte. Zu den schon angeführten Namen, die ich gleichsam auf's Gerathewohl herausgenommen habe, müßte ich noch hinzufügen die Namen von Buckland, Abusson, Chaubard, Bertrand, Margerin, Champollion, Rémusat, Nodier, Eusèbe de Salles und Bourdon, welche alle vor der Majestät des Moses sich verneigen und in ihm die Eingebung Gottes erkennen. Niemals ist eine solche Uebereinstimmung unter den verschiedenen Trägern der Wissenschaft gesehen worden; niemals hat man der Wahrheit eine uneigennützigere, freiwilligere und gebührendere Ehrenbezeugung erwiesen. — Schlimm für den, den dies nicht erschütterte!

Wir können daher mit dem Grafen de Las Cases sagen: „Ja, Moses ragt empor über Generationen und über Jahrhunderte als eine unvergängliche Säule der Wahrheit. Herodot, Manetho, die Marmortafeln aus Paros, die Geschichtschreiber China's, das Sanscrit, alle diese ältesten Quellen der Welt bleiben an die fünfhundert, ja an die tausend Jahre unter ihm. Keines dieser uralten Zeugnisse kann ihn erreichen, ihm widersprechen, oder ihm Abbruch thun; im Gegentheil, die Natur und die Menschen zeigen sich von allen Seiten in vollständigem Einklang mit dem, was **er** sagt. Daher triumphirt auch der religiöse Glaube, von dieser wunderbaren Harmonie hingerissen; und der philosophische Unglaube schwankt, betroffen von einem solchen Resultate, — ja mit seinen eigenen Augen überführt, sieht er sich gezwungen, einzugestehen, daß in allem dem etwas Uebernatürliches enthalten ist, was er zwar nicht begreift, aber auch nicht ableugnen kann."**)

So steht Moses da!

Folglich, — nicht allein im Namen der Tradition, nicht allein im Namen der Auctorität, nicht allein im Namen des

*) Nérée Boubée, Manuel de géologie, p. 62.

**) Extrait de la 1re Carte historique de Lesage.

Glaubens (dieses geheiligten Grundpfeilers, auf den man immer wieder zurückkommen und an den man immer wieder sich anklammern muß), sondern auch im Namen der gesichertsten Eroberungen des menschlichen Geistes, im Namen der Wissenschaft und des Genie's — **man muß ihm glauben!**

§. 3.

Moses' Bericht über den Fall des Menschen in Adam und seine Hinweisung auf die Wiederherstellung in Christus.

„Wenn ihr dem Moses glaubtet, so würdet ihr wohl auch mir glauben," sagte Christus, „denn von mir hat Moses geschrieben." — Si crederetis Moysi, crederetis forsitan et mihi; de me enim ille scripsit.*)

Dieses Argument spricht direct zu unserem Jahrhundert, und nöthigt uns, von der Glaubwürdigkeit des Moses auf die Gottheit Jesu Christi zu schließen.

Ueber den Zusammenhang, in welchem dieser Schluß mit seinem Obersatze steht, ist alle Welt einig, die Christen sowohl, als auch die Deisten, und selbst in gewisser Weise die Juden.

Die Christen haben zu jeder Zeit, wie man das an dem Ausspruche Jesu sieht, zum Beweise des Christenthums sich auf das Zeugniß des Moses berufen. Die Deisten haben die Verbindung des Christenthums mit dem Mosaismus dadurch offen anerkannt, daß sie ihre Angriffe gegen Christus auf Moses richteten. Die Juden endlich haben wieder nach ihrer Weise die Wahrheit jenes Zusammenhanges dadurch eingestanden, daß sie, gestützt auf den Glauben an das Wort des Moses, von jeher auf ein eingebildetes Christenthum harreten. Gerade hierin liegt aber nur noch mehr zu Gunsten des wahren Christenthums ein Beweis für jenen festen Zusammenhang, der im Stande war, über den Zeitpunkt seiner Entfaltung bis auf den heutigen Tag hinwegzuschreiten und so viele Betrügereien zu überleben.

*) Joh. 5, 46.

Wie verschieden die Meinungen über Mosaismus und Christenthum auch sein mögen, die Thatsache, daß es zwischen beiden einen innigen Zusammenhang giebt, vereinigt sie alle.

Beweisen die Wissenschaften also die Wahrheit des Moses, so haben sie zugleich auch die Gottheit Jesu Christi bewiesen; und ebenso: Sind wir gewonnen für den Glauben an das Wort Moses', so sind wir zu gleicher Zeit gewonnen für den Glauben an Jesus Christus.

Dieses kostbare Ergebniß fordert einige Erläuterungen, welche nun der Gegenstand des letzten Paragraphen dieses wichtigen Kapitels sein sollen.

1. Den Kern der mosaischen Erzählung macht ein Factum aus, welches die zweite Offenbarung erzeugt und ihre Nothwendigkeit nachweiset; dasselbe ist gleichsam der erste Ring jener Kette, die das Christenthum an die Wiege des Menschengeschlechts anknüpft.

Lassen wir Moses selbst reden in der ganzen Einfachheit und Würde seiner Sprache! Er ist stark genug, um unsere Vorurtheile zu bannen.

„Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbilde; nach dem Ebenbilde Gottes schuf Er ihn, Mann und Weib schuf Er sie. Gott segnete sie und sprach: Wachset und mehret euch, und erfüllet die Erde und machet sie euch unterthan, und herrschet über die Fische des Meeres und über das Geflügel des Himmels und über alle Thiere, die sich regen auf der Erde. Aber Gott, der Herr, hatte von Anbeginn einen Lustgarten gepflanzt, und Er setzte darein den Menschen, den Er gebildet hatte. Und Gott, der Herr, brachte aus dem Boden hervor allerlei Bäume, schön zu schauen und lieblich zu essen; auch den Baum des Lebens in der Mitte des Gartens, und den Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen... Also Gott, der Herr, nahm den Menschen und setzte ihn in den Lustgarten, daß er ihn bebaue und bewahre. Und Er gebot ihm und sprach: Von jedem Baume

des Gartens magst du essen; aber von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen sollst du nicht essen; denn an welchem Tage du davon issest, wirst du des Todes sterben . . . Aber die Schlange sagte zum Weibe: Warum hat euch Gott geboten, nicht von allen Bäumen des Gartens zu essen? Das Weib antwortete ihr: Wir essen von den Früchten aller Bäume, die im Garten sind; aber von der Frucht des Baumes, der in der Mitte des Gartens ist, hat uns Gott geboten, daß wir nicht davon essen, damit wir nicht etwa sterben! Die Schlange aber sprach zum Weibe: Keineswegs werdet ihr sterben! Denn Gott weiß, daß, an welchem Tage ihr davon esset, eure Augen sich aufthun, und ihr wie Götter werdet, erkennend das Gute und das Böse. (Da ließ sich das Weib betrügen und nahm von der verbotenen Frucht und aß, und gab ihrem Manne, der auch aß.) Da wurden beiden die Augen aufgethan, und sie erkannten, daß sie nackt seien... Und Gott, der Herr, rief den Adam und sprach zu ihm: Wo bist du? Und Adam sprach: Ich habe Deine Stimme im Garten gehört, und mich gefürchtet, weil ich nackt bin, und habe mich verborgen. Gott sprach zu ihm: Wer hat dir denn gesagt, daß du nackt bist, als weil du vom Baume gegessen, wovon ich dir geboten, nicht zu essen? Und Adam sprach: Das Weib, das du mir zugesellet, hat mir vom Baume gegeben, und ich aß. Und Gott, der Herr, sprach zum Weibe: Warum hast du das gethan? Sie antwortete: Die Schlange hat mich betrogen, und ich aß. Und Gott, der Herr, sprach zu der Schlange: Weil du dies gethan, bist du verflucht . . . Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Saamen und ihrem Saamen, und sie wird dir den Kopf zertreten.“ (Gott spricht dann über unsere ersten Eltern das Verdammungsurtheil aus und giebt sie dem Elende und dem Tode preis.)

In diesen letzten Worten der mosaischen Erzählung liegt der Keim jener Verheißung, die den Mosaismus an das Christen-

thum knüpft. Um dieselben zu ergänzen und ihren Sinn klarer zu machen, müssen wir die fortlaufende Erneuerung jener Verheißung in der Genesis selbst noch etwas weiter verfolgen.

— „Es sprach aber der Herr zu Abraham: Ich will dich zu einem großen Volke machen, und dich segnen, . . . und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde."

— „Der Engel des Herrn rief Abraham abermals und sprach: Ich habe bei mir selbst geschworen, spricht der Herr, . . . Ich will dich segnen, . . . und in deinem Saamen sollen gesegnet werden alle Völker der Erde."

(Dieselbe Verheißung wurde von Neuem dem Isaak gegeben.)

Endlich sagte der sterbende Jakob: „Es wird das Scepter nicht von Juda weichen, der Heerfürst nicht von seinen Lenden, bis Der kommt, der gesandt werden soll, auf den die Völker harren."

So geht diese Erwartung als ein Gegengewicht gegen das Böse und gegen die stets wachsende Verderbtheit des Menschengeschlechtes ununterbrochen weiter und tritt immer deutlicher hervor bis zu dem Tage, wo das Scepter von Juda gewichen und auf die Römer übergegangen war, wo alle Völker gesegnet und geheiligt sind in Dem, der da sagte: Von mir hat Moses geschrieben, in dem Nachkommen des Weibes, das in der Seligkeit ihrer glorreichen Mutterschaft lobsingend ausrief: Hoch preiset meine Seele den Herrn! Denn Großes hat Er an mir gethan, eingedenk seiner Barmherzigkeit, wie Er zu unseren Vätern gesprochen hat, zu Abraham und seinen Nachkommen, auf ewig.

Das ist, auf den einfachsten Ausdruck zurückgeführt, das Band, welches das Christenthum mit dem Mosaismus vereinigt, und welches diesem weiter nichts eingebracht hat, als daß er immer die Angriffe aller Feinde des Christenthums eben auf sich gerichtet sah.

Der erste Eindruck, den diese Lectüre der alten Geschichte

vom Paradiese auf uns macht, ist die Schwierigkeit, dasselbe unserer oberflächlichen und gewöhnlichen Anschauungsweise anzupassen, und die Neigung, es zu bekriteln; — so karg und nackt sind die Züge dort aufgetragen und dem menschlichen Geiste gleichsam wie ein Räthsel hingeworfen!

Aber es kann nicht fehlen, daß im Innern des Lesers, auch des ungläubigsten, bald eine Rückwirkung hervorgerufen werde. Gerade jene Leichtigkeit, womit er die eben gelesenen Stellen kritisirt, flößt ihm Mißtrauen ein, jedoch nicht mehr gegen das Buch, sondern gegen sich selbst, gegen seine Oberflächlichkeit, gegen seine Unwissenheit und seine Verblendung. Er fängt an, eine heilige Scheu zu haben vor dem Buche, welches selbst sich so wenig vor ihm gescheuet hat. Er nimmt es wieder zur Hand, liest es abermals bedachtsamer und gelehriger, und begreift endlich, daß hinter dem, woran er Anfangs so sehr Anstoß genommen, doch nichts Widersinniges, sondern einfach etwas Geheimnißvolles und Tiefes liege, dessen Weisheit, Gründlichkeit und unerschöpfliche Wahrheit er mehr und mehr einsehen wird, in demselben Maße, wie es ihm vergönnt ist, die Pforte des Buchstabens zu erbrechen und in die Pfade des Geistes einzugehen.

Ganz gewiß wird die Lehre von der Erbsünde, von ihren Nebenumständen und ihren Folgen, immer ein großes Geheimniß bleiben, das aber immer noch minder groß ist, wie Pascal treffend sagte, als dasjenige, was die Menschheit ohne dieselbe uns darbieten würde. Doch man muß staunen, wenn man sieht, wie sehr die Böswilligkeit und der Stumpfsinn der Geister dessen Lichtseiten verfinstert und dessen Dunkelheit vermehrt; wie sehr dagegen ein einfältiges Herz und ein gerader Sinn sich in dasselbe versenkt und in dessen Tiefen erstarkt.

Gleichviel, ob man es begreife, oder nicht begreife, wie ich früher schon einmal gesagt habe, — das Geheimniß ist da! Wollte man es verwerfen, so müßte man auf noch viel größere Geheimnisse stoßen und viel unlösbarere Schwie-

rigkeiten hinnehmen. Der erste Sündenfall und seine Folgen gehören der Geschichte an, und zwar einer Geschichte, die nicht blos in dem bewährtesten und glaubwürdigsten aller Bücher, sondern auch, wie wir sehen werden, in allen Traditionen der ganzen Welt, und besonders in der Tiefe unseres eigenen Herzens geschrieben steht. Wir alle sind mitten in dasselbe hingestellt, und eben deshalb sehen wir es nicht.

Um die Wahrheit dieser Geschichte darzuthun, halte ich mich für jetzt nur an der Erzählung des Moses. Ich nehme diese so, wie sie vorliegt, ohne alle Erklärungen, ganz von Geheimnissen umhüllt, — und ich sage: Der Fall des Menschengeschlechtes durch den Ungehorsam des ersten Menschen, und die Verheißung seiner künftigen Erlösung durch einen Nachkommen des Weibes, auf den alle Völker harren, der aus dem jüdischen Volke ausgehen muß, und zwar zu der Zeit, wo dasselbe aus der Reihe der Völker austreten soll, — alles das, sage ich, geht klar aus der Erzählung des Moses hervor.*)

Müssen wir an die Wahrheit dieser Erzählung glauben?

Da steckt der Knoten! und es handelt sich hier um nichts Geringeres, als um die Wahrheit des Christenthums, wie das denn auch seine Feinde sehr gut gemerkt haben. Denn wenn Moses' Wort in diesem Punkte wahr ist, so unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß Gott in die Geschicke des Menschengeschlechtes rettend eingegriffen; daß er mit ihm in ein Bündniß getreten, eben weil er ihm eine Verheißung gab, die durch ihre Erfüllung ein abermaliges und letztes Bündniß voraussetzt; und daß diese Erfüllung, der Gegenstand des zweiten Bündnisses, sich sonst nirgendswo finden könne, als im Christen-

*) Noch immer deutlicher sehen wir das in den anderen Theilen der heiligen Bücher, welche auf den Pentateuch folgen und mit ihm ein Ganzes bilden. Aber der Pentateuch, und namentlich die eben angeführten Stellen aus der Genesis, bilden die ersten Anknüpfungspunkte dieser Ueberlieferung, die im jüdischen Volke fortläuft und sich auch über alle anderen Völker verzweigt. — So haben die Samariter, die doch nur den Pentateuch beibehielten, fortwährend, wie auch die übrigen Juden, den Messias erwartet. — Auf alle diese Punkte werden wir indeß später zurückkommen.

thume, welches allein sich dafür ausgiebt und übrigens auch alle Bedingungen erfüllt hat.

Unsere Untersuchung handelt also über folgenden Punkt: Hat das einen haltbaren Grund, was uns Moses über den Fall des Menschengeschlechtes und über dessen künftige Wiederherstellung sagt? muß dem geglaubt werden?

Daß die Antwort bejahend ausfallen werde, kann nach allem dem, was wir bereits gesehen haben, nicht mehr zweifelhaft sein; es läßt sich allein schon aus der Probe entnehmen, die Moses so eben noch gegen alle vereinigten Kräfte des menschlichen Geistes bestanden hat. In der That:

So lange man die Glaubwürdigkeit des Moses in Bezug auf alle übrigen Theile seiner Erzählung vernünftiger Weise in Zweifel ziehen konnte, so lange war man auch, ich begreife das, stark gegen diesen; denn zu dessen eigener Unwahrscheinlichkeit kam noch die Unwahrscheinlichkeit aller übrigen hinzu, und der Unglaube hatte leichtes Spiel, sein Hohnlachen über die Schlange und über den Apfel*) auszulassen, zumal da er nach Herzenslust schon gelacht hatte über die sechs Tage, über das Licht vor der Sonne, über die Ruhe des Schöpfers, über das lange Lebensalter der Patriarchen, über die allgemeine Sündfluth und die Arche Noe's, über den Babylonischen Thurm und die Sprachenverwirrung, endlich über das junge Datum, das die menschlichen Gesellschaften haben

*) Hier haben wir unter tausend ein Beispiel von der Oberflächlichkeit einer am Sinnlichen klebenden Bibelübersetzung. Das Wort Apfel steht in der Bibel durchaus nicht geschrieben, noch auch der Name irgend einer in der Natur bekannten Frucht. Es ist nur von zwei Bäumen und ihrer Frucht die Rede; ihre ganze Bezeichnung besteht nur in den Worten: Baum des Lebens, — Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen. Ein einsichtsvoller Uebersetzer hat darüber folgende Bemerkung gemacht: „Keiner dieser beiden Bäume ist weiter bekannt; ihre Frucht ist unbekannt geblieben; und aller Neugier, die der Gebrauch des zweiten Baumes den Adamskindern einflößte, wird es nicht gelingen, ein Geheimniß zu enthüllen, welches uns Gott hat verheimlichen wollen.“ — Cibum cujusdam altioris significationis, sagt der h. Augustinus.

sollen, und über die anderen Nebenumstände in der Genesis. Aber seitdem die Spötter und, was mehr gilt, die wahren Gelehrten in Betreff all' dieser Punkte sich auf die Seite des Moses gestellt haben; seitdem diese unvergängliche Säule der Wahrheit auf ihren Fuß wieder zurückgestellt, und der Triumph des Patriarchen auch der der Wissenschaften geworden ist, die allmälig so weit gediehen sind, daß sie ihn zu begreifen und zu bewundern vermögen, — o seitdem kommt diese großartige Rückkehr des menschlichen Geistes, der die Wahrheit der mosaischen Erzählung wieder im Ganzen annimmt, dem Beweise des Sündenfalles der ersten Menschen, des einzigen bis jetzt noch unerklärten Punktes, herrlich zu statten. So können wir denn mit vollem Rechte sagen:

Moses hat wahr gesprochen, ja er allein hat die Wahrheit gesagt, wenn er das Factum der Schöpfung Himmels und der Erde hinstellt als das erste Factum der Allmacht Gottes; wenn er es trennt von der Bildung ihrer verschiedenen Theile, die er auf die Schöpfung folgen läßt, — gerade so, wie auch jede gesunde Philosophie es zuzugeben gezwungen ist, und wie selbst ein Broussais halb und halb gesehen hat, daß das mit Nothwendigkeit müsse gefolgert werden.

Er hat wahr gesprochen, wenn er Anfangs die Erde darstellt ohne Leben, in einem Zustande des Versunkenseins, rings umflossen von einem Meere, das ebenfalls keine Bewohner hatte, — genau so, wie Cuvier es nachgewiesen hat.

Er hat zum Erstaunen wahr gesprochen, wenn er die Hervorbringung des Licht-Wärmestoffes vor dem Erscheinen der Sonne geschehen läßt, — wie es Chaubard, Marcel de Serres, Godefroy, Young, Fresnel und Arago einstimmig sagen.

Er hat wahr gesprochen, wenn er beschreibt, wie die organisch gebildeten Wesen nach und nach auftreten, vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortschreitend: Anfangs die Pflanzen (germen, herba, arbor); dann die kriechenden Thiere und die anderen Seethiere, und zugleich die Vögel; dann die Landthiere; und endlich der Mensch, — wie alle Geologen es wiedererkennen.

Er hat wahr gesprochen, wenn er sagt, daß alle diese Werke Gottes allmälig in sechs Tagen (freilich anderen Tagen, als die Sonne sie uns abmißt) gebildet seien, daß dann der Schöpfer am siebenten Tage, für den kein Ende angemerkt ist, von seinem Werke geruhet und ihm einen unwandelbaren Bestand auferlegt habe, — wie alle Geologen und Naturforscher es noch heute annehmen, und wie es bestätigt wird durch den überall verbreiteten und alt hergebrachten Gebrauch der Woche und der Ruhe für den Gottesdienst am siebenten Tage; einen Gebrauch, den Laplace nachgewiesen und Diderot so kräftig hervorgehoben hat.

Er hat wahr gesprochen über die allgemeine Fluth, über deren schnelles Hereinbrechen, über ihre allgemeine Verbreitung, über ihre Zeit, ja sogar über die Nebenumstände der Rettung jener Familie, die das Glück hatte, zu entrinnen, — wie die Natur und die allgemein verbreiteten Ueberlieferungen, die von den Geologen, Physikern, Geschichtschreibern und Reisenden befragt worden, es bekräftigen.

Er hat wahr gesprochen, wenn er von Erschaffung der Welt bis zur Sündfluth nur zehn Generationen zählt und jedem Menschenleben eine Dauer von tausend Jahren beilegt, — wie es auch, nach dem Berichte Volney's, in allen Profantraditionen sich wiederfindet.

Er hat wahr gesprochen, wenn er alle Menschen von einem Paare abstammen läßt, — wie es ebenfalls Buffon, Lacépède, Cuvier und alle großen Naturforscher gesagt haben.

Er hat endlich auch wahr gesprochen in seiner höchst merkwürdigen Erzählung von der gewaltsamen Verwirrung der Sprachen und von der Zerstreuung der Menschen, unter der Anführung dreier Racenhäupter, von Assyrien aus, dem ursprünglichen Sitze aller Sprachen und aller Bildung, — wie es Barton, Humboldt, Goulianoff, Hunter, Klaproth, Niebuhr, Rémusat, Paravey, Freycinet, Raoul-Rochette und alle anderen Ethnographen, Archäologen, Geographen und Reisebeschreiber bewiesen haben.

Folglich hat er auch war gesprochen, wo er den Sündenfall des Menschengeschlechtes in Adam und die Verheißung des künftigen Segens in Dem, der da kommen soll und auf den alle Völker harren werden, erzählt; und um diesen Theil seiner Erzählung vollständig zu begreifen, mangelt uns nur die Aufklärung, die auch über alle anderen Theile uns so lange Zeit gefehlt hat, und die Gott über diesen Punkt noch ganz besonders darum uns vorenthalten mußte, weil derselbe dessen unendliche Natur näher berührt und ein Nahrungsmittel für unseren Glauben sein soll.

Die vollkommene Glaubwürdigkeit des Moses in allen übrigen Punkten, deren Entdeckung der menschlichen Wissenschaft vergönnt worden, ist uns ein sicheres Unterpfand für seine Wahrhaftigkeit auch in diesem Punkte; und man kann sagen, daß, wenn auch die Wahrheit der Erzählung vom Sündenfalle und von der Verheißung sich unserem directen Blicke entzieht; sie doch deutlich zu sehen ist in dem Abglanze, den das Licht der Wahrheit aller anderen umliegenden Punkte auf diesen wirft.*) Dieser Beweis ist unverwerflich, wenn man die Zahl, die Wichtigkeit und die Genauigkeit der Thatsachen betrachtet, in denen Moses bereits als wahrhaftig ist befunden worden, und zwar mit einer Wahrhaftigkeit, die um so staunenswerther und, ich möchte wohl sagen, verdienstvoller ist, als sie nicht einmal wahrscheinlich war, und als er selber keine Anordnung getroffen und keine Vorsicht gebraucht hat, um sich Glauben zu verschaffen.

II. Ich sage noch mehr. Die Betrachtungen, die ich bereits vorgelegt habe, so wie auch diejenige, welche ich nun geben werde, können ihre Wirkung zu Gunsten des Moses nicht verfehlen; sie alle werden noch besonders für den Theil

---

*) Wir behalten uns vor, später zu zeigen, daß derselbe sich nicht ganz unserem directen Blicke entzieht; hier machen wir blos ein einstweiliges Zugeständniß.

seiner Erzählungen, der auf den Sündenfall und die Verheißung Bezug hat, günstig ausfallen. Denn alle übrigen Theile sind im Vergleich zu diesem, wenn wir die Stellung des Moses im Auge halten, nur Nebensache. Moses ist nur zufällig der Geschichtschreiber der ursprünglichen Erscheinungen in der Natur, und diese sind, so zu sagen, nur der Rahmen seines Gemäldes; er ist vorzugsweise der Geschichtschreiber der Religion, der moralischen Beziehungen des Menschen zu Gott. Darauf mußte er hauptsächlich sein Augenmerk richten; gerade hierin mußte er sich erst besonders verpflichtet fühlen, wahrhaftig zu sein; aber eben hierin konnte er es auch am leichtesten, denn es gab keinen Punkt, der so im Munde der Völker lebte, wie dieser; an diesen Theil seiner Erzählung knüpft sich denn auch zuletzt all die wunderbare Achtung und Ehrfurcht, die dem Moses stets zu Theil geworden ist; kurz, hier haben wir den ganzen Moses! Und wenn Moses ein Geschichtschreiber ist, der aus allen den Gründen, die wir bereits entwickelt haben, für durchaus wahrhaftig gehalten werden muß, so wird dieser selbe Schluß nothwendig auch hier seine Anwendung finden, und unser Zutrauen wird sich auf diesen Punkt, der von allen gleichsam der Mittelpunkt ist, hinwenden. Moses hat z. B., was die Erzählung der Schöpfung betrifft, weder sich getäuscht, noch will er Andere täuschen: folglich ist auch keins von beiden der Fall hinsichtlich der historischen Erzählung vom Sündenfalle; denn dieses letztere Ereigniß fiel später, als das erstere, und mußte im Geiste des Menschen, den es unmittelbar berührte, tiefere Spuren zurücklassen. Bei einer Menge anderer Thatsachen, die nur beiläufig erwähnt werden, hat Moses geglaubt, die Wahrheit genau beachten zu müssen, obgleich das Interesse der Wahrheit selbst, so kommt es uns wenigstens vor, gefordert hätte, sie zu mildern und zu mäßigen: folglich hat er sie genau beachtet bei dem Hauptfactum, worauf dieses ganze Interesse endlich hinausläuft. Wer seine Leser für einen Hauptpunkt zu gewinnen sucht, wird gewiß nicht damit an-

fangen, daß er über die begleitenden Nebenumstände anstößige Unwahrscheinlichkeiten vorbringt. Uebrigens, wie kann man vermuthen, daß Moses die Geister habe für sich gewinnen wollen? Ist es nicht selbst wegen der Leichtigkeit, womit der Unglaube seine Gründe finden konnte, ihn zu bekämpfen, augenscheinlich, daß er denselben gar keiner Berücksichtigung gewürdigt hat, und daß er lieber ihm, als dem willigen Glauben, eine Schlinge würde gelegt haben? und scheint es nicht, daß er diesem guten Willen das Verdienst, gegen die Wahrscheinlichkeit zu glauben, hat aufbewahren wollen? Der Unglaube ist in diese Schlinge vollständig hineingerathen; er hat gefunden, was er suchte. Er war froh darüber, die Erzählung des Moses in allen jenen Punkten, die doch höchst gleichgültig sind, falsch und ungereimt zu finden, um daraus den Schluß zu machen, daß sie in dem Hauptpunkte, dessetwegen sich Moses seinen Haß zugezogen hatte, ebenfalls falsch und ungereimt wäre. Heute wollen wir ihm aber seine Beweisführung einmal umkehren und sagen: Es ist bewiesen, daß Moses über alle jene Punkte, in denen Sie seine Erzählung falsch finden wollten, die strengste Wahrheit geredet hat; also hat er auch wahr gesprochen über jenen Hauptpunkt, dessen Zulässigkeit, wie Sie selbst sagten, von allen übrigen abhängt; ja Sie haben sogar das Recht verloren, sich hinter der Unwahrscheinlichkeit dieses Punktes, der allein noch übrig ist, zu verschanzen, weil Sie mit so großer Sorgfalt schon im Voraus bewiesen haben, gegen sich selber bewiesen haben, daß Thatsachen, wenn sie auch die reine Wahrheit sind, doch den Anschein haben können, als seien sie unwahrscheinlich.

III. Die Unwahrscheinlichkeit der Erzählung des Moses über den Fall des ersten Menschen, weit entfernt, für den Glauben ein Hinderniß zu sein, ist im Gegentheil eine Bedingung desselben. Wie kühn diese Behauptung auch scheinen mag, so ist es doch leicht, ihren Beweis auf klare und ver-

ständliche Sätze zurückzuführen; dadurch werden wir dem eigentlichen Kern unserer Frage näher kommen.

Ohne hier auf die Erklärung des theologischen Inhaltes, der in der Erzählung des Moses liegt, einzugehen, will ich nur dieses sagen: Ein Gegenstand scheint uns wahr-scheinlich oder unwahr-scheinlich, wie es das Wort selber anzeigt, je nachdem er den Wahrheiten, welche uns umgeben, und von welchen wir als von Vergleichungspunkten ausgehen können, mehr oder weniger gemäß scheint. Es ist das ein Urtheil, das durch Vergleiche gewonnen wird. Nun kann sich aber jedes derartige Urtheil nur auf zwei Bedingungen stützen, die vorher schon erfüllt sein müssen, ohne welche jede Beurtheilung nothwendig aufgeschoben bleibt: 1. man muß über die in Rede stehende Thatsache wohl unterrichtet sein, namentlich aber über das, was ihre Natur ausmachen kann; 2. die Thatsache darf sich nicht unter solchen Umständen und Verhältnissen zugetragen haben, die ganz verschieden sind von denen, worin wir uns befinden und nach welchen wir dieselbe zu beurtheilen haben. Z. B. wenn man einem Europäer sagte, daß es in der Natur einen Baum gebe, von dessen Schatten man sterben müsse, — so wäre es thöricht von ihm, dieses Factum deshalb als unwahrscheinlich zu verwerfen, weil es nicht der nämlichen Wahrheit gemäß zu sein scheint, die auch für alle jene Bäume gilt, welche er etwa kennt. Er muß sich, wo möglich, erklären lassen, was für ein Baum dies sei, woraus seine Natur bestehe, und woher ihm diese unselige Eigenschaft komme. Wenn ihm diese Erklärung geworden ist, ihn aber doch nicht überzeugt, so würde es Unrecht von ihm sein, auf die Unwahrscheinlichkeit der Thatsache zu schließen; er müßte sich zufriedenstellen, wenn man ihm etwa sagte, daß dieser Baum unter den Wendekreisen wachse, inmitten einer Natur, welche derjenigen, worin er lebt, ganz und gar unähnlich ist. — Geradeso verhält es sich mit dem Factum, worüber wir handeln, und mit der Stellung, die wir zu ihm einnehmen. — Die beiden Bedingungen gehen uns ab, die

nothwendig sind, um es beurtheilen zu können: 1. der heilige Geschichtschreiber giebt uns keine Erklärung über die wesentlichen Eigenschaften jener wunderbaren Dinge, die den Sündenfall veranlaßt, begleitet und gleich darauf sich zugetragen haben. Das Eden? — was für ein Garten war das, und was für Flüsse waren es, die ihn bewässerten? Was für zwei Bäume wären es, der des Lebens und der der Erkenntniß des Guten und Bösen, die eine doppelte Eigenschaft hatten, eine physische und eine moralische, und denen Gott etwas von dem Geheimniß jener Doppelnatur hat zutheilen wollen, welche wir selber an uns tragen? Was für eine Schlange war das, die sprechen konnte, und die voll von Neid und Bosheit war gegen Gott und gegen den Menschen? War es nur eine Schlange, eine natürliche Schlange? oder hatte sie wohl nur den Anschein und die Gestalt einer Schlange? oder ist gar der Name Schlange die allegorische Benennung des bösen Geistes, dessen Scheelheit und dessen falscher und kriechender Charakter in seiner merkwürdigen Unterredung mit dem Weibe bei jedem Worte, das er sagt, durchblicken? Wie standen dieses Weib und der Mann zu Gott; wie groß war das Maß der Wohlthaten, die sie bereits empfangen hatten und die sie noch empfangen sollten; wie groß das Maß der Gnaden und des Beistandes, die ihnen geworden waren; kurz, wie weit ging die Schuld ihres Fehltritts und ihrer Undankbarkeit gegen Gott?*) Und endlich Gott, — was ist er

*) Man sehe hierüber folgende schöne Stelle beim h. Augustinus, wo er annähernd über diese Frage Auskunft giebt: „Obschon dem Adam keine Gewalt angethan wurde, um ihn zum Bösen zu treiben; obschon ihm der schreckliche Befehl Gottes zu einer Schutzwehr gegen seinen Fall diente; obschon er Herr seines freien Willens war, und es ihm äußerst leicht sein mußte, nicht zu sündigen, — so hat er dennoch in seiner so großen Glückseligkeit sich nicht zu halten gewußt. Und die Märtyrer, welche die Welt einschüchtert, ja was sage ich, auf die Folter spannt, bleiben unerschütterlich, während sie doch, um auszuharren, nichts Anderes haben, als die unsichtbare Erwartung der nämlichen Güter, deren voller Genuß den Adam nicht zurückhielt.“ (De correct. et grat.)

selber? Was ist seine Gerechtigkeit; was seine Heiligkeit; was seine Erbarmung? O welche Abgründe von Geheimnissen, die wir alle nicht kennen, hat der göttliche Geschichtschreiber in den lakonischen Worten seiner Erzählung verschlossen! Wie viele Geheimnisse hat die Inspiration, die ihm jene Worte dictirte, für sich behalten! O wie verwegen und wie eitel ist unser Beginnen, diese Dinge mit der Kurzsichtigkeit unserer Vernunft bemessen zu wollen und uns zu Schiedsrichtern über ihre Wahrscheinlichkeit aufzuwerfen! — 2. Nun will ich auch annehmen, die Erklärungen über alle diese Punkte seien uns gegeben, wie voreilig wäre es auch dann noch, den Schluß zu ziehen, daß dieselben nicht hinlänglich seien! Um dies einzusehen, brauchen wir blos zu bedenken, daß alle unsere Verhältnisse eben durch unseren Fall mitumgestürzt sind; daß unsere Lage, sowie auch die unserer ganzen Umgebung, dem, was sie zuvor war, unähnlich geworden und sogar entgegengesetzt ist; daß wir selbst endlich uns in einer ganz anderen Natur, in einer ganz anderen Welt befinden. Jedes Haltpunktes für eine etwaige Vergleichung sind wir beraubt und folglich in die Unmöglichkeit versetzt, ein Urtheil abzugeben oder zu entscheiden, ob die Thatsachen, welche in diesem anderen Naturzustande sich zugetragen haben, wirklich unwahrscheinlich sind. Alles, was wir sagen könnten, wenn wir blos unseren gewöhnlichen Verstand zu Rathe ziehen, wäre, daß diese Thatsachen denen, welche die tägliche Erfahrung uns bietet, gerade entgegengesetzt sind, und daß sie eben deswegen uns unwahrscheinlich vorkommen.

Aber eben darin liegt der Grund für ihre Wahrscheinlichkeit. Denn es ist logisch, daß, wenn übernatürliche Thatsachen, die sich in einem übernatürlichen Zustande der Dinge zugetragen haben, für diesen ersten Zustand, worin wir uns nicht mehr befinden, wahrscheinlich sein sollen, sie in dem natürlichen Zustande, worin wir uns jetzt befinden, unwahrscheinlich sein müssen. — Nehmen Sie beliebig ein Factum, z. B. die lange Lebensdauer der Men-

schen vor der Sündfluth; dasselbe läßt sich, wie oben gezeigt worden ist, nicht in Zweifel ziehen. Nun sehen Sie! ist es nicht durch den Wechsel, den jene Katastrophe für unsere eigene Lebensbeschaffenheit, wie auch für die Beschaffenheit der ganzen Natur herbeigeführt hat, unwahrscheinlich geworden? Mit wie viel mehr Recht muß es also ebenso gewesen sein in Betreff der Thatsachen, die sich vor dem Sündenfalle zutrugen, d. i. vor jener physischen und moralischen Katastrophe, die uns in Beziehung auf Gott, auf uns selbst und auf die ganze Natur vollständig verändert und uns nichts Anderes zurückgelassen hat, als das traurige Loos, stets wahrnehmen zu müssen, daß wir gebrochen und zerrüttet sind, — ähnlich wie ein Mensch, der beim Falle von einer beträchtlichen Höhe die Besinnung verloren hatte, nachher von den Zeugen seines Falles mit Erstaunen die augenscheinlichsten und unmittelbarsten Umstände seines damaligen Zustandes vernimmt.

Wenn uns die Erzählung des Moses über den Fall des Menschengeschlechtes, der die Grundlage des Factums der Erlösung ist, beim ersten Anblicke unwahrscheinlich vorkommt, so darf uns darin noch kein Grund liegen, sie zu verwerfen; denn ihre Unwahrscheinlichkeit ist, so zu sagen, eine Bedingung ihrer Wahrheit und thut dem Gewichte aller jener Gründe, die uns so entschieden zur Annahme der Erzählung bestimmen, auch nicht den geringsten Abbruch.

IV. Aus der Summe aller dieser Gründe geht noch ein letzter hervor, welchen wir hier nach so vielen anderen mit Recht noch in die Wagschale legen dürfen. Ich meine die staunenswerthe Wahrhaftigkeit des Moses in Betreff so vieler und dem menschlichen Geiste so verborgener Punkte, daß ein Zeitraum von fast sechstausend Jahren erforderlich war, ehe es der Beobachtung möglich wurde, dieselben einzusehen. Eine solche Wahrhaftigkeit des Geschichtschreibers nämlich und der glänzende Erfolg seiner Sendung bei den Menschen prägen diesem außerordentlichen Manne die deutlichsten Zeichen

der Inspiration ein und lassen ihn uns als eine Gestalt des Himmels erscheinen; er steigt zu uns herab von der Höhe der Jahrhunderte, wie einst von Sinai, ganz strahlend vom Feuer Jehova's und in seinen Händen ein Buch tragend, das der Finger der Wahrheit selber geschrieben hat. So hat er selbst sich angekündigt; so ist er aufgenommen worden Anfangs von einer ganzen Nation, und später von allen Nationen, nachdem sie wiedergeboren waren in **Dem**, auf welchen sie geharret; so haben ihn endlich auch diejenigen Wissenschaften, die man die strengen nennt, und die diesen Namen zu keiner Zeit mehr verdient haben, als in unserem Jahrhunderte, diesem **wiß**begierigsten und **zweifel**süchtigsten unter allen, freundlich aufgenommen und begrüßt. In dieser außerordentlich hohen Stellung, die Moses einnimmt, und in der riesenhaften Größe, worin er uns erscheint, ist seine Inspiration für die Vernunft keineswegs mehr eine Schwierigkeit, sondern vielmehr eine Erleichterung, durch welche sie all' der Schwierigkeiten überhoben wird, die ihr würden geblieben sein, wenn sie den Moses ohne die Inspiration sich hätte erklären wollen; und es wird uns leichter, in Moses einen inspirirten, als einen gewöhnlichen Mann zu erblicken.

Sagt man aber, Moses sei inspirirt, so hat man Alles gesagt. Es handelt sich nicht mehr darum, zu untersuchen, ob er über das Factum vom Sündenfalle ebenso wie über alle anderen Punkte wahr gesprochen habe, noch auch seine Wahrhaftigkeit in diesem Punkte auf dem Wege der Vergleichung herauszubringen. Die Inspiration verschafft sich ihren Glauben durch sich selbst und durch ihre Werke; und wie es offenbar ist, daß der Zweck der Sendung des Moses vorzugsweise darin bestand, die ursprünglich geoffenbarte religiöse Wahrheit zu retten und aufrecht zu erhalten, bis diese später selbst sich der ganzen übrigen Erde, die dieselbe verloren hatte, zurückgeben würde, — so ist's auch ganz besonders der Centralpunkt jener Wahrheit, der den Strahl seiner Inspiration auf sich ziehen mußte.

Dieser Punkt, der somit Alles enthält, was der göttliche Geschichtschreiber an Wahrhaftigkeit und an Inspiration in sich trägt, ist der *Sündenfall* gesdes Menschenchlechts und die *Verheißung* seiner künftigen Wiederherstellung in *Dem*, der ein Nachkomme des Weibes sein soll, entsprossen aus dem Geschlechte Abraham's, aus dem Stamme Juda's, zur Zeit, da Juda einer fremden Macht zinspflichtig wird, — *Derselbe*, der alle Völker zu sich bekehren wird.

Diese *Verheißung*, sagen wir, ist ebenfalls *Wahrheit*.

Folglich ist auch das *Christenthum*, welches als einziger Erbe aufgetreten ist und allein alle Bedingungen Punkt für Punkt erfüllt hat, der Art, daß außer ihm die Verheißung eine leere Täuschung wird, in ihm aber eine herrliche Verwirklichung findet, — ja auch das Christenthum, sagen wir, ist *Wahrheit*.

So giebt denn die wahre Religion, — und diese Bemerkung wird hundertmal ihre Anwendung finden, — jedem ihrer Geheimnisse seine entsprechende Berechtigung und vertheilt an alle ihre dunkelen Punkte die entsprechenden Glaubensgründe. Ein großes Geheimniß dient ihr zum Fundament; aber dieses Geheimniß, so groß es auch ist, hat sich an eine Auctorität geknüpft, die selber ein zweites, noch größeres Geheimniß sein würde, wenn man das erstere verwerfen wollte. Der Glaube, der dem Moses gebührt, steht, wenn ich so sagen darf, auf derselben Höhe, wie der, den das Christenthum von uns fordert; und wenn der Glaube die Vernunft eben nicht geneigt findet, ein Freundschaftsbündniß mit ihm einzugehen, so kommt das daher, daß man beide nicht gehörig mit einander ausgleicht und überhaupt nicht Licht und Dunkel gegen einander abwägt. Aber auch dies hat seinen Grund in der Schwäche unserer Vernunft und in der natürlichen Schlaffheit unseres Willens, nach dessen Bemühung und Lauterkeit sich genau das Verdienst und der Tugendgrad des Glaubens richten.

„Ich sah Männer, über deren Ungläubigkeit man mehr als bloßen Verdacht hegte," sagte der gelehrte Naturforscher Pluche, „welche ungemein betroffen und verlegen wurden über die Genauigkeit, womit die verschiedenen Erzählungen in der Bibel von einem Lebensalter zum anderen jedesmal dem damaligen Zustande der Gesellschaft entsprechen. Immer fand ich sie unruhig und schwankend, und dies desto mehr, je ausgebreitetere Kenntnisse sie besaßen, und je gerader ihr Charakter war."

Hier könnten wir unsere Studien schließen und die erhabene Wahrheit, die ihr Gegenstand war, als erreicht betrachten; ein menschliches System würde daran genug haben. Denn die menschlichen Systeme, auch wenn sie noch so gut aufgebauet sind, beruhen nur auf einem einzigen Gange sorgfältig entwickelter Ideen; ist eine von diesen schlecht angebracht und unhaltbar, so kann sie die Festigkeit des ganzen Gebäudes mit in Gefahr bringen. Aber das Christenthum bietet tausend Richtungen und Wege, zu ihm zu kommen, und sieht alle Wahrheiten herbeieilen und um seine Grundlagen sich anlehnen. Alles dient dazu, es zu erklären, und es selbst erklärt wiederum Alles. Es ermüdet den menschlichen Geist mehr durch die Beweise, die es seiner Forschung darbietet, als durch die Opfer, die es seinem Glauben abverlangt. Indeß, versäumen wir's nicht, diese Beweise kennen zu lernen, und schrecken wir nicht zurück vor der Mühe, die sie uns machen werden! wir wollen ja aufrichtig die Wahrheit; wir kennen ihren Werth und finden in ihrer Entdeckung die Ruhe unseres Innern und die Linderung all' unserer Mühsale.

Brief des Hochwürdigen Paters Lacordaire an Herrn August Nicolas, Verfasser der „Philosophischen Studien über das Christenthum."

Mein Herr!

Sie haben die Gefälligkeit gehabt, mir ein Exemplar Ihrer „Philosophischen Studien über das Christenthum" zuzuschicken. Sie erinnerten sich der Zeit, — es ist schon lange her, — wo Sie noch im Zweifel waren, ob es Gottes Wille sei, daß Sie diese Arbeit übernähmen. Sie staunten damals über die Höhe der Gedanken, die unaufhörlich Ihnen vorschwebten und an die Thüre des Rechtsgelehrten anklopften, und Sie stellten an mich die Frage, ob Sie dieselben ansehen sollten wie Obdachlose, welche die Vorsehung Ihnen zu beherbergen zuschicke, oder wie vornehme Reisende aus fremdem Lande, die sich von ihrem rechten Wege verirrt hätten. Ich war so glücklich, wenigstens eine Ecke des Schleiers wegzuheben, der Sie vor Ihnen selbst verborgen hielt. Sie konnten es nicht glauben, daß Gott einen Laien, einen Juristen, zu der seltenen und großen Ehre berufen habe, im Christenthume gründlich zu forschen und dasselbe durch ein Bekenntniß, das sich auf Beweise stütze, zu vertheidigen, — ja, es zu vertheidigen vor jener großen Zuhörerschaar, die es seit mehr als achtzehnhundert Jahren vor Augen hat, hört und beurtheilt. Ich habe Ihnen fast die Feder in die Hand gegeben. Aber, müßte ich nicht davon schweigen? — heute, wo Ihr Buch schon erschienen ist, und wo es zu mir zurückkommt wie ein Kind, welches, zum Manne gereift, mit Ruhm und Tugend gekrönt, den Freund seines Vaters einmal wieder besucht? Jedoch, können wir nicht ohne beiderseitigen Hochmuth zusammen sprechen über diesen innigstgeliebten Sohn? und gehört nicht dieses Buch nunmehr der Oeffentlichkeit an, welche weiß, daß es zu Gottes Ehre geschrieben ist? Mögen Alle es hören, was wir über seine Veranlassung vertraulich mit einander sprechen! oder haben wir etwas, — wir Katholiken, — was wir nicht sagen dürften, daß alle Welt es höre?

Zuerst nun muß ich meine Bewunderung darüber aussprechen, mit welcher Sorgfalt Sie an jener Form festgehalten haben, die man seit zwei Jahrhunderten bei unterer Polemik gegen den Unglauben beobachtet hat. Diese Form war folgende. Man fing damit an, die Existenz

Gottes festzustellen, darauf die des Menschen, insofern er Geist ist, und endlich die Beziehung beider zu einander durch den Cultus. Diese drei Fundamentalwahrheiten dienten als Vorhalle zu all' dem Uebrigen, und man hatte den Vortheil, daß sie nicht blos Vernunft-Wahrheiten, sondern überlieferte, praktische Wahrheiten waren, geknüpft an die Weltgeschichte, von welchem Punkte aus man diese auch betrachten mochte. Gott, die Seele, der Cultus, — welch herrlicher Eingang! Indeß konnte man sich's doch nicht verhehlen, daß auf diesem majestätischen Portale mancher Schatten lag, und daß verschiedene Hände dauernde Verletzungen hineingestoßen, als sie nächtlicher Weile den unverwüstlichen Bau versuchen wollten, ob er wohl wanke. So entstand denn in unserer Erkenntniß ein ungeheurer Conflict. Gott existirt, die Seele existirt, der Cultus existirt; aber was ist Gott? was ist Seele? was ist Cultus? In diesen Fragen mischten sich Finsterniß und Licht in schauderhafter Vermählung, und der Geist irrte von der Anbetung zur Gotteslästerung, und von der Gotteslästerung zur Anbetung hin und her. Vergebens bemühte sich der christliche Philosoph, mit Hülfe der abstracten Metaphysik diese ursprünglichen Elemente von ihrer Verbindung mit der Religion zu reinigen und sie für sich allein zu betrachten. Das Resultat blieb immer dasselbe, und sobald man zur Wirklichkeit zurückkehrte, stellte sich stets von Neuem heraus, daß die Völker, obgleich von der dreifachen Idee — von Gott, von der Seele, vom Cultus — lebend, dennoch kein gleichmäßiges Licht daraus schöpften, und daß die Philosophie, so lange sie sich auf eigene Füße stellte, ebenfalls nichts Besseres ausgerichtet hatte. Der Schluß war, daß man Gott nur durch Gott, d. h. durch eine Offenbarung, erkennen könne.

Aber wo war die Offenbarung? Denn wenn sie nothwendig ist, so ist sie immer dagewesen.

Pascal, der sich diese Frage gestellt hat, wies in der Welt hin auf ein Volk, merkbar gemacht durch außerordentliche Zeichen, — ein Volk, für sich allein dastehend, das älteste von allen, seiner Fortdauer gewiß und stolz darauf, im Besitze eines Buches, welches ebenso, wie es selbst, staunenswerth sei durch sein Alterthum, seine Aechtheit und seinen tiefen Inhalt; dieses Volk und sein Buch seien beide allgemein geworden, und von ihnen seien in unbestreitbarer Abstammung hervorgegangen zwei noch größere Wunder, — Jesus Christus und die katholische Kirche. Pascal und wir Alle mit ihm behaupteten, daß jenes Volk eben dasjenige wäre, bei welchem die Offenbarung hinterlegt sei, — eine Offenbarung, die zurückgeht bis zum Ursprunge der Welt und lebendig erhalten, erneuert, von einem

Zeitalter zum anderen als wahr bestätigt, in ununterbrochener Linie bis zu uns gekommen ist. So schloß sich die Geschichte an die Metaphysik; sie war ebenso achtbar, wie die Metaphysik selbst, und hergenommen, wie sie, aus dem innersten Wesen der Menschheit. Zwischen Adam und dem jüdischen Volke fanden wir als Bindemittel einige berühmte Patriarchen, die mit ihrem Andenken zweien oder dreien großartigen Begebenheiten angehörten, nämlich Sündfluth, Sprachenverwirrung und Zerstreuung der Völker. Zwischen dem jüdischen Volke und Jesus Christus trafen wir auf eine lange Reihe von Propheten, die in ihren Schriften, von bestimmtem Datum, die künftigen Schicksale der Reiche und die Ankunft des Gottmenschen, des Retters und Heilandes der Welt, vorhersagten. Zwischen Jesus Christus und uns endlich sahen wir die katholische Kirche, die Ergänzung und Erklärung aller voraufgegangenen Geschichte, die Kirche, die nunmehr auf einer ununterbrochenen Thätigkeit von sechzig Jahrhunderten fußt und uns beim Rückblicke auf diese Vergangenheit über dieselbe ein erstaunliches Licht und eine untrügliche Gewißheit verschafft.

Das war, um nicht weiter ins Einzelne zu gehen, der Plan, wie er von unseren Vorgängern auf uns gekommen. Seine Grundlage bildeten jene drei Wahrheiten, von denen das Menschengeschlecht, wenn es auch wohl an ihnen rüttelte, doch niemals sich loswinden konnte. Gestützt auf dieses Fundament, für alle Zeiten und Orte dasselbe, konnte man das ganze Alterthum, was seine Religion betrifft, in dem jüdischen Volke zusammenfassen. Jesus Christus — hervorgegangen aus dieser doppelten Quelle! die Kirche — die Tochter Jesu Christi! Alle diese Elemente durchdrangen sich wechselseitig, waren gleichsam mit einander verschmolzen, und bildeten nur ein einziges Gebäude, welches an Consequenz, an Sittlichkeit, an Fortdauer, an Ausdehnung und an Unerschütterlichkeit Alles übertraf, was man seit Anfang der Welt bis heute gesehen hat.

Aber dieser Plan, so vollständig er auch angezeigt war, war dennoch niemals im Großen und Ganzen ausgeführt worden von der Feder eines Franzosen, der zugleich gelehrt und beredt gewesen wäre. Pascal hatte davon in seinen Pensées die Hauptlinien in großen Zügen entworfen; Bossuet hatte in seinen Discours sur l'histoire universelle die Reihe der christlichen Thatsachen durch alle Zeitalter hindurch lichtvoll hervortreten lassen; Fenélon hatte in seinen metaphysischen Schriften bewunderungswürdige Gedanken entwickelt über Gott, die Seele und deren Beziehungen zu einander; de Bonald war in seinen Recherches philosophiques demselben Gegenstande noch näher gekommen; de Maistre hatte in seinen Soi-

rées de St. Pétersbourg tausend hellleuchtende Blitzstrahlen durch die dichten Wolken zucken lassen, die durch das Zeitalter Voltaire's aufgethürmt waren; de Lamennais hatte in einem ersten Bande ein Monument errichtet, das leider unvollendet blieb; Frayssinous hatte in seinen Conférences ein mehr vollständiges Ganzes unternommen, in welchem sich aber noch viele Lücken bemerkbar machten. Wollte Jemand fragen nach einer vollständig abgeschlossenen Darlegung der Beweise von der Göttlichkeit des Christenthums, in unserer Sprache verfaßt, die den Forderungen des Verstandes, der Wissenschaft, des Geschmackes, des Herzens und der Einbildungskraft und all' den verschiedenen Bedürfnissen einer nach Wahrheit schmachtenden Seele Genüge leiste, so war es unmöglich, ihm eine Antwort zu geben, es sei denn fragmentarisch. Wie oft hat man von mir im Laufe meines Amtes ein Buch verlangt, ein einziges Buch! denn der Geist wechselt nicht gern seinen Lehrer; hat er einmal mit einem Freunde, der im Stande ist, ihn zu belehren, sich so weit in Vertraulichkeit eingelassen, daß er ihn an seinen Herd ruft, so will er auch seine Thür schließen und Niemanden mehr hereinlassen, der sie in ihren Mittheilungen stören könnte. Sowohl die Verschiedenheit des Stils, als auch die Schwierigkeit, Ideen mit einander zu verknüpfen, die nicht eine und dieselbe Hand gezeichnet hat, sind für die Ueberzeugung ein Hinderniß. Auf der Reise um die Welt behält man gern dasselbe Schiff, welches uns im Hafen an Bord nahm und das erste war, das uns den Muth gab, unter unseren Füßen die Wogen zu fühlen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß jemals ein Buch Alles sagen könne, noch auch, daß das nothwendig sei. Gar oft reicht ein einziger Lichtstrahl hin, daß man die Wahrheit ergreift und erkennt; gleichwie in tiefer Nacht ein einfacher Sternschnuppen uns den ganzen Himmel beleuchtet. Aber das sind Gewaltschläge, die uns, eben weil es unsere Berufspflicht ist, nicht der Sorge überheben, nach unseren besten Kräften das Haus zu erhellen und seinen ganzen Bau durch eine stete und volle Beleuchtung den Gästen und Zuschauern zu entschleiern.

Sie haben also sehr richtig geurtheilt, mein Herr, daß der alte Plan der Apologie, weil er nicht vollständig ausgeführt war, noch neu wäre, und daß der Kirche ein vortrefflicher Dienst erwiesen würde, wenn man einmal ihr Mauerwerk und Getäfel in seiner ganzen Vollendung und Ordnung aufstellte. Sie hätten daran scheitern können, sei es durch Mattigkeit der Gedanken, sei es durch Armuth des Stils, sei es durch Dürftigkeit der Kenntnisse, oder durch Mangel an christlichem Sinne; tausend Abgründe öffneten sich Ihnen zu beiden Seiten. Gott sei Dank! es ist Ihnen gelungen;

Ihr Buch ist ungeachtet seiner Mängel das vollständigste, das lehrreichste, das brauchbarste und neueste von Allem, was ich zur Empfehlung unseres gemeinschaftlichen Glaubens gelesen habe. Sie werden künftig meine beste Antwort sein, wenn mich Jemand um ein Buch fragt, worin er lernen könne, Jesum Christum zu erkennen. Ich sage künftig; denn dieses Buch gehört zu jenen Geschenken, welche die Hand Gottes so selten spendet, und ich kann nicht hoffen, daß er mir, so lange ich lebe, im Gebiete der Polemik noch einen anderen Beistand von ebenso herrlichem Werthe zuschicken werde. Schon hat der Hochwürdigste Herr Erzbischof von Bordeaux Ihnen öffentlich eine Ehrerbietung erwiesen, die von größerem Gewichte ist, als die meinige. Aber niemals ist es unnütz, und wäre es auch am letzten Platze, Ehre zu geben dem, der sie verdient.

Bis hierher habe ich Sie gelobt wegen Ihrer kindlichen Folgsamkeit, womit sie in der christlichen Polemik gegen den Unglauben den Weg der Ueberlieferung beibehalten haben. Das soll aber nicht heißen, daß Sie kein eigenes Verdienst eingelegt hätten, oder daß Sie keine Seite und keine Ansicht darböten, die Ihnen zugehöre. Selbst wenn er seinen Gedanken in einen herkömmlichen Rahmen schließt, bekundet der überlegene Geist dennoch jeden Augenblick seine Eigenthümlichkeit. Mit Behendigkeit bewegt er sich in dem Kreise, an den er freiwillig sich fesselt, und je schwieriger ihm das Feld vorkommt, wo er seine Kraft messen soll, desto mehr zeigt sich seine Schmiegsamkeit und sein leichter Schwung. Uebrigens leben Sie, mein Herr, in einer Epoche, die, wenn man so sagen darf, zu sehr eine offenbarende ist, als daß der Himmel und die Erde nicht zu Ihnen geredet hätten. Die Zeichen mehren sich vor unseren Augen seit fünfzig Jahren. Die Geheimnisse der Vorsehung, verdeckt im Innern der Natur und Geschichte, kommen zu Tage unter der staunenden Hand der Gelehrten; die Umwälzungen, in denen die lebenden Schichten der Generationen bis auf den Grund aufgewühlt werden, entblößen die Ohnmacht des Menschen und zeigen uns das wohlthätige Walten Gottes; Alles gewinnt Kraft und Wachsthum im Reiche der Wahrheit, während im Reiche der Negation Alles verkümmert und dahinwelkt. Als Laie mitten in den Bewegungen dieses Jahrhunderts lebend, und als Christ dem unergründlichen Strome der Ewigkeit folgend, haben Sie den doppelten Lauf der Dinge empfunden, und frei von Verachtung gegen das Eine, wie frei von blinder Leidenschaft für das Andere, ist Ihre Seele der Vorzeit angehörig geblieben und zugleich der Mitwelt gefolgt; sie hat Alles gesehen, Alles gehört, Alles gesammelt, und hat über

uns ausgebreitet jenen Schatz des Familienvaters, den Jesus Christus selbst uns beschreibt als bestehend aus Neuem und Altem. Omnis scriba doctus in regno coelorum similis est homini patrifamilias, qui profert de thesauro suo nova et vetera. Sie haben mich nicht blos durch die Leichtigkeit Ihrer Citationen überrascht, sondern auch zu gleicher Zeit durch deren mäßigen Gebrauch in Staunen versetzt. Es ist kein neueres Werk, dem Sie nicht sein letztes Wort der Wissenschaft entnommen hätten; und dennoch haben Sie Ihre Gelehrsamkeit niemals mißbraucht, so daß sich der Leser etwa durch ihr Gewicht beschwert fühlte. Die dreihundert Seiten, welche Sie Moses als dem Verfasser der Erzählung von der Schöpfung, vom Sündenfalle und von den großen und wichtigen Begebenheiten der Urzeit gewidmet haben, sind reich an gelehrten Zeugnissen jeder Art, jedoch so, daß der Geist von Anfang bis Ende mit Leichtigkeit dieses Kriegsgeräth mitträgt, weil nichts Unnützes dabei ist, und weil das Licht, das uns bei jedem Schritte heller sprudelt, unsere Aufmerksamkeit fesselt und uns keine Zeit läßt, überdrüssig zu werden. Moses, vor den Richterstuhl der Wissenschaft gefordert wegen zwanzig Aussagen von hohem Belang, die ebensoviele Beschwerdepunkte sind entweder für oder wider ihn, tritt gerechtfertigt hervor, und mit Ruhm bedeckt wächst seine Gestalt zusehends bis zu jener täuschenden Größe, die ihm der Meißel Michel Angelo's auf dem Grabmale Julius' II. gegeben hat.

Während z. B. Bossuet, um das Werden des Lichts vor Erschaffung der Sonne zu erklären, genöthigt war, zu Beweisgründen aus der Moral seine Zuflucht zu nehmen, sind Sie günstiger gestellt, als er, und können, gestützt auf die Schultern d'Young's und de Fresnel's, die Antwort geben, daß das Licht das Resultat eines feinen Fluidums ist, verbreitet im ganzen Universum, dunkel, wenn es sich in Ruhe befindet, hell, wenn es in Schwingungen gebracht ist; und daß die Sonne, die ohne Zweifel ein fester und runder Körper ist, bei diesem Geschäfte nur die Rolle einer ungeheuren Volta'schen Säule spielt. Moses wird auf diese Weise der Zeitgenosse und College des Herrn Arago an der Akademie der Wissenschaften: — ein Zusammentreffen, das nicht verfehlen wird, ihm zur Ehre zu gereichen, ihm, dem Anführer einer kleinen asiatischen Horde, der gerade dreitausend und einige hundert Jahre vor der letzten Wiedervereinigung des Institut de France gelebt hat.

Die Wissenschaft ist jedoch nicht das einzige Arsenal, wo Sie die alten Waffen der Wahrheit wieder verjüngt haben. Die Fortschritte der christlichen Philosophie, die ebenfalls auf dem Gebiete

der Beobachtung gewonnen wurden, haben Ihnen fortwährend ihre Dienste geleistet. So haben Sie namentlich in dem Kapitel über die Nothwendigkeit einer Uroffenbarung, wo Sie sich die Arbeiten des Herrn de Bonald zu Nutzen machen, dem Grunde des ersten Offenbarungswortes nachgesucht bis in die Einrichtung der Federn und Triebräder des Gedankens selbst. Alles nimmt auf diese Weise unter Ihrer Feder nebst einem neuen Gewande auch noch den Charakter der Entschiedenheit an. Man fühlt, wenn man Sie liest, daß der Boden unter den Füßen des Gläubigen sich wunderbar festgesetzt hat. Niemals gehen Sie bis zur Beleidigung gegen den Irrthum, aber ungeachtet des wahrhaft bescheidenen Tones läuft durch Ihre ganze Arbeit ein leiser und anhaltender Wiederhall von Ueberlegenheit, der aus der Gründlichkeit herrührt und gleichsam das Echo ist von einer zehnfach verstärkten Gewißheit. Man athmet leicht und behaglich in der Wahrheit; man erfreut sich ihrer als eines Gutes, das uns kein Räuber mehr nehmen kann; man wandelt durchaus gerades Wegs in dem Lichte, ohne sich vor ihm zu fürchten und ohne Anstoß zu nehmen. Sie führen den Leser — und darin besteht die glücklichste Neuerung, die Sie gemacht haben — bis in die Tiefe der christlichen Geheimnisse, nicht allein um dieselben auf Grund jenes allerhöchsten Wortes, das sie wie ein Gesetz verkündigt hat, anzubeten, sondern um dort durch unmittelbare Betrachtung die Gründe für ihre Verehrung und Liebe zu schöpfen. Schon der h. Thomas hat in seiner Summa diesen Weg eingeschlagen: zu überreden durch die Kraft des Dogma's selbst. Sie kommen darauf zurück, aber in anderer Weise. Der h. Thomas brach sich die Bahn durch die Dunkelheit der Geheimnisse mit dem Eisen und dem Stahl einer Metaphysik, die jede Probe bestand. Jetzt, da an Sie die Reihe gekommen, in jene Geheimnisse einzudringen, haben Sie es vorgezogen, uns deren innige Beziehungen zu den Bedürfnissen unseres Herzens und zu den großen Gesetzen der Gesellschaft zu zeigen. Das war zugleich die Antwort auf eine Frage, die von Seiten der menschlichen Vernunft täglich mehr oder weniger aufgeworfen wurde. Die ersten Apologeten stützten sich zwar hauptsächlich auf die Wunderwerke und Prophezeihungen, die das äußerliche Zeichen der Gottheit sind; aber sie vernachlässigten es nicht, Gott auch auf diese andere Weise zu zeigen und ihn aus dem tiefen Inhalt der Lehre selbst zu offenbaren. Die Wunder und die Prophezeihungen sind das Gefäß der geoffenbarten Wahrheit; aber die Wahrheit selbst hat ihren Wohlgeschmack und ihre Würze, und mag das Gefäß noch so werthvoll sein, der süße Inhalt bekundet sich auch durch

seine eigene Güte. Wie viele Menschen giebt es nicht heute, denen das Christenthum nichts Anderes ist, als eine Reihe von ungereimten Aussagen, welche nach ihrer Meinung auf Handlungen fußen, die unmöglich seien! Vom Evangelium können sie nichts sehen oder hören, ohne eine Art von Betäubung zu bekommen, und in ihre Verachtung mischt sich das Gefühl des Mitleids. Vergeblich werden Sie ihnen auseinandersetzen das Alter des Christenthums, seine mit der Zeit schnell und riesenhaft zunehmende Verbreitung, seine Propheten, seine Thaumaturgen, seine Märtyrer, sein Aufblühen unter dem Kreuze Jesu Christi, seine unzähligen und unvergleichlichen Wohlthaten, seine Einschaltung in die Geschicke der Menschheit und endlich den ganzen äußeren Bau dieses hohen und tiefgründenden Palastes; ihr Gedanke verabscheut die Rinde, weil sie die Frucht noch nicht gekostet haben. Oeffnen Sie ihnen das Innere, wenn's möglich ist, und vielleicht wird eine Thräne oder ein Blick Sie lehren, daß wiederum eine Seele mehr der Wahrheit angehört.

Diese Wirkung, die uns über alle traurigen Erfahrungen tröstet, wird Ihnen oft beschieden werden. Fern von Ihnen und ohne Ihr Wissen werden Ihnen Kinder geboren werden in der Religion, der unbegrenzten an Licht und Segen. Die Einen werden Ihnen vorangehen, die Anderen werden im Himmel Sie wiederfinden; sie Alle aber werden nicht aufhören, die unbekannte Hand zu segnen, die sie zu Kindern Gottes gemacht hat.

Darf ich nun auch offenherzig über die Mängel Ihres Werkes sprechen? Ich nenne Mängel, was mir so scheint. Indeß, es heißt schon die Strenge meiner Kritik bedeutend vermindern, wenn ich hier ausspreche, daß Sie ihr letzter Richter bleiben.

Die ganze Reihe Ihrer Beweisführung haben Sie in drei besondere Klassen eingetheilt. Der erste Theil enthält unter der Ueberschrift Philosophische Gründe die Argumente, welche sich auf die Grunddogmen von Gott, von der Seele und von der Anbetung, ferner auf die Nothwendigkeit einer Uroffenbarung und einer zweiten Offenbarung, und auf den Zusammenhang beider durch Moses, der zwischen Adam und Christus in der Mitte steht, beziehen. Der zweite Theil, über die Inneren Gründe, enthält die Darlegung der durch beide Offenbarungen kundgegebenen Lehre und zeigt ihre Macht und Schönheit. Der dritte Theil, mit der Ueberschrift Aeußere Gründe, handelt über Jesus Christus, der schon allem Vorhergehenden zu Grunde lag, und erweiset insbesondere dessen Gottheit aus dem Charakter seiner Person und seines Lebens, aus der Natur der Evangelien, aus den Prophezeihungen, aus den Wun-

dern, aus der Gründung des Christenthums, seinem Einflusse auf die Welt und seiner Fortdauer. Aus dieser Eintheilung ergiebt sich ein gewisser Mangel an Einheit und Stetigkeit in der Beweisführung, der Ihrem Werke einen Theil seines monumentalen Charakters nimmt. Es sind das vielmehr drei Abhandlungen, als ein einziges lebendiges Ganzes, das ununterbrochen weiter geht, bei jedem Schritte an Umfang und Tiefe wächst und den Leser mit sich fortreißt. Nachdem man die große Gestalt des Moses, der ganz vortrefflich zwischen der Vergangenheit und Zukunft der Wahrheit seinen Platz hat, nach Wunsch gesehen und die Ankunft Jesu Christi ausführlich kennen gelernt hat, wird man plötzlich eingehalten und in das Innere der Lehre versetzt; die Geschichte bricht da unverhofft ab. Manche Wiederholungen sind die Folge eines solchen Verfahrens. Ebenso wenig kann ich die Eintheilung der Kapitel in Paragraphen und der Paragraphen in Abschnitte, die mit Nummern bezeichnet sind, billigen. Diese zu häufigen Mittel, das Verständniß zu erleichtern, geben dem Buche ein schulmäßiges Aussehen, welches die Kunst verletzt, ohne der Auffassung zu nützen. Es ist natürlich, daß eine Reihe von Kapiteln dem Leser die Hauptpunkte des Raumes anzeigt, den er durchlaufen soll; aber wenn das geschehen ist, so muß die Klarheit aus dem Zusammenhange der Gedanken und aus der Bestimmtheit ihres Ausdruckes von selber kommen. Die weitere Eintheilung ist nur ein mechanisches Zerlegen, welches den Lauf der Rede unterbricht und beim Lesen eine unangenehme Empfindung verursacht, — ähnlich wie in einem Wagen, der zu oft einhält. Man sieht, daß Sie Ihr Buch mit der Bescheidenheit eines Juristen, der Abhandlungen schreibt, beurtheilt haben. Dieser Gesichtspunkt, — verzeihen Sie! — ist falsch. Ein Buch für Jesus Christus ist eine Kirche, und das Ihrige ist ein Dom; Sie sind ihm, und mit ihm auch uns, die großen Formen der Kunst schuldig.

In Ihrem ersten Theile habe ich gestaunt, daß Sie von der Seele handeln, bevor Sie von Gott handeln. Das ist nicht, wenn ich mich recht besinne, die übliche Ordnung; Gott ist immer der Seele vorangegangen. Gott ist die erste philosophische und die erste religiöse Wahrheit, zwar nicht nach der abstracten Ordnung des Rationalisten, der dasjenige, was er in seinem Geiste als das Erste hat, stets hinterher sucht, sondern nach der Ordnung der gründlichen Unterweisung, durch welche uns seit Adam die Wahrheiten, die zum Leben des Menschengeschlechts nothwendig sind, mitgetheilt werden. Das Kind hat eine klare Idee von Gott, bevor es noch eine klare Idee von der Seele hat; und nicht selten

findet man Menschen, die es sich nicht unterstehen, Gott zu leugnen, wohl aber die Existenz des immateriellen Wesens, das mit ihrem Körper vereinigt sei, entschieden in Abrede stellen. Eben darum ist die Leugnung Gottes der gröbste und vollständigste Irrthum, gerade jener Irrthum, der den Menschen stets ein unaussprechliches Entsetzen einflößt, denn er ist die letzte Anstrengung eines Geistes, der endlich Alles aufbietet, um sich der Ordnung und Wahrheit zu entwinden. Berühren wir gar nicht den Punkt, ob Gott sich selber gemacht habe! Und wenn auch die scheinbar vortrefflichste Ideologie den ersten Platz zu Gunsten der Seele verlangen sollte, so wollen wir doch Gott an der Spitze alles Guten und Wahren beibehalten. Stellen wir nicht die abstracte Ordnung über die concrete, die Ideologie über die Ontologie, den Geist der Erfindung über den der Tradition! Gehen wir nicht zuerst von uns selber aus, die wir nichts sind, sondern von Gott, der überall Alles ist!

Auf den ersteren Seiten Ihres Kapitels über die Trinität scheinen Sie sich zu entschuldigen, daß Sie einen Gegenstand, der sich für moralische Betrachtungen so wenig eigne, behandeln wollen; und Sie stellen gewissermaßen die Regel auf, daß man öffentlich nur mit der größten Zurückhaltung darüber reden dürfe. Das ist eine ganz vereinzelte Idee und Ihr eigenes Kapitel widerlegt dieselbe glänzend. Bossuet fürchtete sich nicht, im siebzehnten Jahrhunderte eine Predigt über die heilige Dreifaltigkeit zu halten. Der h. Augustinus und der h. Thomas sind nirgends bewunderungswürdiger, als in ihren Arbeiten über dieses große Geheimniß. Weit entfernt, daß dasselbe die Vernunft abschrecke, ist es vielmehr unter allen gerade dasjenige, welches durch Analogieen aus der natürlichen Ordnung am meisten beleuchtet und bestätigt wird. Da Alles nach dem Bilde, welches Gott in sich selber erblickte, gemacht worden ist, so war es unmöglich, daß die Welt und insbesondere die menschliche Seele in ihrer Art und Weise zu sein und in ihren Thätigkeiten nicht einige Spuren der höheren Welt und des göttlichen Seins enthielten. Es ist keineswegs der Fall, daß die Trinität die Idee Gottes verdunkelt, sie macht uns im Gegentheil gleichsam seinen innersten Athemzug, das ewige Aus- und Einströmen, welches seine unveränderliche Bewegung und den Inegoismus seiner unendlichen Seligkeit ausmacht, bis zu einem gewissen Grade wahrnehmbar. Sie erklärt uns, warum Gott nicht nöthig hatte, in der Schöpfung und Regierung der Welt sich eine Beschäftigung zu suchen; warum das Leben und die Gesellschaft eine und die nämliche Sache sind; warum die Familie, mittelst Zeugung

und Vaterschaft gebildet, der Ursprung aller gesellschaftlichen Beziehungen ist. Sie läßt uns eindringen bis an die Wurzel jener geheimnißvollen Verbindungen der Einheit und Mehrheit, der Gleichheit und Rangordnung, die sich in allen Plänen der Schöpfung wiederfinden. Die Wissenschaft hat bereits Vieles entdeckt und wird unaufhörlich in diesem tiefen Abgrunde von unermeßlicher Klarheit noch neue Gesichtspunkte entdecken. Auch haben Sie selber am Ende zugegeben, daß jedes Volk, welches mit dem Geheimnisse der heiligen Trinität nicht vertraut war, Gott nicht recht gekannt und das Glück einer wahren Civilisation nicht recht genossen habe. Aber es bleibt dabei, und Ihr Buch ist von Anfang bis zu Ende der Beweis dafür, daß Sie einmal gegen die Beleuchtungen, welche aus der höheren religiösen Metaphysik geschöpft werden, eingenommen sind; nicht, weil Sie zu dieser Art Speculation weniger fähig wären, sondern weil Sie dieselbe für weniger geeignet hielten, auf die große Mehrzahl Ihrer Leser Eindruck zu machen. Sie haben aus dem Lichte gerade diejenigen Strahlen gewählt, die zu Aller Augen gelangen; es ist das die Sorgfalt einer bescheidenen und liebenswürdigen Frömmigkeit. Aber dennoch muß ich es bedauern; manche Lücken, die vielleicht einer großen Zahl von ringenden Geistern empfindlich werden, sind daher entstanden.

So geben Sie auch keine einzige von den metaphysischen Erläuterungen, die dem Geheimnisse der Eucharistie seine scheinbaren Unmöglichkeiten nehmen. Dieselben sind freilich nur Hypothesen. Aber selbst die positivste Wissenschaft hat zahlreiche Hypothesen; und es ist schon viel, wenn man im Stande ist, mehrere Beziehungen als ein Ganzes aufzufassen, das gewisse Schwierigkeiten der Dinge beleuchtet, ohne irgend einem Gesetze der Natur oder der Logik zu widersprechen. Eine der feindlichsten und keineswegs seltenen Stimmungen gegen das Christenthum ist die vermeintliche Ueberzeugung, seine Lehre sei ein Gewebe von physischen und metaphysischen Ungereimtheiten, das keine Kraft habe, eine Erörterung vom Gesichtspunkte der Wissenschaft und der Logik aus zu bestehen. Nun können aber weder die moralischen und socialen, noch auch die historischen Argumente diesem beklagenswerthen Vorurtheile beikommen. Zwar müßte man den Schluß ziehen, daß das Ungereimte unmöglich der Vater des Schönen, Guten, Ergreifenden und Erhabenen sein könne; der h. Vincenz von Paul beweiset besser, als Bossuet, die Göttlichkeit jener Lehre, die beide gebildet hat; und ein Act der Tugend ist wahrlich eine metaphysische Prämisse mit derselben Kraft, wie ein Vernunftsatz. Aber der Mensch ist einmal so, daß er in seinen Schlüssen nicht gern

vom Gebiete des Guten auf das des Wahren übergeht, und daß gewisse scheinbare Widersprüche selbst einen Ehrenmann, der die moralische Ueberlegenheit des Evangeliums und der Kirche über jede andere Anstalt klar sieht und laut bekennt, wohl hundert Jahre lang an den Pforten des Christenthums zurückhalten. Warum sollte man solchen Seelen das verweigern, was ihnen der h. Augustinus und der h. Thomas so reichlich spendeten! Warum sollte man es ihnen nicht offenbaren, daß die größten Metaphysiker der Welt aus der katholischen Schule hervorgegangen sind! Warum sollte man ihnen nicht bei jedem Dogma den wunderbaren Horizont der christlichen Speculation eröffnen und ihnen so die ganze Freiheit zeigen, die Gott unserem Geiste gelassen, und alle Hülfsmittel auseinandersetzen, über welche sie verfügt, um sich sogar im Geheimniß eine Herrschaft zu gründen, die einem Newton und Leibnitz genügte! Welcher Geist wäre wohl beim Studium der Summa des h. Thomas kalt geblieben für jenen Schatz von Ideen, der so natürlich und reich dahinfließt und gleichsam spielend vom Anfang bis zum Ende der positiven Theologie eben solche Gebiete befruchtet, die man gerade wegen ihrer Größe zu einer majestätischen Trockenheit verurtheilt glaubte! Zwar sind nicht Alle fähig, solche riesige Arbeiten zu schätzen; aber jedes Jahrhundert hat die Pflicht, sie durch den Mund oder die Feder seiner Apologeten uns nahe zu legen und mittelst der Beredtsamkeit und Klarheit populär zu machen. Ich will jedoch nicht sagen, daß die alltägliche Besprechung das Resultat sei, welches diesen Triumphen des religiösen Gedankens verheißen ist; Gott allein macht durch die Einflößung seiner Gnade die Bekehrungen. Aber unsere Sache ist es, die Hindernisse zu beseitigen, welche der Mensch dem Wirken Gottes entgegensetzt; und das Dunkel des Verständnisses zählt vielleicht ebenso zu diesen Hindernissen, wie die Verderbtheit des Herzens. Mit einem Apologeten ist es ganz anders, als mit einem Seelenhirten. Der Seelenhirt wendet sich an die Gläubigen, an die Gutwilligen, an die Armen; er geht vom Glauben aus, um denselben zu unterhalten und zu stärken. Der Apologet wendet sich an die, „welche draußen sind," wie der Apostel sagt; er streckt seine Hand aus der Arche und sucht um jeden Preis, nur nicht um etwas Böses, die Flüchtlinge Gottes wiederzugewinnen.

Im zweiten Theile habe ich bemerkt, daß Sie die Schöpfung und die Erbsünde ganz ausgelassen haben. Sie hatten früher den Sündenfall behandelt, aber blos in seiner Beziehung zur allgemeinen Tradition. Man würde diese Vergessenheit nicht begreifen können, wenn Sie ein vollständiges Ganzes der katholischen Lehre,

in welchem jedes Dogma mit seinem vorhergehenden und nachfolgenden logisch verkettet ist, hätten darbieten wollen. Aber es ist klar, daß dies nicht Ihre Absicht war. Ich bedaure das wieder. Es hätte Ihnen doch gewiß keine Mühe gekostet, dahin Einheit zu bringen, wo sie von selber schon ist!

Gott sei Dank! jetzt habe ich meine Kritik beendigt und komme wieder mit Freuden auf all das Herrliche und Ausgezeichnete zurück, was in Ihrem Buche enthalten ist. Sie haben der Religion ein dauerndes Monument errichtet und unter den christlichen Laien des neunzehnten Jahrhunderts, welche seit Chateaubriand, ihrem gemeinsamen Ahnherrn, in unserem Vaterlande die katholische Literatur, die lange Zeit unter dem feindlichen Genie zu Boden lag, glorreich wieder erhoben, Ihren Platz gesichert. Mit welcher Dankbarkeit habe ich nicht in den Falten meines Gedächtnisses zu deren Namen auch den Ihrigen gesetzt! Und das mit welcher Hoffnung! Denn das Buch, welches Sie Gott geopfert haben, gilt mir nicht blos als ein Dienst für die ewige Sache der Wahrheit, sondern es ist mir auch ein bedeutsames Zeichen. Geboren in einem Zeitalter der Umwandlung, wo es ungewiß ist, nach welcher Seite hin die Welt sich neigen wird, besorgt über den Plan der Vorsehung, erspähen wir mit heiliger Wißbegierde die Wege Gottes. Wir lauschen an den Pforten der Bestimmung und greifen gierig alle Worte auf, die aus der Zukunft in die Gegenwart fallen. Ist sie nicht eine Vorbedeutung, ein bezeichnender Vogelflug, — diese fortwährende Fruchtbarkeit, die der Kirche aus den Reihen ihrer einfachen Gläubigen so viele unvermuthete Vertheidiger giebt, welche es verstehen, eine achtunggebietende Feder zu führen! Haben Sie doch, mein Herr, obgleich seit Ihrer Jugend für das thätige Leben der Gerichtsschranke bestimmt und später als Friedensrichter einer großen Stadt mit Amtsgeschäften beladen, sich Zeit genug gespart, um in vier Bänden eine vollständige Apologie zu schreiben! Die Gebundenheit Ihres Geistes an das Studium und die Praxis des positiven Rechts hat Ihnen nichts von dem Blicke eines Mannes der Kirche genommen; Sie haben gesehen als Theologe, gedacht als Philosoph, geschrieben als Künstler, — und das bei Uns! Was ist es also, was Gott uns bereitet? und an welchen Zeichen, wenn nicht an diesem, sollen wir das Walten eines guten Willens, der nimmer ermüdet und längst die Stunde seiner offenen Bekundung festgesetzt hat, erkennen? Was gab es Aehnliches im achtzehnten Jahrhunderte? Wo waren damals in Laienkleidern die Chateaubriands, de Bonalds und de Maistres, — diese unerschöpfte Generation, die noch immer ihre Schossen treibt und für die Wahrheit eine ganze Armee bildet, in welcher zwar nicht alle den Namen Vä-

ter haben, aber bei keinem die Väter ihr Blut verleugnen werden? Von heute an nimmt diese Armee Sie auf, mein Herr, und vertrauet Ihnen einen Theil ihrer Fahnen an. Indem ich in ihrem Namen Sie mit dem brüderlichen Gruße bewillkommne, stelle ich mich keineswegs in ihre Reihen. Zu anderen Schaaren gesellt, bin ich Ihnen gegenüber nur eine Schildwache, ausgestellt von der Dankbarkeit, nur ein Soldat, der Sie zuerst gesehen hat. Diese Rolle genügt mir, sie versetzt mich zurück in jene Tage von Bordeaux, an die ich Sie zu Anfang erinnerte, — in jene Tage, die so schnell entflohen, die aber durch Ihr Buch, welches mir einen Wohlgeruch aus jenem an tüchtigen Männern stets fruchtbaren Boden zuführt, wieder aufgelebt sind.

Fr. Heinrich Dominikus Lacordaire,
aus dem Prediger-Orden.

Bemerkung des Verfassers.

Wir würden den vorstehenden Brief in der Verschwiegenheit unseres Dankes bewahrt und wenigstens die Oeffentlichkeit, welche er von seinem berühmten Verfasser erlangte, nicht noch weiter ausgedehnt haben, wenn es sich nicht um uns selber gehandelt hätte. Aber die Ehre dieses Buches, „welches bereits der Oeffentlichkeit angehörte, und von welchem man wußte, daß es zu Gottes Ehre geschrieben war," verlangte diesen Abdruck: und vielleicht wäre es von unserer Seite mehr Anmaßung als Bescheidenheit gewesen, wenn wir uns nicht dazu verstanden hätten. Zudem enthält jener Brief einige Kritiken, deren Gegenstand wir in dieser neuen Ausgabe bestehen ließen, und die wir eben deswegen nicht verheimlichen durften. Wir sind denselben die Achtung und Aufrichtigkeit schuldig, den Leser in Stand zu setzen, daß er sie kennen lerne und über uns urtheile. Hätten wir sie zur Zeit der Anordnung des Werkes vorhersehen können, so würden sie wohl auf seine Ausarbeitung von Einfluß gewesen sein. Aber etwas Anderes ist ein Buch, das noch gemacht werden soll, und etwas Anderes ein schon vollendetes. Das gegenwärtige hat seine eigene und bestimmte Gliederung, Physionomie und Existenz; und, falls es nicht von Neuem gemacht werden soll, läßt es sich keineswegs etwas tiefer berühren, ohne das Lebendige und Unterscheidende, was es an sich hat, zu verlieren. Uebrigens haben wir bei seiner abermaligen Durchsicht nichts unberücksichtigt gelassen, um es des hohen Beifalls, der es bei seinem ersten Auftreten ermuthigte, und der günstigen Aufnahme, die es im Publicum gefunden hat, wenigstens einigermaßen würdig zu machen. Der Hochw. Pater Lacordaire hatte die Freundlichkeit, zu sagen, er erkenne in dem Erscheinen dieses Buches ein Zeichen. Auch wir erblicken ein Zeichen, und zwar in seinem Erfolge, der uns erfreuet, ohne uns zu schmeicheln, — ähnlich wie sich der Landmann über die Ernte freuet, zu welcher er nichts Anderes beigetragen hat, als seinen Schweiß und sein Vertrauen.

A. N.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes.